VIII.T

S
1068
– 8 –

Paris,

ein

Gemälde von Mercier.

verdeutscht

von

Bernh. Georg Walch.

Achter Theil.

Leipzig,
im Schwickertschen Verlage 1784.

Sechshundert und viertes Kapitel.

Bicetre.

Ein schreckliches Geschwür an dem Staatskörper, ein großes, tiefes, eiterndes Geschwür, das man nicht ohne weggewandtem Auge anschauen kann. Bis auf die Luft des Ortes, die man vier hundert Toisen weit empfindet, alles sagt es euch, daß ihr euch einem Gefängnisse, einem Auffenthalte des Jammers, der Verachtung, des Elends nähert.

Bicetre ist der leztre Zufluchtsort für diejenigen, die vom Schicksale oder ihrer Unbesonnenheit hintergangen, die Unterstützung ihres harten, mühseligen Daseyns erbetteln mußten. Noch mehr es ist ein Gefängniß oder vielmehr ein Ort der Quaal, in welchem man alle diejenigen zusammenpfropft, welche die menschliche Gesellschaft beunruhiget haben.

Für den kleinen Punkt der Hauptstadt ein zu großer Aussatz. Dieser Name Bicetre ist ein Wort, das kein Mensch ohne Ekel, Abscheu und Verachtung aussprechen kann. Weil Bicetre der Sammelplatz alles dessen geworden ist, was die menschliche Gesellschaft nur Unreines und Verworfenes in sich faßt, weil es nur allein von der Ruchlosigkeit, von Betrügern, von Mouchards,

von Beutelschneidern, Dieben, falschen Münzern, von Knabenschändern bewohnet wird, so schaudert die Einbildungskraft zurück, so bald man dieses Wort, das alles Schändliche vor die Seele führt, nur aussprechen will.

Man betrübt sich, epileptische, schwachsinnige, närrische oder alte und gebrechliche Leute mit diesen Landstreichern an demselben Orte und an ihrer Seite zu sehen. Man nennt sie gute Arme; aber mich dünkt, daß sie von diesem Haufen Spitzbuben, die noch mehr Verachtung als Mitleiden einflössen, abgesondert werden sollten.

Ich sprach mit Einem dieser guten Armen und fragte ihn: was wünschtet ihr, mein Freund? — O, mein Herr, wenn ich nur einen Sol des Tages zu verzehren hätte? — Nun — Wir schlafen nicht weniger, als drey in einem Bette — Und wenn ihr nun zwey Sous hättet? — O, so wollt' ich die Woche zweimal Wein trinken — Und drey Sous? — dann wollt' ich alle drey Tage ein bisgen Fleisch essen! — — Ein Engländer, der mich begleitete, gab ihm so viel, daß er Wein trinken, Fleisch essen, und so gar wenigstens achtzehn Monate allein schlafen konnte. Ich thue mir Gewalt an, daß ich diesen Engländer nicht nenne, so schnell war seine erstre Empfindung.

Die Lage von Bicetre ist auf einem Hügel zwischen dem Dorfe von Ville-Juif und Gentilly, eine Meile von Paris. Wirklich macht es seine Lage zur Wiederherstellung der Kranken überaus geschickt und es ist auch weniger ansteckend, als die andern Hospitäler der Stadt. Es ist gewis, daß Bicetre der bequemste Ort für Eines der beßten und beträchtlichsten Hospitäler werden würde, wenn die Seine dahin geleitet werden könnte.

Um diesen so gewünschten Vortheil zu ersetzen, hat man Brunnen und einige Kanäle angelegt, die das Wasser von Arcueil herbeiführen, das Jedermann trinkt, die Officiere des Hauses ausgenommen, für welche alle Tage ein Wagen Wasser aus der Seine zufährt.

Einer dieser beiden Brunnen ist vorzüglich merkwürdig und zieht wegen seiner Größe, Tiefe und der einfachen Mechanik seiner Maschine, das Wasser mit zwey Eimern auszuschöpfen, deren Einer leer hinabsteigt, wenn der Andre voll emporsteigt, viele Zuschauer an sich.

Noch vor nicht langer Zeit waren täglich zwölf Pferde mit dieser Uebung beschäftigt; aber nach einer weisen Oekonomie, aus welcher ein noch größrer Vortheil entspringt, werden seither starke, kraftvolle Gefangene zu dieser Arbeit gebraucht. Sie entreißt sie einem gefährlichen

Müssiggange, erhält ihre Kräfte, verschaft ihnen etwas mehr Nahrung. Man ist diese nützliche Veränderung, die man noch weiter ausdehnen könnte, dem Herrn le Noir schuldig. Es geschiehet wirklich zuweilen, daß man aus Mangel des Wassers den Kranken nicht so viele Bäder geben kann — ein oft schädlicher Nachtheil, wie man leicht einsehen muß.

Man weiß es, daß das durch bleierne Röhren geführte Wasser ungesund werden kann und es also Klugheit seyn würde, diesem Ungemach abzuhelfen.

Die Anzahl der Bewohner des Bicetre ist nicht bestimmt. Im Winter ist sie beträchtlicher, weil viele Armen, die im Sommer Arbeit finden, im Winter ihre Zuflucht zu diesem Hospitale nehmen müssen, in welchem man dann auf viertausend fünfhundert Personen rechnet.

Ach wie viele Menschen gleichen den Fliegen! thätig im Sommer, elend im Winter. Behandelt uns die Natur, als Fliegen? Die Armen gleichen etwas dem Insekte, dem die Sonne Leben und Kraft und der Winter Tod oder Ermattung giebt. O nakte, herumschweifende, zügellose aber unter einem ernährenden Himmel lebende Lazzaroni von Neapel! — — Aber ich bin zu Bicetre.

Dienend unter einer Superiorin stehende

Schwestern haben die Aufsicht in diesem Hause. Wenn irgend eine Sache den Müssiggängern Schrecken gegen die Armuth einprägen und Liebe zur Arbeit einflössen muß, so ist es das Bild von Bicetre. Da findet man dieses Mitleiden, diese trostmittheilende Aufnahme, welche die Last des Elends mildern, nur zu selten. Der Arme ist im wahren Verstande ein verworfenes Geschöpf; man läßt es ihm fühlen, daß es Wohlthat sey, was man ihm giebt. Freilich ist es der Arme zuweilen durch seine Schuld; aber er ist arm. Menschen, Christen, antwortet: er ist arm.

Ein Hospital ist nothwendig der Mittelpunkt mehrerer Misbräuche, weil das Auge der Administration, so scharf es auch zu sehen sucht, doch nicht alles in diesen Schlupfwinkeln sieht. Das Elend ist eine Tiefe ohne Grund. Abyssus abyssum invocat. O wie wahr dieses ist! Ich habe die Höhe des Reichthums, aber noch nicht die schrecklichen Tiefen der Armuth ausgemessen. Ihr, die ihr im Ueberflusse lebt, denen der Bruch einer Rose schon wehe thut — die Armuth! — Habt ihr den Abgrund dieses Wortes berechnet? O, wie man diese Worte ausspricht, wenn man bey einer guten Tafel sizt und die Pferde anzuspannen gebiethet! die Armuth!

Madame Necker besuchte, als ihr Gemahl noch Minister war, diese Säle selbst und war

von einem Anblicke gerührt, der stark zu ihrer Seele sprach. Der Saal Saint-Francois schloß eine Luft in sich ein, die den mitleidigsten, unerschrockensten Besucher mit ihrem Gestank in Ohnmacht hinwarf und ihm den Athem benahm. Sie sah sechs Unglückliche in einem Bette, in ihren Excrementen schwimmend, liegen, die sich die Grundtheile des Todes bald mittheilten. Sie gebrauchte das Ansehen, das sie vor sich hatte, um Betten machen zu lassen, in welchen nur zwey Personen durch ein hölzernes Zwischenbrett, das sie Beide gegen die pestilentialischen Miasmen in Sicherheit sezt, von einander abgesondert schlafen können.

Es war ein schrecklicher Saal, in welchem sich fünf bis sechshundert unter einander geworfene Menschen wechselsweise mit ihrem Athem und ihren Lastern ansteckten, und die heimliche Verzweiflung unaufhörlich wüthende Charaktere zum Ausbruch reizte. Man durfte nicht ohne dem Bajonete auf der Flinte in denselben hineingehen, um ihnen Nahrung zu bringen; es war der abscheulichste, gottloseste, verdorbenste Ort, der auf der ganzen Oberfläche des Erdbodens existirt oder vielleicht existiret hat. Wie glücklich schätze ich mich, nicht so schwarze Farben auf meinem Farbenbrete zu haben, um die scheuslichen Züge zu zeichnen und es endlich nach dem, was

ich in meinem Zwey tausend, vierhundert und vierzigstem Jahre davon geschrieben habe, anzukündigen, daß dieser höllische, nun in eine geräumigere, luftigere Wohnung zertheilte, Saal nicht mehr existirt und die Kranken, die in diesem Schlunde des Verderbnisses unter einander hinstarben, Schlafzimmer haben, in welchen sie der ansteckenden Pest entgehen, die sie ehedem hinraffte und die Todesmarter von Mezenz, wo der Lebendige dem Todten auf das Gesicht gebunden wurde, im Grossen vorstellte.

Es ist wahr, daß die Grundsuppe des pariser Menschengeschlechts in demselben war. Aber darf dann die Menschheit selbst in denenjenigen, welche die Verachtung und der Abscheu derselben geworden sind, beleidiget werden? Möchte doch die neue, von einer thätigen und neuen Menschenliebe bewirkte Vorsorge nie erkalten.

Gleich bey dem Eingang in das Hospital athmet man eine Luft, deren Verdorbenheit schon der Geruch allein empfinden kann; aber das ist allen Hospitälern gemein und beinahe unvermeidlich.

Und nun zu den Kerkern hin. Die erstre Frage, die man an sich selbst thut, ist diese: was haben alle diese Menschen gethan, daß sie eingekerkert sind? Man möchte das Verbrechen und das Urtheil über ihren Löchern angeschrie-

ben lesen. Aber die Richter geben in Frankreich von keinem Arret und noch weniger von einer Sentenz, von einer Polizeyverordnung die Bewegungsgründe an.

Vauvenargues hat gesagt: Man hat kein Recht, diejenigen unglücklich zu machen, die man nicht gut machen kann. Was von diesen engen, eines auf das andre gebauten, Löchern denken? Aber man versichert, daß die in denselben eingeschlossenen Menschen weit unter ihrem Verbrechen bestraft sind und man ihnen mit dieser Behandlung eine Gnade bewiesen hat. Kein Mensch kann die wirklich im Amte stehenden Magistratspersonen einer Uebereilung, einer Grausamkeit beschuldigen; sie sind menschlich. Ich glaube dem Manne zu, der mir dieses Licht gegeben hat und ich unterdrücke die kleineren Umstände.

Da läßt man ihnen nichts, als ein kleines Stück Eisen, mit welchem sie Stroharbeiten machen. Die Gefangenen in den untern Kerkern sind die Begünstigsten; sie werden beneidet, weil sie sich zu Kaufleuten emporschwingen und die Andern für sich arbeiten lassen, die das Glück der untersten Wohnungen zu bewundern und die Vortheile derselben zu rühmen nicht aufhören.

Ein Unglücklicher weiß es bey seinem Eintritt in das Hospital nicht, wie diese kleinen Ar-

beiten gemacht werden. Ein Mitbruder des Elends, den er nicht sieht, lehrt ihn sein Gewerbe mit der Hülfe vieler Spiegel, die sie mit unendlicher Kunst kreuzweise gegen einander zu stellen wissen. Durch diesen Kunstgriff sehen sie sich, sprechen sie sich, unterreden sich durch Zeichen. Der Erhabenste unterhält sich mit dem, der zu unterst wohnt.

Sie halten eine Art von Wache, die, mit ihrem Spiegel in der Hand, den Andern von allem dem Nachricht giebt, was durch das enge Gitterfenster eindringt. Da eine Frau, ruft sie mit Feuer aus, in der Farbe gekleidet, von dem Wuchse. Und alle Gefangene stellen sich an ihre Gitter hin, um die Frau zu untersuchen, die sie nur durch den Wiederstral sehen; aber indem Jeder seinen Spiegel schief stellt, so sehen sie sie Alle und sie ahndet es nicht, daß jeder Gefangene ihrer Physionomie zulächelt und Gesichterchen zuwirft.

Die Lektüre der Gazette de France ist eine denen Gefangenen verstattete Erhohlung. Zweimal in der Woche ist große Stille; der stärkste Schreyer hält seinen Kopf an das Gitter und lieset. Bey jedem Namen schreit der Eine: ich hab' ihn gekannt, der Andre, ich hab' ihn gesehen, und diese Bemerkungen bleiben nicht im

Verborgenen. Diese närrischen Leute haben trollichte Einfälle.

Man hat für zwey Dinge in diesen Gefängnißlöchern gesorgt: jedem Gefangenen ein Loch für seine natürlichen Bedürfnisse und einen Gang in die Kapelle zur Messe zu lassen. Die Kapelle ist in der Mitte; sie gehen alle Sonntage dahin.

Die Mouchards der Polizey werden im Bicetre eingeschlossen, wenn sie ihrer Anweisung nicht nachgekommen sind. Aber sie sind von den andern Gefangenen abgesondert, weil sie von denenjenigen in Stücke zerlegt werden würden, die sie in das Bicetre gebracht haben, so bald sie von ihnen erkannt werden sollten. Sie flößen wegen ihres getriebenen verächtlichen Gewerbes weniger Mitleiden für sich ein. Man bemerkt es mit Erstaunen und noch mehr mit Kummer, daß diese Nichtswürdigen noch sehr jung sind. Spionen, Angeber, im sechszehnten Jahre! O, was das für ein verdorbenes Leben anzeigt! Nein, nichts hat mich so sehr betrübt, als Kinder eine solche Rolle spielen zu sehen. — — — Und diejenigen, die sie anwerben, sie zuziehen, dieses jugendliche Alter verderben!!

Es giebt unterirrdische Kerker, in welchen man das Tageslicht und den Schall nur durch einige enge Löcher empfängt. In so einem Kerker hat der Mitschuldige und Verräther des Cartouche

drey und vierzig Jahre gelebt. Er hatte also seine Gnade damit erhalten, daß er ihn verrieth. Welche Gnade! Er wußte drey bis viermal den Todten vollkommen gut zu spielen, um etwas freye Luft auf der Treppe schöpfen zu können und als er im Ernste starb, so hatte man Mühe, es zu glauben. Der Wundarzt zauderte lange, ohne ihm sein eisernes Halsband abzunehmen. Es schien, daß er nach dem Wunderwerk eines so langen, so seltnen Lebens in diesem Kerker ewig leben müßte.

Es giebt von Zeit zu Zeit Empörungen im Bicetre. Den erstern Februar 1756 nahmen die Gefangenen in der Gegend des Hauses, die man la Petite Fosse nennt, die Vesperstunde, als die schicklichste, um ihren Schlag auszuführen. Sie brachen durch die Wache durch, drangen in die Corps-de-Garde und bemächtigten sich der Waffen; aber die Wache hatte noch so viel Zeit, um zu pfeifen und die Garde versammlete sich. Es wurden zwey von der Wache und vierzehn Aufrührer getödtet. Viele giengen durch; aber sie wurden bald wieder eingehohlt, weil sie die Kleidung von grobem Tuche, das ihnen beym Eintritt in dieses Haus angelegt wird, kenntbar machte.

Die über die Ursache ihrer Empörung in Untersuchung genommenen Gefangenen gaben zur

Antwort, daß man ihre gewöhnliche Nahrung abgeschnitten hätte, ohnerachtet sie nur in wenigem Brod und einmal in der Woche in wenigem Fleisch bestehet; daß die ganze Empörung allein ihren Vorgesezten und den Oekonomen, die sie so grausam hätten fasten lassen, in der Absicht sich einen reichlicheren Tisch zu erpressen, gegolten hätte und sie keiner andern Stimme, als der Stimme ihrer Verzweiflung, gefolget wären.

Man nahm sie beym Worte. Viele wurden gehangen und Andre vom Henker ausgepeitscht und noch enger eingeschlossen.

Hier eine aus dem Deutschen nachgeahmte Fabel, die über den Eingang ins Bicetre eingegraben werden sollte. Ich wünschte, daß sie das Volk lesen könnte; die Erklärung und den Commentar würde man ihm geben.

Die Verbrechen und die Strafe.

Eines Tages erbrachen die in den Kerkern des Tenarus eingeschlossenen Verbrechen die Thüre ihres Gefängnisses, stürzten sich mit einem Grausen erweckenden schnellem Fluge auf die Erde und breiteten sich haufenweise über die ganze weite Oberfläche derselben aus. Man sah unter ihren Schritten das Gras verwelken, die Waldungen sich entzünden, die Städte mit blutigem Zwietracht sich anfüllen. Sie giengen nach ih-

ter Gewohnheit alle Hand in Hand, giengen alle zusammen in einer abscheulichen, triumphirenden Freude, wenn Eines derselben bey einem Blicke hinter sich von ferne die Strafe erblickte, die mit einem hinkenden Fusse und der Krücke in der Hand hinter ihnen hersezte. Ach, ach! schrie die höllische Schaar mit einem lauten Gelächter: armer hinkender Teufel, wenn du immer den Schritt gehst, so kannst du den Gang hundertmal um den Erdboden thun, ehe du uns ergreifst. — Lauft, lauft so viel, als ihr könnt, erwiederte die Strafe, ich werd' euch vielleicht noch lange nicht einhohlen; aber so behende eure Flucht ist, böse Geschöpfe, so werd' ich euch doch sicher nicht verfehlen."

Aber wenn es Strafbare an diesem schrecklichen Orte giebt, so giebt es noch mehr Arme, die mir folgende Betrachtungen ausgepreßt haben.

Ein Lape hat bey seiner Geburt wenigstens ein Rennthier zum Erbtheile; man giebt ihm ein zweytes, wann er die Zähne bekömmt. Aber ich sehe Kinder, die, ohne einen Apfel als Eigenthum angeben zu können, auf die Welt kommen.

Die wilden Thiere haben ihre Lagerstätte; und dieser und jener von den Gesetzen, die aus dem kleinsten Cubikzoll Erde oder aus der elendsten Hütte ein Privateigenthum gemacht haben, tyrannisch unterdrückte Unglückliche hat nicht

wo er sein Haupt hinlegen soll. Er wird nicht einmal unter einem halboffenen Dache, als nur mit dem guten Willen eines stolzen Besitzers, wohnen können. Eigenthümer werden ihn von dem äussersten Ende der Stadt bis mitten auf das Feld hinjagen: alles ist besezt, alles weggenommen.

Nach unsern itzigen Regierungsverfassungen erhält der Mensch, indem er doch seinen Körper von der Natur zum Geschenk empfängt, von den bürgerlichen Gesetzen keinen Platz, auf welchem er, als seinem Eigenthume, athmen könnte. Man gesteht ihm den Platz zu einem Grabe zu; aber der Platz zur Wiege ist ihm untersagt.

Viele Menschen haben im buchstäblichen Sinne nichts als ihre Arme zum Dienste des Herrn, dem sie verkaufet sind. Wer gar nichts besizt, ist nothwendig der Feind derer, die alles besitzen.

Der Arme hat beinahe keine Hülfsquelle; er muß krank werden, wenn man für ihn sorgen soll. Man begräbt ihn umsonst, wenn er gestorben ist, weil sein Kadaver eine ansteckende Luft um sich breiten würde. Man nimmt ihn auf, wenn er mit dem Tode ringt. Wär' es nicht besser, seiner Krankheit zuvorzukommen, als ihm erst Hülfe zu gewähren, wenn er dem Tode nahe ist?

Die Schaar der Bedürftigen wächst mit je-

dem Tage an. Das Spiel dieser großen gefährlichen Maschinen, die man Ministerialoperationen nennt, ihr Räderwerk zerquetscht mit seiner fürchterlichen Reibung immer und ohne Mitleiden den schwächsten Theil.

Wo ist das Hülfsmittel für diese politischen, veralteten Krankheiten? Gutgesinnte Seelen beschäftigen sich damit, es aufzusuchen; es kann nur die Frucht der Zeit, des patriotischen Nachdenkens, des Genies und vorzüglich des guten Herzens der Administratoren seyn. Ist ein Verlust dabey, diese Ideen zu einer Reformation hervorzusuchen? Unter hundert übertriebenen oder falschen Ideen wird vielleicht nur eine richtige und thunliche seyn: aber ist man dann nicht für den Preiß des Buches bezahlt, in welchem sie verborgen lag?

Sechshundert und fünftes Kapitel.

Von der Heilung der venerischen Krankheiten im Bicetre.

Man nimmt auch die mit dem venerischen Gifte angesteckten Personen im Bicetre auf, so bald sie ein Billet vom Polizeylieutenant überbringen, der ihnen nicht eher zugestanden wird, als bis ihre Krankheit von dem Wundarzte des Hotel-Dieu bescheiniget worden ist. Die Anzahl

dieser Kranken ist nicht bestimmt; man nimmt so viele auf, als die darzu bestimmten Säle fassen können.

Die Begierlichkeit, die für Alles ein Lösegeld fordert, hat die Regeln des Stifters nicht in Ehren gehalten. Ein Krankenpfleger, der sich des Namens des Gouverneurs angemasset hat, fordert von den Unglücklichen, die sich da heilen lassen wollen, wie man sagt, ächt und vierzig Sous, ohne welchen ihnen der Polizeybillets ohngeachtet der Eingang versaget wird. Man begreift die Folgen dieser Unmenschlichkeit leicht. Man nimmt mehr als funfzig Frauens und eben so viele Männer mit einemmale auf, wenn man nicht wegen der gefährlichen, schnelle Hülfe fordernder Symptomen diese Zahl zu vergrößern gezwungen ist. Gegen die vom Krebs angegriffene Heerde, die sich scharenweise nach dem Eingang hindrängt, gehalten ist diese Anzahl immer noch klein. Diese Unglücklichen werden entweder Opfer des Todes oder zerfallen von dem grausamen unsichtbaren Geyer, der unaufhörlich an ihnen naget, in Stücke. Ihre Symptomen werden gefährlicher, werden schrecklich; das erschrockene Auge schaudert zurück und ihre Heilung wird schwerer.

Möchten doch diejenigen alle die Schlachtopfer des Irrthums, des Temperaments oder

der Ausschweifung anschauen, welche behauptet haben, daß diese Geissel ihre wüthende Gewalt verlohren habe, nicht mehr die schrecklichen Wunden vor Augen stelle, die sie bey ihrer fürchterlichen Ankunft in Europa schlug, daß die Kunst dieses scheusliche, fressende Gift zu fesseln gewußt habe.

Hier ist es, wo der unversöhnliche Arimanes sein bösartiges Gemüth angespornt hat. Es war ihm ohnmöglich, das Menschengeschlecht auf eine scheuslichere, grausamere Art anzugreifen. Es ist der Reitz der Wollust, der diesen Aussatz, diese Wunden, diese Beulen, diesen Krebs, diese Fäulniß erzeuget hat. Das Schrecklichste ist dieses, daß Seele und Vernunft mitten in dieser schrecklichen Zerstörung ihre Kraft behalten. Der Geist bleibt gesund, wenn der ganze Körper angefressen ist. Es bleibt dem Schmerze nichts als eine sterbende Stimme übrig, um seine Leiden auszudrücken. Das abgehärtete Auge der Wundärzte schließt sich vor Schrecken, ihre Hand zittert, ihr Körper schaudert. Gott! durch den Gang der Wollust kam der Mensch zu dieser unbegreiflichen Menge Leiden, welche die Feder nicht schildern kann und alle Sinne, auch wenn sich das Gedächtniß nach vielen Jahren noch einiger Bilder erinnert, mit einem schmerzhaften Eindruck erschüttert.

Man muß acht bis zehn Monate vorher eingeschrieben seyn, wenn man in diesem fürchterlichen Hause geheilet seyn will, und oft kommt der Unglückliche noch nicht an die Reihe, wenn er sie erwartet.

So frißt der Gift mit Gemächlichkeit um sich. Dieser Stillstand zwischen der Krankheit und der Heilung ist so bekannt und die Expektanten sind so zahlreich, daß oft einige Wollüstlinge und öffentliche Huren eine Untersuchung haben ausstehen müssen, ehe sie noch von irgend einem Gifte angesteckt waren. Wohlan, Moralisten, was sagt ihr von diesem Zuge? Beherziget ihn und betretet dann die Kanzel.

Einige Väter haben statt der kalten Vorstellungen der Gewissensräthe, der Reden der Prediger, der Drohungen mit der Hölle den unerwarteten schauderhaften Anblick dieses Hauses, in welchem man die Unglücklichen von dem einen und andern Geschlechte in dem beleidenswürdigen, entehrenden Zustande ihrer schändlichen Krankheiten geheilet werden, zu Hülfe genommen. Sie führten ihre Kinder dahin, deren Leidenschaften zu heftig waren, hefteten ihre Blicke auf diese Klippen des jugendlichen Alters, um, wenn es möglich wäre, den Sturm ihres Temperaments zu brechen. Dieses äusserste Hülfsmittel hat zuweilen geglückt.

Ach, wer wird durch die Reihe der Betten des Leidens, auf welchen die bleichen todtenfarbigen Gestalten wie angefesselt liegen, ohne Zittern hingehen? Der Schmerz macht ihnen eine beinahe unbewegliche Lage zum Gesetz; jede Bewegung ist ein Schmerz. Die Eine des Sprachorgans beraubt, kann ihre Schmerzen nur durch Zeichen oder inartikulirte Töne, die eine concentrirte Verzweiflung begleitet, ausdrücken; die Andre giebt in der Blüthe ihres Alters, halb aufgefressen, den Anblick der Schönheit und des Abscheues der Krankheit zugleich, ein noch auffallenderer Contrast, als es eine über den ganzen Körper ausgebreitete Wunde ist. Sie ist nur da, um zu leiden und ihr Zustand ist um so schrecklicher, weil ihr junges Herz noch einiger Gewissensbisse empfänglich ist. Weiter davon scheint die Rache des Himmels auf diese alte Hure, deren schändliche Laster alle in ihren Runzeln angeschrieben stehen, herabgesunken zu seyn; sie hat noch den Verbrecherblick, der die Unschuld verkauft. Man sieht ein ganzes den Ränken der Wollust geheiligtes Leben auf ihrem zurückstossenden Gesichte. Auch ihre langanhaltenden Leiden können die Augenzeugen nicht rühren. Die nagende, ihrem hinfälligen Alter anhangende Geissel, scheint endlich ihren wahren Triumph gefunden zu haben.

Ich müßte den Pinsel des fürchterlichen Michel Angelo haben, der die vom Schmerz aufgetriebenen oder vom Angriff der Verzweiflung gespannten Muskeln herauszutreiben wußte, um das Bild aller dieser Gesichter, in welche die eingewurzelten Laster und die Qualen, ihre Rächer, eingedrückt sind, richtig zu zeichnen. Aber hier wohnen auch die Schlachtopfer, welche unerfahrne Jugend und Dürftigkeit dem Schicksale preis gegeben hat. Ihre Seele ist noch nicht verdorben und ihre Sinnen leiden, als wenn jeder Augenblick ihres Lebens mit Zügellosigkeit, mit allen Ausschweifungen, begleitet gewesen wäre. Das Mitleiden zahlt ihnen an diesem Orte des Schreckens einen Tribut.

Dieses unbekannte Gift zerstört, verwüstet, bezeichnet alles mit seinem schrecklichen Gange. Es frißt das Fleisch weg, durchwühlt die Knochen, zernagt wie eine thätige, immer nagende Feile, alle Organe des Gefühls und der lebende Körper ist in diesem schrecklichen Zustande hundertmal scheuslicher, als ein von allen Würmern, dem Kindern der Fäulniß, umschlungener Kadaver. Ist auch das Gerippe des Grabes in Fäulniß übergegangen, so sieht man es doch wenigstens ruhig, hört nicht das langsame, langgezogene Schreyen des scharfeindringenden Schmerzens, wie von diesen mit lebendigen Wunden

überdeckten gelben Gespenstern. — — Aber genug — weg von diesem Höllenorte!

Die Methode der Friktion ist die Einzige, die im Bicetre gebraucht wird. Aber wie viele Unbequemlichkeiten führt sie mit sich? Ist es möglich, daß die Kunst nach so vielen Versuchen noch nicht weiter vorgerückt ist?

Sechshundert und sechstes Kapitel.

Der Saint-Louistag.

Am Saint-Louistage öfnet man dem gemeinen Volke den Spatziergang der Tuilerien und der übrigen königlichen Gärten. Es richtet allemal Schaden in denselben an, weil es nur an diesem Tage dahin kömmt. Wenn es sie das ganze Jahr im Besitz hätte, so würde es nicht daran denken, Schaden zu thun. Es läuft auch nach Versailles, weil ihm das Schloß offen steht. Es wird von der Ansicht der Pracht betäubt, die daselbst herrscht; es denkt nicht daran, daß es alles bezahlet hat.

Man sieht in den Zimmern das schlechtgekleidete Volk an der Stelle der Höflinge. Es tritt mit Furcht auf den Fußboden auf. Beym Eintritt sieht es den Herkulessaal für das Zimmer des Königes und diese lange Reihe vergoldeter Zimmer mit Entzückung an. Die Schweitzer

lachen, den erstaunten Künstler die Plafonds mit ausgestrecktem Halse betrachten und sich dann im Spiegel beschauen zu sehen. Die Schweitzer, daran gewöhnt, das ganze Jahr hindurch nichts als schöne Kleider und Spitzen zu sehen, sehen das pariser Volk für ein ganz ausländisches Volk an.

Dieser Tag ist das Fest der Künste. Die Akademien öfnen ihre Säle; man theilt dem Dichter, dem Redner, dem Maler, dem Bildhauer, dem Baukünstler, Preise aus. Frühe werden an allen Orten Lobreden des kanonisirten Königes, Spielwerke der rednerischen Stärke und Meisterstücke des Gewäsches, vorgelesen. Man hat mehr als sechzig tausend mit den unverschämtesten Lügen angefüllte Lobreden in Frankreich abgesetzt.

Die vierzig Unsterblichen versammeln sich des Abends im Louvre. Das Frauenzimmer hat den Einfall gehabt, seit funfzehn Jahren haufenweise in diese Versammlung zu kommen, eine Freiheit, die sie sich sonst nicht nahmen. Sie wollen das anhören, was man in der Akademie vorlesen wird; denn bey dem zerstreutesten Leben wollen sie doch über Litteratur in der letztern Instanz entscheiden.

Der Vorleser sorgt allemal dafür, etwas Schmeichelhaftes für sie in seine Vorlesung ein-

fliessen zu lassen. Aber die schöne Phrase des galanten Schöngeistes riecht gerade wie eingelegte Arbeit.

Die an diesem Tage mit denen in Menge herbeigelaufenen Schöngeistern vermischten Frauens sitzen in der Akademie und opfern die Mittagsmalzeit auf. Es ist wenig Platz da, weil das Lokale enge ist. Die Akademisten, die es noch im Gedächtnis haben, daß sie Prediger in der Wüste waren, werden auf das, was man in Gesellschaften zu sagen pflegt „man kann nicht in die Akademie kommen“, niemals Verzicht thun. Je mehr Klage darüber, desto mehr Freude für sie. Man lieset Verse, lieset Prose und die stolzen Kunstrichter werden wieder gerichtet.

Stürzte der Plafond an diesem Tage ein, so gäbe es keine Schriftsteller mehr zu Paris. Dann lebe wohl, lärmmachende Rasse der Schöngeister! Wenn ein Barbar, ein Feind der Wissenschaften, ein Barthelemifest für Schriftsteller feyern wollte, so könnte er diesen Tag der Akademie mit glücklichem Erfolg darzu wählen. Gott! das sich entgegengesetzte, und doch vermischte, in großen Strömen fliessende und mit dem Blute der Romanschreiber, der Redner und Geschichtschreiber zusammengeflossene Blut der tragischen und komischen Dichter! der auf den Liedersänger hinfallende epische Dichter; der mit Verzeihung für

den Prosaisten sterbende Versemacher; der an der Seite des Journalisten, der es laut ausschreyen würde: ich bin kein Schriftsteller! erwürgte Akademiste; die Unerschrockendesten nach dem Beispiel der alten römischen Senatoren, die den Tod auf ihren kurulischen Sesseln erwarteten, auf ihren Stühlen unbeweglich, und der Sekretair, wie er gegen diese Grausamkeit schreit und einige Stellen des Tacitus anführt — — welches Kapitel für die Geschichte! welche unglückliche Epoque! Aber ich merke, daß dieses, obgleich chimerische Bild dem Priester, dem Finanzier, dem Hofmanne, diesen Freunden der Litteratur und der Philosophie Schauder erweckt. Ich will sie mit Bildern verschonen, die ihre innige Empfindsamkeit beleidigen möchten.

Herr von Alembert ist am Saint-Louistage der glückliche Mann; er geht, kommt wieder, öfnet das Tribunal, ertheilt den Schweitzern Befehle, hat zwey Abbes, als Lobredner unter sich, weiset den Damen mit hohen Federbüschen die Stühle an und hat den Vorsitz über die vierzig Unsterblichen. An der Spitze der langen Tafel endlich auf seinem Sessel eröfnet er die Sitzung, theilt Prospektus aus und giebt seinem in Schutz genommenen Schriftsteller, der ein undankbarer Liebling werden wird, die verewigende Medaille.

Er lieset dann eine bisweilen schalkhafte Lob-

rede ab, in welche er kleine bescheidene Wahrheiten mit einer Klugheit, einem Salze und einem Scherze eingestreuet hat, die für die ganze Gesellschaft unterhaltend sind. Er sagt beinahe nichts; aber man sieht das, was er sagen möchte. Man versteht ihn mit seinen kleinen Anspielungen und klatscht ihm zu. Alles dieses wird in zwanzig Jahren schlechterdings nichts bedeuten. Aber wo spricht er? Im Louvre. Herr von Alembert ist der Höfling der Wahrheit; er liebt sie, wirft ihr verliebte Mienen, zuweilen Grimassen zu; aber der böse Geschmack der Akademie ist die Ursache, daß ihm eine zu gekünstelte Sprache anhängt.

Es giebt Akademisten, die niemals vorlesen und man muß ihnen Dank dafür wissen.

Ist irgend ein Beweis, das es keine Poesie mehr unter uns giebt und man auch keine erwarten darf, so sind es die Verse, die man seit zehn Jahren in derselben vorlieset. Gott bewahre uns für die Poesie der französischen Akademie; So wie sie fortschreitet, so geht sie ihrem Verfalle näher und das die Folge des Preceptortons, den sich Einige ihrer Mitglieder anzumassen das Selbstvertrauen gehabt haben.

Wenn die Akademie ihre Arrets ausgesprochen hat, so rückt das Publikum, und das mit gutem Rechte, mit seinem Urtheile über die Aka-

demie hervor. Dann ist alles nach den umliegenden Kaffeehäusern im Zuge.

Man prüft die Preisschriften aufs neue und die warmen Wortkriege, welche die über diesen Gegenstand erhobenen Streitigkeiten erzeugen, sind darum für den Beobachter merkwürdig, weil sie von der sonderbaren Hitze, mit welcher jeder Mensch die gleichgültigste Meinung entweder aus Ueberzeugung oder aus Eigensinn vertheidiget, einen Begriff geben können.

Die französische Akademie hat es zum voraus entschieden, daß alle auf ihrem Grund und Boden gewachsene Früchte als Produkte des Geschmacks gelten müßten. Sie hat es so oft gesagt und wieder gesagt, daß man ihr eine wirkliche Ueberzeugung von ihrem eignen Ausspruche zutrauen muß. Soll man sie stören, ihr ihre so süße Täuschung nehmen? Nein, wir wollen ihr diese unschuldige Freude lassen.

Man giebt dem Volke des Abends, bey dem Eintritt der Nacht, in den Tuilerien ein großes Charivari, das man Concert nennt. Es ist ewig die alte Musik, die man daselbst aufführt; man thut wohl, weil sie kein Mensch nicht hört. Aber der Anblick alles des in ungeheurer Menge versammleten Volkes ist besonders beym hellen Mondenscheine, eines der sonderbaresten lebvollesten Gemälde. Es ist ein halbnächtliches Fest,

für welches die Frauenzimmer eine Vorliebe haben. Sie sitzen Alle auf Stühlen, ihre Liebhaber zu ihren Füssen, ein Auftritt, der dem Schauspiel Abwechslung, Neuheit, Malerey und Sonderbarkeit giebt. Das Ohr öfnet sich der Galanterie, die es weit tiefer trifft, als eine Arie des verstorbenen Rameau. Diese Vermischung der Stände, der Personen und der Physionomien, giebt den Tuilerien einen in seiner Art einzigen Anblick. Sie können dann gegen zweimalhunderttausend Seelen fassen.

Sechshundert und siebentes Kapitel.

Triumph des Voltaire, Jeannot.

Der Verfasser der Pücelle brandte in dem Winkel seiner Einsamkeit vor Verlangen, die Hauptstadt wieder zu sehen, weil ein Theater in dieser Stadt war und er ein Trauerspiel für den klatschenden Beifall des Parterrs liegen hatte.

Alles wollte den Dichter, den Herrn von und zu Ferney, sehen. Der Ausländer, der Reisen gethan hatte, durfte nicht in sein Vaterland zurück kommen, ohne sagen zu können: ich hab' ihn gesehen. Der Schriftsteller entzog sich den Zudränglichen, so viel er konnte, verbarg sich, gab sich vor todt aus, zeigte sich aber mit ziem-

licher Willfährigkeit jeder erhabenen oder ihm huldigenden Person.

Indessen daß eine epidemische Neugierde es zum allgemeinen Geschäfte machte, seine Gestalt zu sehen, als wenn die Seele eines Schriftstellers in seinen Schriften nicht so stark, als in seiner Physionomie ausgedrückt wäre, so betrog der Kaiser seine Erwartung allein, daß er, ohne nur stille zu halten, an dem Fusse des Schlosses von Ferney vorbeifuhr und den Mann nicht sehen wollte, den Jeder gesehen zu haben wünschte. Diese Verachtung schlug der Eitelkeit des Schriftstellers eine tiefe Wunde.

Als er zu Paris angekommen war, so ordnete die encyclopedische Sekte seinen Triumph an. Sie ergriff die Gelegenheit, es zu beweisen, daß der Name eines Schriftstellers mit den grössesten Namen wetteifern könne. Es war der Augenblick da, dem auf Wappen sich gründenden Stolze den vielleicht rechtmässigeren Stolz auf Arbeiten und Geistesruhe entgegenzustellen.

Man bereitete das feierliche Impromptû, welchem das ganze davon unterrichtete Volk beiwohnen sollte, nach Bequemlichkeit vor. Die encyclopedische Sekte überlies dem Hofe die Alternative, entweder Zeuge dieses Triumphs zu seyn oder ihn zu untersagen — ein, wenn dieses geschehen wäre, noch vollkommnerer Triumph.

Man lies die Sekte arbeiten, ohneracht et viele Große, und alle Priester murrten, in einem Mann von bürgerlichem Stande, in einem Freigeiste den Gegenstand der öffentlichen Erwartung, des öffentlichen Zurufs zu sehen. Die Litteraturzwerge kamen mit dem Briefe in der Tasche, um es zu sagen: Sie haben mich gelobt, und der Greis hatte ihre Namen und alle seine Anwartschaftsbriefe auf Unsterblichkeit, mit welchen er nicht geitzig war, vergessen.

Seine Feinde und Rivalen wurden von einem tödtenden Schmerz durchbohrt; aber die Sekte, die ihr Daseyn nur von ihrem Oberhaupte hatte und mit diesem großen Namen sich deckte, befohl die Krönung.

Man sah den Greiß, der sich so vielerley Feinde zugezogen hatte, nicht ohne Theilnehmung seinen brausenden Ruhm mit Sicherheit einernd-ten und ein Antlitz darbiethen, das so vielen Schicksalen und so langen Arbeiten nicht unterlegen hatte. Er schien in diesem Augenblicke sowohl über den priesterlichen Haß, als über den litterarischen Neid zu triumphiren. In der That war er ein Wunder, dieser so vielen Donnerschlägen, die seinen Wipfel seit einem halben Jahrhundert herabzustürzen droheten, ausgewichene Eichenbaum.

Dieser der Kunst, die er bearbeitet hatte, zu

getreue Greiß, dachte Tag und Nacht auf nichts, als auf sein Trauerspiel Irene; sie vorstellen zu sehen, war seine einzige Schmeicheley. In diesem einzigen Punkte stiessen alle seine Wünsche und Gedanken zusammen. Das Parterre war es, was ihn in der seit seiner Entfernung durchaus veränderten ungeheuren Hauptstadt am meisten interessirte. Er sah nichts daselbst, dachte auch nicht daran, da was zu sehen. Er lebte nur für die Schauspieler, die er damit ermüdete, daß er ihnen in der Deklamation Unterricht geben wollte.

Die Besuche und Lobeserhebungen, an welchen sich seine Eigenliebe erhohlen wollte, nutzten seine Kräfte bald ab. Seine Laufbahn wurde von seinen Freunden abgekürzt und die Vergötterung ward der Tod des Dichters.

Diese Vergötterung war in den Augen der vernünftigen Leute eine wahre Farce. Wer setzte im Angesichte des Originals der Büste, diesen Lorbeerkranz auf? Die Hand der Schauspielerinnen und Schauspieler. Eine Soubrettenschauspielerin vergieng sich sogar so weit, die triumphirende Büste des Schriftstellers von der ganzen Zuschauerversammlung mit der Hand zu liebkosen und zu schmeicheln. Aber das Publikum, das sich eingebildet hatte, daß man den Dichter verfolgen wollte, verdoppelte seinen Enthusias-

mus, um ihn gleichsam in seinen Schutz zu nehmen und dieser Enthusiasmus lies es nicht einsehen, was dieser Kurzweil vor ihm natürliche und widernatürliche Bestandtheile hatte.

Die Encyklopedisten glaubten in einer Ecke versteckt einen Theil des Beifalls auf sich zurückfallen zu sehen. Der Reimer, ein Schüler des großen Dichters, der auch ein Trauerspiel gemacht hatte, dachte, daß die Lorbeern der Krönung brüderlich werden und sich bis auf sein Haupt ausbreiten würden. Kurz, die philosophischen Akademisten wollten damit, daß sie diesen Pharamund auf dem Schilde emportrugen, zu erkennen geben, daß sie mit guter Einwilligung, aber nur in Rücksicht der Umstände und zum Beispiele die Gleichheit aufgehoben hätten. Diese unbesonnene Ehre, die ihm bey seinem Leben erwiesen wurde, raubte ihm die Ehre der Leichenbestattung, oder vielmehr, nachdem man der encyklopedischen Sekte ihr Vergnügen zugestanden hatte, wollte man auch der Geistlichkeit das ihrige nicht versagen. Man hielt die Wagschaale gleich. Alles zusammengenommen war es besser, die Verfolgung auf den Kadaver, als auf den Menschen fallen zu lassen und alles war mit diesem Ausweg ausgesöhnt.

Es ward verordnet, daß sein Leichnam ohne Pomp, ohne Begleitung aus der Stadt ge-

hen sollte, um auf ein Ohngefehr ein Grabmal auf der Straße aufzusuchen. Man sah das erstremal einen Todten die Post nehmen, um sich begraben zu lassen. Nach der Krönung fürchtete man die Feierlichkeit der Leichenbestattung. Die Menge der Zuschauer würde nicht verfehlt haben, den von katholischen Priestern, die mit der geweihten Kerze in der Hand bey dem Leichnam für die Ruhe der Seele Messe lesen, umgebenen Sarg des Voltaire zu bemerken. Man wollte diese zweite Vorstellung nicht.

Es sey nun, daß man die Zulassung der bizarren Krönung bereuete oder es sey eine Ursache, welche es wolle, so trieb man die Härte mit einemmale so weit, daß man sogar den Journalen die Anzeige seines Todes untersagte. Man wollte es nicht gesagt haben, daß er seine letztern Seufzer in der Hauptstadt, seinem Geburtsorte, aufgegeben habe. Dasselbe Verboth dehnte sich auch auf J. J. Rousseau aus, als er zwey Monate nach Voltairen zu Ermenonville starb. Der Ruhm dieser beiden Männer, deren Namen allgemein bekannt waren und der Lerm, den ihr Todt verursachte, verwundete ohne Zweifel den Stolz der Großen, weil er zu so kleinen Mitteln seine Zuflucht nahm, welche die Nachkommenschaft wahrscheinlich kaum glauben wird.

Man mußte den Jeannot, dessen Ruhm da-

mals aufzukeimen anfieng, alles wieder eben machen lassen. Jeannot war der wahre Nachfolger des Voltaire. Jeannot hat ganz allein die Gährung gestillt und die Wagschaale in den Gemüthern wieder ins Gleichgewicht gebracht.

Drey Monate nach dem Triumph des Voltaire, vergaß der Pariser die neun und dreissig Akademisten, die noch da waren und nahm den Jeannot mit demselben Enthusiasmus auf. Er spielte in einer Farce, die noch glücklicher, als die Irene, fünfhundertmal vorgestellt wurde. Die Sprache des niedrigsten Pöbels war bis zur Natur ausgedrückt und das naive Spiel des Schauspielers, seine richtige Aussprache, machten ein Bild, das des Gemeinen ohngeachtet ein ausserordentliches Verdienst auf der französischen Bühne hatte: die vollkommene Wahrheit.

Warum hat man den Voltaire nicht begraben? Diese Frage wurde von den noch bekannteren Worten aus der Parade, von welcher ich eben gesprochen habe: es ist so, und auch nicht so: geschwind genug unterdrückt.

Diese Worte haben ein unglaubliches Glück gemacht, sie wurden in den beßten Gesellschaften, an den beßten Tafeln wiederhohlt. Man hörte sechs ganze Monate hindurch nichts anders, als diese in jedem möglichen Verstande an- und aufgenommene und mit dem Witze, mit welchem

der Pariser das Neue ergreift, commentirte Worte.

Kurz, man hat den Jeannot eben so, wie den Voltaire, in Porcellan abgedruckt. Man findet jetzt den ausländischen Schauspieler, als einen Pendant des Preville, auf allen Kaminen; und warum sollten sie nicht auch brüderlich seyn?

Es ist also bewiesen, daß es nicht nöthig sey, einen Lebendigen, auch nicht einmal einen Todten zu verfolgen. Erhebt sich irgend ein Voltaire wieder, so wird ihm allemal ein Jeannot entgegenzustellen seyn. Wenn sich eine zu zahlreiche Volksmenge um einen Possenspieler herumdrängt und sie sich etwas mehr erwärmt, als es billig ist, wollt ihr diese Volksmenge mit Gewalt wegjagen? Stellt dreissig Schritte davon einen andern Possenspieler auf; der erstre Marktschreier wird seine Zuhörerversammlung auseinander gehen sehen und seine Worte in den Wind reden.

Seit dem Triumph des Voltaire will es nicht mehr mit der encyklopedischen Sekte fort. Mit allen vereinten Kräften ihres Genies kann sie keine kleine Schrift des Voltaire, nicht einmal eines seiner Trauerspiele hervorbringen. O was wird sie werden! Thöricht, bußfertig genug, denk' ich, wer sich unter seinen Fahnen anwerben lies! Da also dieses Regiment, das nur mit stolzer Miene einhergieng, von dem Apollo verab-

schiedet und für die neun Musen so gut, als ein Fremdling.

Sechshundert und achtes Kapitel.
Jockeis.

Wenn man auf den ungewissen Ausgang eines Pferderennens große Summen aufs Spiel setzt, so purgirt man den Tag vorher die Jockeis, um sie leichtrer und behender zu machen. Man darf sie, sagt ein Dichter, nicht mit den Läufern vermengen, welche Thiere sind.

„Laufende Automaten, Biskayer ihrer Rasse „nach, vor dem Wagen in vollem Laufe, um „Platz machen zu lassen, die man mit großen Un„kosten kleidet, mit einem menschlichen Gesichte, „leicht wie der Wind, eine Menschengattung, „welche begreift, welche antwortet, welche man „zu- und aufzieht, abgedankt, wenn sie veraltet „und wieder ersetzt, wenn sie stirbt.

Ein Jockei ist jetzt bedeutender, als ein Läufer. Die Frauenzimmer wohnen dem Pferderennen bey und scheinen kein Mitleiden mit diesen jungen Leuten mit abgeschornen Haaren zu haben, die sich keichend oder engbrüstig machen, um den Herrn Herzog gewinnen zu lassen, der den Gewinnst des Pferderennens in seinem Bette davon trägt.

Wenn die Frauenzimmer frühe das Pferderennen und abends den Auberval gesehen haben, so reden sie von ihrer Empfindsamkeit. Man sieht nichts als Putz von Haaren an ihnen. Sie tragen Altäre der Freundschaft, sagen Hymnen der Freundschaft her. Das Bild der süssen Freundin ist in das Bracelet gefaßt; sie reden von den Reitzen der Freundschaft mit Entzückung. Dieses Geziere der Empfindeley hat mit den Jockeis gleiche Epoque; aber man weiß es nicht, ob die von der Freundschaft gestickten Namenszüge länger, als die Pferderennen, dauern werden.

Aus derselben Denkungsart führt das Frauenzimmer die Caleschen und wenn sie ganze Nächte beym Balle zugebracht haben, so müssen sie noch für diese und jene Stute das Wort führen. Der Jockei verliert seinen Namen und führt den Namen des Pferdes, das er geritten hat. Er wird allemal weit unter das Thier herabgesetzt, das alles Interesse und alle Hofnung zusammen vereiniget.

Es ist nicht ganz der alte Geist der Chevalerie; dieser ist gänzlich ausgestorben. Was schadet auch zu unsern unglaublichen kleinen Lächerlichkeiten noch eine lächerliche Sitte mehr? Alles geschiehet darum, um unsre Tage für eine schwerfällige Einförmigkeit zu bewahren, unsern Geschmack, unsre Moden, unsern Enthusias-

mus, unsre Vorurtheile mannichfaltiger zu machen, kurz, diesen Charakter des Nationalleichtsinns nicht zu verliehren, der uns in den Augen von Europa, zur Ehre, zum Vorzug gereicht.

Man hat es freilich eingesehen, daß ein feuriger aber gelehriger Wettrenner zu gleicher Zeit die Vollkommenheit eines Zweiges der häuslichen Oekonomie und die große Kunst, die Rassen fortpflanzen zu lassen, zum voraus sezte. Aber die Ausschweifung gesellte sich zu den erstern Spekulationen und das, was eine Vervollkommnung der Rasse werden sollte, ward ein wunderlicher Luxus des Prinzen. Das Wesentliche war, daß sich die Pferderasse vervollkommnen sollte. Sie hat aber nichts mit diesem Geschmacke gewonnen, der, blos und allein Parade, nichts als bald in der Ebene von Sablons, bald zu Vincennes Aufsehen machen wollte.

Im Monat November 1754 gieng Milord Poskool die Wette ein, in zwey Stunden von Fontaineblau nach Paris zu reiten. Es war eine Entfernung von vierzig Meilen. Der König befahl der Marechaussee, alles auf dem Wege wegzuschaffen, was dem Wettrenner nur die kleinste Hindernis verursachen könnte. Milord Poskool gebrauchte keinen Jockeyer, ritte um sieben Uhr frühe von Fontaineblau ab, kam um acht Uhr und acht und vierzig Minuten zu Paris

an, und hatte also noch zwölf Minuten vor sich. Also gewann er diese Wette, und man sprach sechs ganze Monate davon, so sehr erhitzten sich die Gemüther über das Pferderennen.

Sechshundert und neuntes Kapitel.

Diamanten.

„Chloris ist nur geputzt und Chloris hält sich „vor schön. Das Gold hat sich für sie „in leichte Gewande verwandelt. Ihr Kopf „schimmert mit tausend Diamanten bestirnt und „tausend andre frevelhafte Kostbarkeiten schweben „auf ihrem Busen, hängen von ihren Ohren her„ab. Die Künste haben ihre Wunderwerke, um „sie zu verschönern, vereiniget. Tausend Fami„lien würden, von denen für ihren Anzug ver„lohrnen Schätzen bereichert, glückliche Tage le„ben. Berühmte Cornelia, Tochter des Scipio, „daß ich dich nicht in Italien glänzen sah! Um „auch einen kostbaren Schmuck aufzuzeigen, lies„sest du deine ihrer Vorfahren würdige Kinder, „liessest deine Helden sehen. Und unsre koquet„ten Mütter legen ihre Halsbänder zur Schau, „stecken Aigretten auf.

Gilbert.

Wenn es den Königen und Prinzen erlaubt ist, beträchtliche Summen auf den Ankauf der Diamanten zu verwenden, ist es nicht von Privatleuten eine ausgezeichnete Thorheit, auf Brillanten, die doch keine Schönheit geben, einen so großen Preis zu setzen?

Der Pytre und der Grand-sancy mögen immer ein Schmuck der Krone bleiben, mögen mit dem Diamanten des Großmogols und des Großherzogs von Toskana wetteifern, das sind Spiele großer Herren; aber daß vernünftige Menschen in Ringen, Ohrgehängen, Armbändern so viel aufopfern, als zur Unterhaltung der Kinder, zur Nahrung der Armen hinreichend wäre, ist das nicht Schande, nicht Verbrechen vor dem Richterstuhl der Menschheit?

Dieser Wahnsinn der Reichen ist nicht mehr ganz so hitzig, als er ehedem war. Der Steinhändler verkauft diese kleinen Steine nicht mehr zu dem übertriebenen Preiße, auf welchen ihn die Concurrenz hinaufgesteigert hatte. Dieser von den Courtisannen, so zu sagen, erniedrigte Luxus fängt an an zu fallen.

Der in seine königliche, mit Edelsteinen ganz überdeckte Kleider gekleidete Croesus fragte den Solon, ob er je eine so schöne Pracht gesehen habe? Ja, sagte der Philosoph, ein Pfau ist in seinem Schmucke noch prachtvoller, als du!

Seine Schönheit ist natürlich und du glänzest nur von erborgtem Schimmer.

Der Philosoph sollte darauf studieren, die Diamanten- und Steinhändler zu brandmarken, sie als eine öffentliche Pest, als Urstifter des hassenswürdigen Luxus, als Schöpfer dieser zahlreichen verdorbenen Geschöpfe abzumalen, die sich für Steine schänden lassen.

Der Diamant ist in meinen Augen das Schild der moralischen Gefühllosigkeit. Der Diamant scheint alle Menschen zu verhärten, die sich mit seiner läppischen Pracht brüsten. Wenn ich eine Frau den Werth von vier reichen Meyereien an den Armen tragen sehe, so flößt mir ihr Arm den Wunsch, ihn zu küssen, nicht ein. Aber ein mit Diamanten geschmückter Mann, ein Usurpator dieses Frauenzimmerputzes, erweckt mir Schaudern und ich entferne mich mit unüberwindlichem Widerwillen weit von ihm weg. Alle diese kleinen schimmernden Steine, auf die er so eitel ist, sind das Bild seiner kalten, harten Seele. Je erhabner er vom Stande ist, desto kleiner; desto größrer Sklave eines lächerlichen Egoismus scheint er mir.

Man hat, sagt man, den Kaiser und König von Böhmen, Rudolph seine Unterthanen ausplündern sehen, um eine ungeheure Menge Edelsteine zusamenzubringen. Er hatte einen so künst-

lich eingelegten Tisch von denselben verfertigen lassen, daß er eine Landschaft bis zur Natur vorstellte. Er verlohr seine Bijoux mit seinem Königreiche und starb vor Kummer.

O wie liebe ich die zweite Frau des Phocion! Als ihr Eine ihrer Freundinnen ihre prächtigen Hals- und Armbänder zeigte, so sagte sie: ich habe keinen andern Schmuck, als meinen Phocion, der seit zwanzig Jahren beständig zum General der Athenienser erwehlet worden ist.

Könnten doch alle die närrischen und hartherzigen Diamantenliebhaber, die nach der Nahrung des Reichen streben, nach Golconda, in die Staaten des Großmogols, hundert Meilen von Mazulipatan weg, hinreisen.

Es ist nichts Gutes, nichts Merkwürdiges an dem Diamanten, als die neue Erfahrung über die Auflösung desselben. Was seinen Schimmer betrifft, so thut geschliffenes Glas dieselbige Wirkung.

Ist das Diamantenpulver ein so hülfloses Gift, wie es Viele vorgeben, so ist der Diamant im Moralischen ein so starkes Gift, als er es nur immer im Physischen seyn kann. Wahrlich wünschte ich ihm diese gefährliche Eigenschaft, damit ihn Jedermann verabscheuen und den Mann, der diesen kindischen, barbarischen Luxus anlegt, mit Verachtung ansehen möchte.

Der Mont-de-Piete hat einen Ueberfluß an Edelsteinen und ihr Werth ist so sehr gefallen, daß die Diamanten in einem nur mittelmässigen Preiße stehen. Steine, die ehedem am meisten geschäzt wurden, sind auf den vierten Theil ihres Werthes herabgesezt. Aber welcher Philosoph möchte nicht alle Juwelenhändler diesen läppischen, geldfressenden Handel aufgeben müssen sehen! Man muß hoffen, daß er gänzlich fallen und der Moraliste nicht mehr Ursache haben wird, seinen Mitbrüdern einen so ausschweifenden Geschmack, der das Gefühllose und das Verwerfliche der Seele zu gleicher Zeit offenbahrt, zum Vorwurf zu machen.

Sechshundert und zehntes Kapitel.

Kleine Mädgens-Carricaturen.

Schon mit der zartesten Kindheit schwängert man, so zu sagen, die Seele des Frauenzimmers mit Eitelkeit und Leichtsinn. Alles trägt darzu bey; der Papa, die Mama, die Mamsel, die Freunde des Hauses. Der Tanzmeister hat in der Erziehung eines jungen Mädgens den Schritt über den Lesemeister, so gar über den Mann, der ihr die Furcht für Gott und die Liebe zu ihren künftigen Pflichten einflössen soll. Die Modehändlerin und die Schneiderin sind Geschö-

pfe deren Wichtigkeit sie schon zu schätzen weiß, ehe sie noch von dem Daseyn des Landmannes, der ihr Nahrung, und dem Leinweber, der ihr die Kleidung giebt, sprechen hört. Ehe sie noch etwas davon hört, daß es Gegenstände geben wird, die sie wird ehren müssen, so weiß sie es, daß es um nichts zu thun ist, als schön zu seyn und ihr die ganze Welt Weihrauch streuen wird. Man spricht ihr von Schönheit vor, ehe man ihr etwas von guter Aufführung sagt. Die Kunst zu gefallen und der erstre Unterricht der Koquetterie werden ihr noch vor dem Gedanken von Schamhaftigkeit und Anstand eingeflößt, deren erborgten Firniß sie einst mit Mühe auf diese betrügerische Grundfarbe wird auftragen können.

Man sehe doch diese Marionetten, die man auf den Spaziergängen antrifft, das Vorspiel der Thorheiten und Irrthümer ihres ganzen künftigen Lebens mit Aufmerksamkeit spielen; — sehe den kleinen Monsieur im stoffenen Kleide und die kleine Demoiselle, nach dem Modell der großen Damen coeffirt, unter der Anleitung einer schwachsinnigen Mamsel die Originale von dem kopiren, was sie einst seyn werden. Alle Grimassen und alle Aefferey des Stutzers sind in dem kleinen Monsieur mit einander vereiniget. Er wird nach dem Maase der erzwungenen Stellungen, die er annimmt, gelobt, geschmeichelt,

bewundert. Die kleine Demoiselle bekömmt bey jedem Liebgesichtgen, das ihr kleines Individuum auffaßt, ein Compliment; und wenn ihr ihre frühzeitige Mädgenklugheit ein Uebergewicht über den kleinen Mann giebt, so prophezeit man daraus mit dummen Erstaunen die interessante Rolle, die sie einst in der Gesellschaft spielen wird.

Diese Misbräuche existiren hauptsächlich in der Hauptstadt. Wenn man es mir erlauben wollte, den Ton des Philosophen anzunehmen, so wollte ich fragen, ob das Band des Himens nicht eine zu heilige Sache sey, als es so zum Gegenstande der erstern Farce des Lebens zu machen?

Wenn die kleine Demoiselle den Papa und Mama sieben bis acht Jahre mit ihrem Plaudern und ihrem Geäffe amüsiret hat, wenn sie die Puppen des Sieur Audinot, der verderblichsten Schule für das Theater so wie für die Sitten, gut nachzuspielen gelernt hat, so denkt man darauf, sie in ein Kloster zu thun, um da einige Kenntnisse zu erlernen und die erstern äusserlichen Religionshandlungen zu erfüllen.

Hier ändert sich der Auftritt. Auf die erstern Eindrücke des Unterrichts zur Koquetterie und Eitelkeit folgt der Unterricht, den der weibliche Schwachsinn und Pedantismus und eine durch übertriebene Kleinfügigkeiten, durch ein-

gewebten Aberglauben lächerlich gewordene Moral geben kann. Auf diesen Fußsteigen muß also ein zur Frau und Mutter bestimmtes Mädgen zum Alter der Mannbarkeit hinwandeln. In der ganzen Zeit nicht ein Wort von den Pflichten, mit welchen sie sich einst in dem Schoose ihrer Familie beschäftigen soll. Die Vernachlässigung wird, die Wahrheit zu reden durch das Verderbniß unsrer Sitten etwas gerechtfertiget. Vergißt man es, das Frauenzimmer von seinen Pflichten zu unterrichten, so spricht man es auch von der Erfüllung derselben los. Aber heißt das nicht, sie verächtlich und uns unglücklich machen?

Wir wollen es also noch untersuchen, was beide Theile dabey verliehren. Zwey Worte können alles ausdrücken: man liebt nicht, man schäzt sich nicht hoch. Und doch sind die Liebe und Hochachtung die beiden größesten Schätze der Menschheit.

Paris ist also reich an artigen Kindern die aber widerliche Menschen werden. Wenn ich sehe, daß man in einem Hause ein Kind von sechs Jahren um einiger kleinen Einfälle willen, die über sein Alter hinausgehn, drückt, umarmt, es fast mit Liebkosungen erstickt, daß man es ein Wunderkind nennt, daß es der Vater, die Mutter, wie ein ausserordentliches Geschöpf ansehen, so seufze ich über die liebe kleine Unschuld.

Indessen daß die Lobserhebungen seiner Artigkeiten den vernünftigen Mann ermüden, so beklagt er das Schicksal dieses jungen Kopfes und hier die Ursache warum?

Die zu große Geschmeidigkeit seiner Fibern kündigt ihre nahe Erschlaffung an. Sie werden allem dem, was man in seinen Kopf zusammengepropft hat, nicht Widerstand halten können. Er ist zu früh reif, zu früh entwickelt worden und das so sehr bewunderte Kind wird zuverlässig ein mittelmässiger Mensch.

Ein junges Kind, voll Lebhaftigkeit, voll Anmuth, läuft in den Garten, hohlt eine rothe Birn, eine frühzeitige Frucht. Voll Freude bringt es sie seiner Mutter, als eine wunderbare Seltenheit. Die Mutter kostet und sagt: diese Frucht ist täuschend, sie taugt nichts. Ein Weiser würde ihr ins Ohr sagen: Arme, betrogene Mutter, du siehst hier das Bild deines Sohnes.

Auf die Winke des Jean-Jacques Rousseau hat man der Kindheit diese kostbare Freiheit wieder gegeben, die ihr von der Natur zugestanden ist, und dem Fluge der erstern Jahre des menschlichen Lebens zukömmt. Aber man thut zu gleicher Zeit etwas, was er nicht empfohlen hat. Man gesellt die Kinder den vollkommenen Menschen zu, giebt ihnen die Erlaubniß, alles zu reden, lockt sie zur Geschwätzigkeit an, lobt

ihren vertrauten, unanständigen Ton; das, was sie sehen, was sie hören, muß die größeste Verwirrung in ihre Begriffe ergiessen und dieses unbesonnene Loben kann nichts bewirken, als sie zum Stolze des Gecken und zur Unverschämtheit des eingebildeten Narren zuzuziehen.

Ich bemerke, dünkt mich, auch jezt schon, daß unsre aufsprossende Generation einen verläumdenden, spöttischen, kaltstolzen Charakter haben wird. Die Zeit des jugendlichen Alters ist die Zeit des Enthusiasmus. Die Jugend wird den unerschöpflichen Reitz der Künste nie erkennen, wenn sie ihn, statt ihn zu empfinden, entscheiden und bestreiten will. Indem sie den Geschmack zu vervollkommnen glaubt, so wird sie in Kälte, in Trockenheit hinsinken, weil die Quelle unsrer Empfindungen in kurzer Zeit austrocknet, so bald wir mit Verläugnung des Instinkts die Grundursache unsrer Freuden zu nahe untersuchen wollen.

Sechshundert und eilftes Kapitel.

Journale, der wahre Journaliste.

Die Kritiker in einem gewissen Verstande stören alle unsre Freuden. Eine Kunst in ihrer Kindheit erweckt gewöhnlich ein sehr lebhaftes Entzücken. Rückt sie ihrer Vollkommenheit

näher, so folgt ihr die wachsame Kritik mit gleichem Schritte nach. Man sollte nur noch wissen, ob das Vergnügen durch diese Beobachtungen, die alle Flecken bemerken und sie bemerkbar machen, nicht unterbrochen, ob es nicht völliger, gleichstimmender, inniger seyn würde, wenn sich der weniger fein oder gröber empfindende Zuhörer der Art und Weise, wie er angegriffen wird, ungezwungen überliesse.

Was haben wir mit unsrem Verfeinern gewonnen? Mehr Ruhm ohne Zweifel, weniger Wollust vielleicht. Der Schuster, der eine Veränderung in dem Gemälde des Malers bewirkte, der den Schuh verfehlet hatte, hatte Grund; aber auch nur ein Schuster konnte die Misgestalt des Schuhes erkennen. Man rufe den Schneider, den Hutmacher, den Anatomisten; jeder wird an seinem Theile Fehler finden. Aber der größre Theil des Publikums sieht sie nicht so; sonst wäre die Kunst auch eben so schreckbar, als die Natur.

Wenn die Kunst in unsern Tägen nicht zu ihrer Vollkommenheit gelangt, so geschieht es gewis nicht aus Mangel an Regeln und Grundsätzen. Dieser Schaar Journale, die mit einem einförmigen und kläglichen Tone alle gleich über Verfall schreien, zum Troz sieht man alle Jahre dicke Bände über die Bühne und die Schauspiel-

gattungen hervortreten. Sie sind nicht mit neuen Bemerkungen ausgefüllt; man concentrit in denselben ein wie allemal die ganze Kunst in die einzige Manier des Corneille und Racine und hütet sich sorgfältig, weiter fortzugehen. Die kleine Theorie der Verfasser paßt zu ihren Werken vortrefflich.

Wer alles das kaufen wollte, was seit hundert Jahren über die dramatische Kunst geschrieben worden ist, der würde eine ungeheure, unnütze Bibliothek zusammenbringen. Ich glaube, daß die Nachkommenschaft herzlich über diesen Götzendienst lachen wird, der eine ganze Nation für bizarre Trauerspiele hingerissen hat, sie wie Sklaven in demselben kleinen Zirkel so gefesselt hält, daß ihr jeder Schritt aus demselben heraus Chimere und Unvernunft scheint.

Man hat fünf- bis sechshundert Trauerspiele, die alle durchaus dieselbe Physionomie haben, alle bleich und ohne Ausdruck, weil ihnen der Hauch des Genies nicht Leben eingeblasen hatte, vor den Augen so vieler Aristarchen vorüber gehen sehen. Der Zuschnitt, die Eintheilung der Auftritte, der Stand der Personen, die gereimte Sprache, alles ist einförmig und ekelhaft. Worzu nutzen also die Aristarchen?

Dasselbe Stück kommt alle fünf und zwanzig Jahre in einem andern Kleide wieder zurück und

damit offenbaret sich gerade die Armuth des französischen Trauerspiels. Sie bemerkt ihre Schwäche gar nicht, weil sie alle die Reichthümer der Kunst und Natur durch eine unnütze Eleganz zu ersetzen glaubt.

Es giebt eine gute Poetik, die Poetik, die alle diese Bogen in das Feuer zu werfen lehrt, in welcher uns gerade durchschneidende Kunstrichter und höchste Gesetzgeber, als die einzigen eingebildeten Männer von Geschmack, zu Paris das sagen, was man von jedem von ausländischen Nationen, deren Sprache sie nicht einmal kennen, verfaßten Werke urtheilen soll.

Der Kunstrichter unsres Zeitalters ist nichts als Tadler. Aber seht ihr dieses geflügelte Insekt, das um ein Licht herumflattert? Er ist das Bild einer Mücke, die hundertmal wieder kommt und am Ende mit einer Fliegenklappe getödtet wird.

Die Kritik ist in der Litteratur die unnützeste Sache von der Welt. Das beurtheilte Werk ist schon gedruckt, die Fehler sind begangen. Allein die Zeit, welche die unfruchtbaren oder läppischen Produkte in die Vergessenheit hinstößt scheint mir der wahre, unwiderrufliche Journaliste zu seyn. Von ihrem Urtheile kommt man nicht wieder zurück; sie hört weder Kabale, noch Vorurtheile, verschlingt entweder das Buch in ihrem Schlun-

de oder erhält es für die Nachwelt auf ihrer Oberfläche.

Warum sich also dem Rivalenhasse überlassen und die Eigenliebe lebender Männer verletzen wollen, um das zu bewirken, was die Zeit besser, als Jeder Andrer gethan haben würde?

Dabey ist das Schmähen von der litterarischen Kritik beinahe unzertrennlich. Man kann seine Ausdrücke noch so gut wählen, man will doch allemal sagen, daß der Schriftsteller ein Einfaltspinsel oder ein Dummkopf sey. Man gießt das Lächerliche über sein Werk aus und von seinem Werke auf seine Person ist nur ein Schritt.

Die Wissenschaften, darzu gemacht, einigen Reitz auf das Leben hinzustreuen, sollten niemals ein Vorwand werden, die Ruhe eines galanten Mannes zu stören, dem es mit seinem guten Willen, die Andern zu unterrichten oder zu amüsiren, nicht glücken will. Der weiseste Kunstrichter ist zuweilen von der Schwachheit der Eifersucht oder des Neides angegriffen. Und welcher Mann ist Meister seiner Leidenschaften, unpartheiisch, aufgeklärt genug und ist mit einem genugsam feinen Gefühle begabt, um der höchste Richter über Talente und über Ruhm zu seyn? Die Zeit thue den Ausspruch; ihr allein kommt dieser Beruf zu!

Aber, was die Schriftsteller trösten muß, das ist die Erfahrung, daß der unbarmherzigste

Kunstrichter allemal ein verachteter Schriftsteller ist. Wer Kräfte in sich fühlt, um selbst in der Bahn laufen zu können, der amüsirt sich nicht damit, denen, die sie laufen, Stöcke zwischen die Beine zu werfen.

Alle diese Richter sind unerschrockener bey ihrem Ausspruch und stolzer auf ihre Auszüge, als die Schriftsteller auf ihre Produkte sind. Sie sehen das Talent, zu schmähen und zu schaden für einen Beweis des wirklichen und entschiedenen Uebergewichts an:

„So sieht man in der Werkstätte der Künste
„nichts als Legionen Ratten und Schaaren
„Eidechse. Ihr vergifteter Hauch schändet
„die großen Namen; der Pindus ist von
„Pigmeen besezt. — —

„Diese spitzfindigen Gelehrten zerlegen in ih-
„rem betrübten Wahnsinn mit dem Wund-
„messer in der Hand das Genie und wollen
„daß es seinen kühnen Flug erniedrige, wie
„sie denke, wie sie schreibe, wie sie krieche.“

Gryetand.

Sechshundert und zwölftes Kapitel.

Comödianten-Buden in den Boulevards.

Da drängt sich das Volk am stärksten hin und dieses ist eine Ursache mehr, um das An-

ziehende zu prüfen, was das Volk nach diesen Bühnen hinzieht, die Jeder nach seiner Versicherung verachtet und doch Jeder besucht. Die große Anzahl der Comödiantenbuden, ihre Verschiedenheit, ihr mässiger Preis, ihre abwechselnden und immerfort neuen Auftritte reißen den Städter dahin. Da kann man es sehen, wie hungrig die müssige Neugierde vorzüglich nach Schauspielen sey. Sie will lieber was Neues, als was Gutes haben.

Man möchte wissen, warum man auf allen diesen mancherley zugelassenen und offenen zahlreichen Schaubühnen jedes sittliche und regelmässige Stück verbannt, warum ein ausschliesliches Privilegium, dessen Nutzen man gar nicht einsieht, dem Volke eine angenehme gesunde Nahrung entzieht, und diese grobe Speise, die man ihm von allen Seiten vorsezt, mit einem Gran Vernunft zu würzen verbiethet.

Die niedrigsten Bouffonnerien werden gutgeheissen und bey jedem Stücke, das nur den Schein, unterrichtend und moralisch zu seyn, vor sich hat, wird ein Haro gemacht. Zwey Comödianten, wer sollte es glauben, sind die gebohrnen Censoren, die bestallten Sammler und ohne weitere Apellation die Verstümmler aller Stücke, die in den Boulevards gespielet werden.

Dieses unglaubliche Verboth, allein zum

Vortheil der beiden privilegirten Gesellschaften, hat indessen dem Interesse der Sitten und des Publikums ausweichen müssen.

Man hat es eingesehen, daß die Vernunft so ganz von den Comödiantenbuden in den Boulevards zu verdrängen, lächerlich und der Theil des Volkes, der in diese Schauspielhäuser hinläuft, gerade derjenige sey, der eines heilsamen Unterrichts am bedürftigsten ist. Man ist also von diesem bizarren Gesetze abgegangen, das nur Possenspiel und verdorbenen Geschmack zulies, hat es einigen vernünftigen Stücken erlaubt, auf diesen Buden zu erscheinen; aber sie müssen nur in einem Aufzuge bestehen.

Ein Theaterschriftsteller, der rührende, regelmässige Stücke von drey Aufzügen in seinem Porte-feuille liegen hätte, würde sie der Gesellschaft nicht geben können, die er gern wählen wollte. Man schränkt die Vergnügungen des Publikums ein, beschneidet sie damit, daß man es der Kunst nicht erlaubt, sich auf einer von ihr selbst gewählten Schaubühne hören zu lassen.

Die kleinen Schauspielhäuser sind immer voll, weil sie nicht den Zwang der Grossen haben. Man sieht den Gebrauch vor Augen, den man von diesem allgemeinen Geschmack für die dramatischen Vorstellungen machen könnte, wenn

man das Publikum nur durchaus nach seiner Bequemlichkeit zu setzen wüßte.

Es wäre schön, wenn man mit der Aufhebung aller dieser alten elenden Verordnungen, die, zum Vortheil einiger Schauspieler allein, den Flug des Talentes aufhalten und den Farcen oder verhunzten Stücken vor edlen interessanten Arbeiten den Vorzug geben, über das Vergnügen und den Unterricht des Publikums zugleich den Vorsitz führen könnte. Und was liegt dem Staate daran, daß der Verfasser auf der Bühne des Boulevards- oder auf der Bühne des französischen Theaters spricht. Warum findet man über der dramatischen Kunst eine gebiethende Hand, welche abschneidet, zerstückelt, austrocknet und tödtet. Ey wird man denn nie ein andres Wort aus dem Munde des Ministers hören, ich verbiethe und nie das Wort, ich erlaube es. Ohne der steinernen Keule, die auf alle Künste schlägt, würde das Genie der Franzosen in jedem Fache alle die andern Nationen übertreffen.

Nicolet hat auf diesen Buden funfzig tausend Livres Leibrenten gewonnen und sein Bruder, der lange Zeit dasselbe Gewerbe trieb, hat seine Vermögensumstände zerrüttet. So hatten zwey berühmte Kardinäle, beide Minister, Brüder, die weit unter dem Purpur im Verbor-

genen lebten und nicht die mindeste Spur in der Geschichte von sich zurückgelassen haben.

Taconnet hat einen Theil des Glückes des Nicolet gemacht und starb in der Charite. Volanges bereicherte die Malteres und bereicherte sich nicht selbst. Audinot rechnet, indessen daß ihm seine kleinen Schauspielerinnen Geld gewinnen, ruhig in seinem Saale. Sic vos non vobis. Der Boulevard gleicht darinn der ganzen übrigen Welt.

Da legt man kleinen Mädgens, noch in der Kindheit, beleidigende Zoten in den Mund und nichts empört so sehr, als die Ausdrücke der Lüderlichkeit von so jungen Organen aussprechen zu hören. Nie hat ein Volk, das ich kenne, diese Art des Verderbnisses aufgestellt.

Diese kleinen Schauspiele sind Oerter der frühzeitigen Schändung und man trifft bey diesen Farcenspielern die skandaleuse Waare der schamlosesten Mädgens an. Da alle gesittete Schaubühnen um neun Uhr geschlossen sind, so bleiben diese lasterhaften Buden die ganze Nacht offen. Dieses Skandal ist doch indessen unterbrochen worden.

Sechshundert und dreyzehntes Kapitel.
Egoisten.

Reiche, ich fange an, mich wieder mit euch auszusöhnen. Ihr werdet weniger Egoisten, ihr gebt. Ja, ihr seyd menschlicher, als eure Vorfahren:

Paris ist für einen Reichen ein Cocagnen-
Land

Desto besser! Ich will, daß sich der Reiche, was zu gut thue; nur daß er sich nicht allein zu gut thue.

Ich wünsche dir Glück, reicher Mann; du bist von deiner Geburth an der Rechtschaffenheit näher, als ein andrer Mensch, hast weniger Gelegenheit, ungerecht zu seyn, wirst nicht von diesen heftigen Begierden gemartert werden, die, ohne Befriedigung, den Dürftigen entweder in Verbrechen oder in Verzweiflung hinstürzen. Die Schätze der Fluren, die Früchte der Erde sind dein. Man ist geschäftig, man wartet dir auf, man liebet dich, ehe man dich noch gesehen hat. Der Haß, der Neid, die Eifersucht müssen in deinem Herzen nicht aufkeimen. Deine Reichthümer werden deinen kleinsten Tugenden einen Schimmer geben; man wird dir jede wohlthätige Handlung in Anrechnung bringen und der Ruhm sie am Ende ausbreiten.

Wenn du Glückliche siehest, so wirst du deine Mitbrüder sehen und nicht in die Versuchung eines Hasses gegen sie kommen. Du wirst den Zeitvertreib der Wissenschaften haben und in das Innere der Künste mit Leichtigkeit eindringen können.

Du kannst geben, denn du hast und wenn du sterben und dich von deinen Sprößlingen umringt sehen wirst, so wirst du von einer peinigenden Unruhe freygesprochen seyn. Du wirst das Bewußtseyn haben, daß du ihnen so viel hinterläßt, als zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig ist und der Anblick des Gegentheils ist der nagende Wurm, der den Armen peinigt, daß er mit Seufzen stirbt und seine Kinder vor seiner Auflösung nicht anzuschauen wagt.

Reicher Mann, wie glücklich du bist! du kannst die Thränen abtrocknen. Ein wenig von diesem überflüssigen Golde wird, so bald es von deinen Händen in die Hände dieses Unglücklichen übergeht, Werth und Namen umändern; es wird Wohlthat heissen. Anton rufte nach seiner Niederlage aus: ich habe nichts mehr in der Welt als das, was ich gegeben habe.

Dieses prächtige Schloß wird dein Auge nur einmal schmeicheln, jene Sammlung wird nie vollständig seyn, diese herrlichen Gärten werden dir Eckel einflössen; aber der Seufzer eines Un-

glücklichen, der dir seine Erkenntlichkeit ausdrücken wird, wird nie, so lange du noch ein Herz behalten wirst, verlohren seyn.

Der Reiche ist der Tugend weit näher, als jeder andre Mensch. Entfernt er sich aber von derselben, so wird er auch strafbarer; denn der Arme ist mehr frey von Lastern, als tugendhaft, hat aber auch die Mittel nicht, es zu seyn. So gar der Ruhm, wer sollte es glauben, ist bey ganz gleichem Verdienste dem Reichen günstiger, als dem Manne, der ohne Vermögen gebohren ist. Er scheint ihn, sagt Jemand, dafür belohnen zu wollen, daß er sich mit ihm beschäftiget habe.

Büllion, Minister im vorigen Jahrhundert, sann ein Diener von einer ganz neuen Gattung aus. Er lies Schüsseln voll Gold- und Silberstücke auftragen und sagte den Gästen, sich nach ihrem Belieben auf ihre Teller davon vorzulegen. Jeder warf sich mit Begierde über diese neuen Früchte her, füllte seine Taschen damit an und eilte mit seinem Raube davon.

Ausgemacht ist dies nicht Grosmuth. Reicher, wisse besser zu geben. Diese große Stadt bietet einer fühlbaren menschlichen Seele ein weites Feld dar. Die abgelegenen Quartiere verbergen vorzüglich eine Menge Unglücklicher, die mit Seufzen ein Elend dahin flüchten, über

welches sie selbst erröthen. Spähe sie aus und bedenke, daß die Wohlthat nicht eher erhaben und verdienstlich ist, als wenn sie dem Unglücklichen entgegenkömmt und ihn überrascht.

Daß sich doch zu unsern Zeiten alles vereinigte, um sie zu brandmarken, diese verworfenen, verächtlichen Geschöpfe, die alle ihre Gedanken allein in ihren engen eingeschränkten Zirkel concentriren, die gern alles das, was sie umgiebt, dem Punkte, auf welchem sie sitzen, aufopfern würden. Sie haben beides zusammen, eine gefühllose Seele, die sich auf ihren habsüchtigen Physionomien abmalt, und einen eingeschränkten Verstand, der sich in ihrer kleinsten Unterredung verräth. Sie haben die Verhältnisse aufgehoben, welche die Kraft der Gesellschaften sind, haben den Umlauf der gegenseitigen Dienste unterbrochen. Wenn Jeder unglücklicher Weise das System befolgte, was sie angenommen haben, so würde kein Schatten von Eintracht mehr da seyn; man würde nichts, als lauter Eines gegen das Andre gewafnete Individuen sehen.

Und wie wollen sie, nach dem allen, bey keiner Liebe für irgend eine Person, die unverschämte Forderung thun, daß sie Jemand liebe? daß sie von der Habsucht erniedrigt, Jemand schätze? daß ihr Name, so wie sie den Staat, ohne ihm das Geringste zu geben, unterdrückt haben, den

Männern zur Seite stehe, die der Ruhm und die Ehre desselben sind? Sie werden den unbestechlichen Schriftsteller, der, weit entfernt, ihre strafbaren Reichthümer zu beneiden, sie verabscheut, mit einem verächtlichen Blicke ansehen. Sie mögen zittern! Er hat den unsterblichen Grabstichel in der Hand, der ihrer Stirne das Siegel der Unsterblichkeit aufdrücken wird.

Egoisten, was wird bey euren Grundsätzen die Freundschaft, die Güte, die Wohlthätigkeit, was wird alles das, was dem Menschen einen Theil seines Elends und seiner Schwachheit nimmt? Undankbarer, wenn du nicht ganz verhärtet, nicht zum Guten erstorben bist, so öffne die Augen, schaue um dich herum, betrachte das, was du deinen Mitbürgern schuldig bist. Man hat lange vor deiner Geburt daran gedacht, daß du auf die Erde kommen würdest, hat dir Freuden vorbereitet, deren du jezt nicht würdig bist, weil du sie allein geniessen willst. Diese erbauten Häuser, diese geraden Straßen, diese Wege, diese alten, wurzelreichen Bäume, diese tröstenden Künste, diese Schiffe, die das Meer bedecken, diese Ackerverständige, die die Ländereien urbar gemacht haben, diese weisen Gesetze, diese Polizey, die deine Ruhe gründen, dir das Eigenthum des Schatzes versichern, den du mit deinen Augen hütest, alles trägt das Gepräge

eines wohlthätigen Geistes an sich, der seine Blicke bis in die Zukunft hin ausgedehnet, sich nicht bey persönlichen, vorübergehenden Bequemlichkeiten eingeschränkt, der alle die Wesen, die noch in der Nacht des Nichts schliefen, in seine grosmüthige Vorsehung eingeschlossen hat; und wenn du nun mit fortrückendem Alter bey dem Genusse ganzer Jahrhunderte von fortgesetzten Arbeiten, die Reitze des vervollkommneten gesellschaftlichen Lebens geniessest, du, Niederträchtiger, wolltest dich damit gegen sie vor losgesprochen halten, daß du dich vor eine reiche, einzelnlebende Person erklärst? wolltest alles ohne Scham und Scheu auf dich allein zurückziehen? über dein Gold nach deinem Willen gebiethen können, um deine eitlen Capricen, deine närrischen Fantasien zu befriedigen? wolltest nichts Nützliches, nichts Grosses thun? Du machst mich schaudern! deine Kälte kündigt eine tiefe Verderbnis und den äussersten Grad von Gefühllosigkeit an. Ach, wenn dein Herz erstorben ist, nicht die Freude des Mannes fühlen kann, der seinen Mitgeschöpfen nützlich gewesen ist, beherzige doch wenigstens die ihm allgemein dargebrachte Huldigung, daß er seine erstre, heiligste Schuld bezahlet und einige Spuren einer grosmüthigen, wohlthätigen Seele auf der Erde zurückgelassen hat. Wenn es dir untersaget ist, die innere Befriedigung zu

schmecken, welche die Seele dieses gerechten guten Mannes erweitert, so sey Zeuge der Hochachtung, der Bewunderung, der Ehrfurcht, die seine Schritte begleiten und sieh, daß es noch andre Vortheile giebt, als diejenigen, die das Gold verschaft. Denn wirklich veredelt es sich nur, wenn es dem Beßten der Menschheit nuzt.

Es giebt auch litterarische Egoisten, ich meine, diese Schriftsteller, die von nichts als von ihren Werken, von ihren Zänkereien vorplaudern, eure Bewunderung mit Gewalt erzwingen und in einer ewigen Anbetung ihrer Talente trunken sind. Unerträglich in der Gesellschaft kann man sie nicht anhören als nur um allen den plumpen Ränken der Eigenliebe mit Neugierde nachzugehen und zu sehen, bis zu welchem Punkte sie zuweilen einen witzigen Kopf bis zum Einfaltspinsel herabsezt.

Sechshundert und vierzehntes Kapitel.

Von der Schreibart.

Ein gäng und geber Streit zu Paris ist der Streit über die Schreibart. Kein Schriftsteller verhehlt es, daß er die seinige jeder andern vorziehe. Das kann und darf nicht befremden, wenn man nur etwas über die Weise nachdenkt, wie sich unsre Begriffe bilden.

Die Worte entsprechen, es sey in einer Sprache, in welcher es wolle, den Begriffen, den moralischen, zusammengesezten oder durch das Nachdenken erzeugten Begriffen besonders, nur sehr unvollkommen. Das Bild, das sich in unsrem Gehirne darstellt, ist lebhaft, ist rein und wenn wir es nun auf das Papier übertragen wollen, so wählen wir die Worte, die uns die vertrautesten sind und die ausdrucksvollesten zu seyn scheinen. Aber diese Worte sind enger, als die Gedanken, als die Bilder. Der Leser, weil er von dem Manne, der seine Manier, seinen Eindruck vorgetragen hat, nicht auf den bis zu seinem richtigen Punkt bestimmten Sinn geführet wird, findet Unbestimmtheit in allem, was er nicht selbst geschrieben hat. So weicht dann die Einbildungskraft des Lesers ab, geht weiter als der Gedanke des Verfassers, schaft geschwind andre Ausdrücke, um das wieder vorzustellen, was sie dem Gedanken des Schriftstellers hinzusezt. Er ist mit dem Ausdruck desselben unzufrieden, weil er ihn nicht gebraucht haben würde und sezt seine eigne Manier zu fassen und zu malen für denselben hin.

Der Leser giebt dem Buche immer etwas, es sey nun mit Unrecht oder mit gutem Grunde und fordert, daß der Verfasser seinen eignen Begriff dargestellet habe. Er erlaubt ihm keine Wen-

dung einer Periode, die seiner ihm eigenthümlichen Wendung anstössig ist, tadelt ihn, weil er das nicht gethan hat, was er selbst gethan haben würde, tadelt ihn wieder, weil er dasselbe Bild von einem andern Gesichtspunkte aus bemerket hat, tadelt ihn endlich, weil er eine Lieblingsfarbe hat, die er allenthalben sucht und nirgends so stark findet, wie er sie wünscht.

Da kein Schriftsteller in der Welt ist, der nicht den Ton und die Manier seines Mitbruders ausbesserte und änderte, so darf man auch nicht unwillig werden, wenn Andre an unsrer Schreibart etwas zu tadeln finden, weil Jeder seine Manier zu schreiben hat, die er eben so wenig, als seine Geberde und seinen Gang, umändern kann.

Warum ist dieses und jenes ausdrucksvolle harmonische, nothwendige Wort in Vergessenheit gefallen, da hingegen dieses und jenes ohne allem Grund seine Existenz erhielt und Glück machen wird, ohne daß es ein andres Verdienst, als seine Neuheit, vor sich hat. Warum wollte man nicht diesen und jenen veralteten Ausdruck wieder hervorrufen? Wie? sollte der Schriftsteller nicht das aus der Sprache machen können, was der Handwerksmann aus seinem Instrumente macht, das der Hand gehorcht, die es führt? Die kraftvolleste Schreibart ist allemal die

beßte und der helleste Ausdruck derjenige, den man vor allen gebrauchen muß.

Es ist in den Sprachen was Intellektuelles; denn da alle Figuren willkührlich sind, so erräth man mehr, als man versteht. Das die Ursache, warum eine mit zu vielen Worten überladene Schreibart die Seele in Unthätigkeit läßt. Die Einbildungskraft zu beschäftigen und sie doch nicht zu sättigen, das ist die wahre Kunst zu schreiben.

Heut zu Tage geht die äussere Form des Buchs über seinen inneren Gehalt. Man spricht von nichts, als von der Anordnung der Worte, von der Wahl, der Eleganz der Ausdrücke, von der Ründung der Perioden, von ihrem Falle, hört nichts, als die Worte: es ist schlecht geschrieben, und der Sinn, die Wahrheit, die Richtigkeit der Begriffe bewirken, bey delikaten oder vielmehr superficiellen Lesern keine Nachsicht.

Die Modeschreibart, die Schreibart der Akademie, ist diejenige, welche Bestimmtheit affektirt, auf Begriffe und Ausdrücke künstelt, bei jeder Gelegenheit Witz anbringt und weit entfernt, natürlich zu seyn, nach Zwang und Künsteley schmeckt; gekünstelt, fein, angepaßt hat sie immer die Farbe des Epigramms. Sie ist bey einigen Schriftstellern seit funfzehn, zwanzig Jahren sehr im Gange; sie verbannt die Bilder, die Metaphern,

vermeidet weise den Wortgeschwulst, wird aber zuweilen schielend und schwerfällig. Diese Schreibart ist allemal ein bisgen kalt; sie verträgt sich mit kleinen Begriffen und tödtet die großen.

Diese eingeschränkte, obgleich sinnreiche Manier wird, ich sag es zum voraus, kein Glück machen. Statt so vieler Verfeinerung, statt so vielen Witzes lieber Anmuth, Naivete, Leichtigkeit und gesunden Verstand. Kein Schriftsteller, der nichts Natürliches hat, wird je den Ausspruch des grösseren Theils vor sich haben.

Eine gute Schreibart, wie die Schreibart des J. J. Rousseau und des Abbe Raynal, männlich, klar, feste und natürlich ist dem in eine Schlange verwandelten Stabe Mosis gleich. Diese Schreibart verzehrt und vernichtet alle unter ihr stehende Schreibarten, so wie die Schlange Mosis die egyptischen Schlangen verschlang.

Man hat es sich seit einiger Zeit einfallen lassen, die Schreibart der Hofleute als die fürtrefflichste zu rühmen und sie so gar als Muster vorzustellen. Ich glaube nicht, daß sie je den Versuch des Druckes aushalten würde. Sie ist ungekünstelt, wird man sagen; aber warum ist sie es? Aus der guten Ursache, daß sich nie etwas von Leidenschaften in derselben zeigt. Diese haben in der Hofsphäre nicht allein ihren Ausdruck, sondern alles bis auf ihren Ton verloh-

ren. Alles ist einförmig, weil alles hinter dem Rücken geschieht. Man muß bey brennendem Ehrgeitz heiter, bey dem verzehrenden Feuer der Rachsucht ruhig bleiben. Das Auge hält seinen Feind mit stiller Ruhe fest. Keine, auch nur leichtsinnig ausgesprochene Farbenmischung. Man vermeidet so gar den Ton der Gleichgültigkeit, der etwas bezeichnen und sagen kann.

Aber aller dieser für diese vorgebliche Schreibart verschwendeten Lobserhebungen ohnerachtet ist sie schlechterdings für einen Mann von Wissenschaften nicht anpassend, der schon seinem Wesen nach ein leidenschaftlicher Mann ist, weil er in sich eindringen, sich in Wärme setzen muß, um gerade die Empfindungen, die er geben will oder vielmehr geben muß, in seine Leser überzutragen, weil er sich nicht scheuen darf, aus einem Uebermaaße von Wärme zu sündigen; man hat nie zu viel Wärme, um die Wahrheit auszusprechen. So gar das, was man Deklamation nennt, wird nothwendig, weil man allein damit den grössern Theil rührt. Allemal ist es das Wesentliche, ihm eure Begriffe annehmlich zu machen. Seyd gedrängt, lakonisch, angepaßt, er wird euren Empfindungen nicht trauen. Er sieht die Welle gern zu wiederhohltenmalen gegen sich anschlagen und damit reißt man ihn hin.

Ich liebe den Neuerer in der Schreibart; er

bereichert die Sprache mit Ausdrücken und kraftvollen Wendungen. Ich meine hier nicht die Schöpfung neuer Worte; ich meine eine dieser und jenen Bezeichnung schnellerer Bewegungen, tiefer und ganz erschöpfter Ausdrücke gegebene neue Bedeutung, eine malerische Sprache. Diese wird uns immer munter und fühlbarer vorfinden.

Diese sonderbare Leichtigkeit der Großen, ihre Sprache zu reden, ist eine Folge eines häufigen Umgangs mit der Welt und ihrer Zuversichtlichkeit von allem dem, was sie thun. Sie haben keine Kenntnis von Regeln; der Wortgebrauch macht ihre Regel, die Gewohnheit ihre Schule aus. Aber so bald sie die Feder in die Hand nehmen, so liegt ihr Unvermögen am Tage. Ihre Schreibart empört so gar die Ausländer und es ist ausgemacht, daß man an den Höfen zu London, zu Petersburg, zu Wien die Grammatik der französischen Sprache besser inne hat, als an dem Hofe zu Versailles.

Man begreift den ganzen Abstand zwischen dem guten Sprechen und gutem Schreiben nicht leicht. Dieser und jener Mann spricht sehr gut, macht euch durch die Wahl, durch die Klarheit seines Ausdrucks aufmerksam; schreibt er, so wird er schlaff und leer. Ein Andrer bildet im Sprechen nichts an seinen Redensarten, endiget sie noch weniger; aber er denkt stark und die

kraftvolle Bestimmtheit seiner Schreibart, wenn er schreibt, wird euch zum Nachdenken fortreissen.

Ich habe mir niemals einen Schriftsteller von meiner Bekandtschaft begreifflich machen können. Klar, fortreissend, warm, wenn er spricht, dunkel, schwerfällig, ängstlich, wenn er schreibt. Spricht er, so spricht er mit seinen Freunden aus der Fülle seines Herzens weg; und sizt er an seinem Schreibtische, so denkt er an das Publikum, fürchtet sich für dasselbe, behandelt es nicht wie seine Freunde, nimmt seine Hülfe zur Kunst, und arbeitet sich ab, um schlecht zu schreiben. Da er es sich einmal in den Kopf gesezt hat, daß die Kunst zu schreiben erstaunend schwer sey, so weicht er von der leichten ihm natürlichen Manier ab, um sich in erkünstelte Wortverbindungen hinzuwerfen, in welchen er sich nur allein erkennt und versteht.

Der Mann, der zu Paris am beßten über alle Künste spricht, dessen unerschöpfliche Sprache der Unterredung seiner Schreibart nicht nachsteht, der Mann, der euch in seinem Kabinete mehr noch als in seinen Werken erwärmt, der Mann ist Diderot. Ich habe noch keinen beredteren, helleren, mannichfaltigeren Mann, keinen Mann, der alle Wendungen mit mehr Leichtigkeit und Nachdruck vereinigte, endlich mehr Be-

griffe, mehr lebhafte und malerische Ausdrücke vorbrächte, gehört. Man kann ihn als einen Improvisateur vom erstern Range ansehen. Dieses Verdienst ist zu unsern Zeiten unter den wissenschaftlichen Männern selten genug; sie unterhalten, haben aber nicht den fortreissenden Strom des Redners. Der feine, spöttelnde Witz hat die Beredsamkeit ausgetrocknet.

Sechshundert und funfzehntes Kapitel.

Vieharzneyschule.

Eine nützliche, merkwürdige Anstalt, die zu der Erhaltung des stolzen Thieres, vieles beigetragen hat, das dem Menschen zu allen Zeiten diente, seine Stärke in allen Jahrhunderten ausmachte. Denn das Pferd muß wie eine eigne Quelle der Macht angesehen werden.

Diese Schule ist zu Charrenton angelegt. Sie war anfangs nichts, als ein bloßer Versuch. Da alles nur langsam geht, so hatte man sich auch noch nicht mit der Heilung der Viehkrankheiten beschäftiget. Der edelste Begleiter des Menschen machte noch keinen Gegenstand der Arzenenkunst aus.

Die Vieharzeneyschulen haben in kurzer Zeit einen wirklichen Nutzen offenbaret. Die Thiere haben in ihren Versuchen glücklichere Aerzte ge-

funden, als der Mensch, der ihr Herr und Meister ist.

Auch die damit verbundene Zergliederungskunst hat zu vielen Ideen Gelegenheit gegeben, die fruchtbar werden können.

Die Krankheiten der Pferde sind mit mehr Aufmerksamkeit verfolgt worden, als die Krankheiten des menschlichen Geschlechts.

Im Grunde des Saals steht ein abgestreiftes Thier mit einem fürchterlichen, dräuhenden Blick. Es ist in Wachs ausgearbeitet; aber der Künstler hat das Geheimniß gehabt, seine Kunst so zu verbergen, daß das Auge nach der schärfsten Prüfung noch in der Versuchung steht, es vor Natur zu halten. Dieses in seiner Art einzige Stück ist mir allemal sonderbar auffallend gewesen.

Die ununterbrochenen Vortheile, die aus den Vieharzneyschulen erwachsen, sind der Beweis, daß man diese nüzlichen Anstalten vervielfältigen muß.

Wenn die Schule der Wundarzeneykunst von allen Gesellschaften in Frankreich diejenige ist, die dem menschlichen Geschlechte die grössesten Vortheile erwiesen hat, so scheint es, daß die Vieharzeneykunstschulen einen gleichen Dienst erweisen werden, weil der Mensch von diesen Kreaturen lebt, die er sich unterworfen hat.

Die von den Mitgliedern dieser Schule gebrauchte Quinquina hat wunderbare Wirkungen

auf die Thiere gehabt. Ihre Sorgfalt erstreckt sich bis auf das Hausflügelwerk; man befühlt ihnen den Puls unter dem Flügel.

Sechshundert und sechzehntes Kapitel.
Wucherer.

Dieser Ausdruck ist mehr als einer Auslegung empfänglich. Das Geld ist eine Waare, wie alles Uebrige; es hat seine Seltenheit; man thut nichts ohne Geld; es ist die Grundlage, die Nerve jeder Sache. Was thut ein Handelsmann im Großen, wenn er nicht Manufacturiste ist? Legt er nicht gern sein Geld auf hohe Interessen an? Hat er nicht alles bis auf seine Unglücksfälle ausgerechnet? Eben so darf man diejenigen, die sechs, sieben auch acht nach den Umständen von hundert ziehen, nicht in die Classe der Wucherer setzen; sie treiben ein ehrbares, für beide Theile nützliches Gewerbe. Die Interessen steigen und fallen und sind dem Umschlag der politischen Begebenheiten unterworfen. Die beßte Handschrift ist oft Zufällen oder Verzögerungen ausgesezt. Der Abzug kann also nach diesen verschiedenen Gefahren verhältnismässig genommen werden. Am Ende ist ja auch der Contrakt eine freye, ungezwungene Sache und wenn bizarre Gesetze die Interessen auf eine bestimmte, unab-

änderliche Art haben festsetzen wollen, so sind diese Gesetze von despotischen Männern gemacht worden, die gern um einen kleinen Preis aufleihen wollten.

Nichts hemmt den Umlauf, nichts fesselt die Thätigkeit und den Fleiß mehr, als diese kleine kirchliche im Grunde, unbesonnene Gesetze, die den großen politischen Gesetzen widersprechen, welche den Glanz und den Reichthum der Nation ausmachen. Eine Wahrheit, die in einem neueren Werke, das ganz darzu gemacht ist, um andre Werke über diese von uns noch wenig auseinandergesezte Materien zu erzeugen, sehr gut entwickelt worden ist.

Der gefährliche Wucherer, der Wucherer, den man brandmarken sollte, ist der verkappte Wucherer, der mit jedem Jahre den dritten Theil von seinem Kapital ohne Fleiß und ohne Gefahr zu ziehen weiß. Er entzieht die strafbaren Wege, die er gebraucht, jedem Auge. Ein Wucherer, um so tyrannischer, um so unverschämter, weil alle seine Operationen Werke der Finsterniß sind.

Man soupirt oft in guter Gesellschaft an der Seite eines solchen Wucherers; aber er führt den Namen nicht, weil er Agenten unter sich hat, welche die Schande und Verachtung auf sich nehmen. Ihn, den eigentlichen Anleiher, sieht man

niemals; darum behält er auch eine sich angemaßte Achtung, wenn man schon den Verdacht hat, daß er sein Geld auf diese Art geltend zu machen weiß. Aber man ist nun einmal in grossen Städten eins geworden, den Aussenschein Tugend zu heissen.

Die mit Wahrheit auseinander gesezte, durch die Schriften des Linguet und vorzüglich durch ihren Ausgang so berühmt gewordene Sache des Grafen von Morangies würde es vielleicht in das helleste Licht setzen, aus welchen erlauchten Quellen oft der Wucher fließt, der die Hauptstadt verwüstet.

Die Pariser, sagt das Sprüchwort, essen das weiße Brod lieber, als das schwarze. Die jungen Leute, zu frühe Herren ihres Vermögens sehen ihre Fantasien vor Bedürfnisse an und erwachen nicht eher aus ihrer Thorheit, als in einem Alter, in welchem man die Leere nicht mehr auszufüllen im Stande ist.

Sie sind es gerade, an welche sich die Wucherer festhalten. Ich rede hier nicht von dieser Schaar Tagelöhnern, die das Geld wochenweise ausleihen; diese sind nicht so begierlich, nicht so barbarisch und sind auch arm. Ich rede von diesen Reichen, die sich noch befleissigen, diejenigen auszuziehen, die in die Welt eintreten, ihre Schwachheiten, ihre Unerfahrenheit benu-

tzen und durch Contrakte, die vor Notarien geschlossen worden sind, ihren Raub in Ruhe geniessen. Wie sie benennen? Und doch sagt man, dieser Herr, der und der, hat ein Landgut gekauft, sagt nicht, daß eben er, der es unter der Hand an sich gebracht, derjenige sey, der es sich für eine mässige Summe zugeeignet habe.

Diese Wucherer leihen nicht auf Pfänder. Sie sind hundertmal gefährlicher, stehlen die Güter und Erbtheile der vornehmsten Familien weg und doch begleitet die Schande ihre Schritte nicht.

Sechshundert und siebzehntes Kapitel.

Egoismus ganzer Gesellschaften.

Die steten Gesellschaften sind so lange die Privatleute vor ihnen vorübergehen, ohne Augen, ohne Ohren. Alles Gefühls beraubt kennen sie keine andre Ehre, als ihr Point d' Honneur. Sich absondernde Geschöpfe, so bald nur das geringste Individuum eine mit Schande bezeichnete Physionomie darstellt, erröthen sie als Gesellschaften über nichts und haben im Großen wenig Redlichkeit. Feinde alles dessen, was ihnen nicht zugehört, mit erhaltenen oder durch den Beistand der Zeiten erschlichenen ihnen eignen Privilegien sind sie alle ausschliessend und im kleinsten Verstande stolz.

Als der Capuzinergeneral von der Seite der Pont-royal her zu Paris ankam, und die Erleuchtung der Gestade des Louvre und der Theatiner sah, so glaubte er steif und fest, daß man die Stadt erleuchtet habe, um seinen Einzug zu feyern. Kein Haupt einer Gesellschaft, das nicht in seinen Ansprüchen mehr oder weniger dem Capuzinergeneral gleichen sollte.

Man höre nur den Rektor der Universität! Er wird es euch mit Emphase sagen, daß man die zwey Flügelthüren öfne, wenn er zu dem Könige geht. Er nimmt einen alten Gebrauch für das untrügliche Merkmal der Superiorität seiner Gesellschaft an.

Bey der Errichtung der französischen Akademie zeigte das Parlement Eifersucht. Es war auf dem Punkte, Gegenvorstellungen zu thun, als man es ihm begreiflich machte, daß es nur um Wortschwätzern zu thun sey. Alle kleine Gesellschaften modeln sich nach den großen und nehmen ihre Grundsätze an. So sieht man in den Collegien den Kaiser, den Diktator, die Consuls ꝛc. und der Syndikus der Zunft, der die Ankündigung seines Sohns, daß er Consul sey, mit Lächeln anhört, wird unter seinen Mitbrüdern dieselbige Rolle spielen und sich mit den lächerlichsten Würden aufblasen.

Aus eben der Ursache, aus welcher der Mei-

ster in der Schusterzunft einen Ausländer nicht über die Achsel ansieht, der nicht vor dem Herrn Prokurator des Königes den Eid abgelegt hat, wäre er auch ein weit vollkommnerer Schuster, als es die Innungsmeister sind, kostet auch den Akademien der Gedanke, daß ein auswärtiger Schriftsteller ein wahrer Schriftsteller sey, viele Gewalt. Schriftsteller der Engländer, der Deutschen, der Italiener, der Spanier, man beklagt sie, daß sie nicht den Geschmack des Akademisten im Louvre haben. Ich hörte Litteraturgelehrte im ganzen Ernste sagen, daß man nirgends, als zu Paris, ein Buch zu schreiben wisse.

Aber wer wird nicht einen Akademisten, er gehöre zu einer Akademie, zu welcher er wolle, an seiner sich selbst zulächelnden Miene erkennen? Denkt euch einen Mann, der es sich selbst sagt: man hat ein hervorragendes, sich auszeichnendes Verdienst in mir erkannt, ich gehöre zu der Zahl der Auserwählten. Was ist ein Mann, wenn er nicht ein Akademiste ist?

Der Maler wird seine Manier despotisch anempfehlen, der Dichter für seine Verse eine Sekte machen, der Redner ausschlieslich seinen Geschmack anrühmen. Jedes Mitglied der obgleich unter sich getrennten Akademie wird sich gegen den Ausländer vereinigen und ihn wie einen Profanen ansehen.

Was thut dieser Akademiste, die Stütze des Ortes in diesem Kaffeehause oder in diesem Saale? Welches ist sein Beruf? Er spielt das Orakel, hält die Verachtung vor Grösse, lehrt die Jugend die Schriftsteller vorzüglich zu ehren, die gar nicht schreiben, ein nach seiner Meinung unwiderlegbarer Beweis des Uebergewichts und des Geschmacks. Er seufzet dann über den Verfall der Litteratur. Das Jahrhundert ist es nicht werth, daß es ihn lieset; der Geist muß vorher zugezogen werden, wenn er seine Schreibart, seine Begriffe gut schmecken soll. So endiget er, in ein verachtendes Stillschweigen eingehüllt, akademisch die Rolle eines Nulls, über die er auch, der beiden aufgeblasenen Muskeln seines Kopfs ohngeachtet, nicht hinausgehen wird.

Sechshundert und achtzehntes Kapitel.

Sybariten.

Ich sehe dich, junger Sybarite, sehe dich auf einem Blumenbette! Du untersagest deinen Armen die kleinste Uebung, untersagst deinem Gedanken das kleinste Nachdenken, siehst nichts, als lachende Farben um dich herum, die Arbeiten deiner Sklaven müssen sogar Anmuth haben. Ich beneide dir deine Freuden nicht, wünschte deinen glücklichen Stand für dich zu verlängern; aber

ich fürchte den Augenblick, mit welchem dich der Schmerz auf deinem Rosenbette ergreifen wird. Mit keinem Schmerze bekannt wird sein Pfeil hundertmal spitziger seyn. Ich beklage dich; du hast deine Sinne nur den Wollüsten öfnen wollen und hast nichts gethan, als dem Schmerz eine breitere Thür geöfnet.

Meine Einbildungskraft dringt bis in dieses entfernte Zimmer hin. Was sehe ich daselbst? Eine skandaleuse Bibliothek, Miniaturgemälde so geil, daß sie der Natur Schande machen, das ist der Aufputz des Kabinets eines neueren Sybariten. Er muß verdorbene Schriftsteller, lasterhafte Maler haben, die ihren Ruhm darin setzen, zu der Verirrung der Menschen das ihrige beizutragen und ihre Ausschweifungen zu befördern.

Der Sybarite sucht in der Zergliederung dieser sittenverderblichen Werke eine strafbare Verfeinerung. Aber in dieses heimliche Gemach, in welches man die Vergnügungen zusammenruft, dringt die Wollust nicht hin. Die Wirklichkeit hat auf verdorbene Seelen keine Reitze. Der Sybarite hat keine Begierden mehr, fällt in gänzliche Erschlaffung hin.

Wenn man dem Laster einen Altar erbauet hat, so straft es euch für euren Götzendienst. Der Irrweg des menschlichen Geistes hat nie ein

angenehmes Gefühl erzeugt. Mitten unter diesen wollüstigen Gemälden, diesen schaamlosen Statüen, diesen zügellosen Schriften verwundet die erniedrigendeste Schande das Herz des Sybariten und er fühlt es nur zu späte, daß es keine süsse Freude mehr giebt, so bald man die Grenzen der Ehrerbietung, die man der Natur schuldig ist, einmal überschritten hat.

Beym Herausgehen aus diesen Trotzecken giebt es Männer, die, wenn sie Baumeister, Maler, Dekorateurs, Bildhauer bezalet haben, alle Kenntnisse, alle Talente zu haben scheinen wollen, die sich vor fähig halten alles zu kennen, alles richtig zu schätzen. Es ist dieses eine lächerliche Seite gewisser Grossen, die einen übertriebenen Begriff von sich selbst haben. Der Beweis ist jener Statthalter von Persien, der den Appelles in seiner Werkstädte besuchte. Der Maler kannte die hochmüthige Person und wollte nicht einen Pinselstrich verliehren. Der mit seinem ganzen Gefolge, mit seinem ausgefalteten Purpurkleide umhergehende Statthalter machte seine Bemerkungen und erlaubte sich über die Gemälde und die Malerey zu schwatzen. Appelles, der ihn von weitem hörte, sagte ihm: du verräthst dich ohne aller Klugheit, Megabyzus; unter deinem Purpurkleide hättest du still schweigen sollen; deine Armbänder, deine Steine, dein Tur-

dan hätten dich vor einen Kenner gelten lassen; aber siehst du diese kleinen Knaben, die meine Farben mischen und über deine Reden heimlich lachen? Es thut mir leid, sie werden nicht mehr dieselbe Ehrfurcht für dich haben.

Sechshundert und neunzehntes Kapitel.
Elyseischen Felder.

Die Elyseischen Felder laufen zu gerade in einer Linie weg, sind zu wenig abwechselnd, für einen Spaziergang zu regelmässig. Ausserdem breitet die nahliegende Hauptstraße von Versailles einen unausstehlichen Staub daselbst aus. Da man kein Bassin daselbst sieht und das Wasser gänzlich da fehlt, so hat alles die Ansicht der grössesten Trockenheit. Es ist Schade; denn der Ort ist übrigens geräumig und der Zufluß von allen Ständen gewährt einen mannichfaltigen Anblick daselbst. Aber es bleibt kein angenehmer Spaziergang mehr, so bald das Auge das flüssige Element nicht sieht, das den Gedanken zu erfrischen scheint. Warum wird diese und jene wilde Gegend anziehend? Weil man einen Fluß in derselben sieht, welcher fällt, murmelt, sich schlängelt und entflieht.

Sechshundert und zwanzigstes Kapitel.

Journal von Paris.

Man mußte gewissermassen dem Ministerium Gewalt anthun, um es zu Stand bringen zu können. Nach allen den gewöhnlichen Widersprüchen sah es endlich die Regierung ein, von welchem Nutzen dieses Blatt werden könnte. In einem Augenblicke ist ganz Paris von allem unterrichtet oder betrogen, was es gern bis auf den Punkt wissen möchte.

Ludwig der XVI. verwundete sich mit dem Jagdmesser in dem Schenkel, als er einen Ast abhauen wollte. Die Hauptstadt gerieth in Unruhe; man erfuhr in wenigen Stunden, daß die Wunde leicht sey und die Gemüther beruhigten sich. Es giebt tausend Umstände, die das Publikum interessiren. Es könnte sich mit Gefahr täuschen; es wird mit einenmale durch die Wahrheit der Thatsachen zurückgeführt und die Gährung fällt in einem Augenblicke.

Aber, was dieses Blatt unendlich schätzbar macht, das ist dieses, daß es das Vehikel der allgemeinen Wohlthätigkeit geworden ist. Das Beispiel der Wohlthat ladet zur Wohlthätigkeit ein. Die in dem Herzen des Menschen schlafende Tugend erwacht und es stellt sich eine ganze

hintereinander folgende Reihe von guten Werken auf.

Die Mittheilung der Aufklärung gewinnt mit der Bekanntmachung dieses Blatts, jede Kunst erhält dadurch, so zu sagen, neuen Trieb, weil keine merkwürdige Sache in den Künsten mit Stillschweigen übergangen wird.

Man könnte den litterarischen Theil ganz von demselben abschneiden, weil er bloße unnütze Auszüge von einer Menge kurzlebender Werke giebt; die Kunst des Souligneurs ist nicht die Kunst des Kunstrichters. Dieses Blatt müßte ganz allein demjenigen gewidmet werden, was die öffentliche Neugierde interessiren kann.

Eine neue Thatsache sagt mehr, als alle diese weitschweifigen Betrachtungen über die Künste. Die alltäglichen Betrachtungen sind bald erschöpft, aber die Thatsachen bleiben immer neu.

Es würde gut seyn, wenn man eine getreue Erzehlung aller der Begebenheiten in denselben fände, die auf den Straßen von Paris vorfallen. Die Herren mit Equipagen würden vielleicht bey der Nachricht erröthen, daß dieser und jener Mann unter den Rädern ihres Wagens das Leben verlohren habe, daß sie, um drey Minuten im Schauspielhause zu gewinnen, einen mit ei-

ner Last, die er zum Beßten der menschlichen Gesellschaft forttrug, beladenen Fußgänger zerquetscht hätten.

Man hat diesen und jenen Unglücklichen, von dem unbekannten Barbaren, der ihn verstümmelt hatte, den Ersatz für seine Arme und Beine mit Erstaunen fordern sehen. Ein Einwohner zu London konnte seinen Augen nicht trauen, als er diesen Artikel las. Da hält ein über die Straße gehender Hinkender eine ganze Reihe von Kutschen nach seinem Belieben auf. Aber wenn die Regierung die Bekanntmachung einer so ausserordentlichen Anzeige erlaubt, so geschieht es darum, daß sie der grausamen Gefühllosigkeit derer Personen einen Zaum anlegen will, die ihrem Kutscher nicht die strengsten Verweise gegeben haben. Man sollte sie öffentlich nennen. Derjenige, der über den Körper eines Mitbürgers hingefahren ist, würde seinem Namen ein ewig anhängender Schandfleck und dieser seine erstre Züchtigung werden.

Eben so könnten alle begangene und unbestraft gebliebene Gewaltthätigkeiten der öffentlichen Bestrafung freigestellt werden. Vielleicht würde dieses Blatt mit einer strengen Censur gegen alle schwer im Zaum zu haltende, aber der öffentlichen Ruhe schädliche Verbrechen, mit freimüthiger Darstellung der kindischen, barbarischen

Ausschweifungen der Reichen, die sich bey der Stütze ihres Ansehens oder ihres Reichthums alles erlauben, vielleicht würde es diese Personen durch die Furcht für Schande oder Hohngelächter zurückhalten und mehr Gutes bewirken, als alle die besondern Aufforderungen der Obrigkeit.

Das Londner Blatt erscheint alle Abend; aber weil Paris in den kleinsten Dingen mit dieser Stadt im Contrast stehen muß, so erscheint das französische alle Morgen.

Das Journal von Paris ist die Stütze des Journal des Savans, das nicht so viel einbringt, daß die Kosten der Presse davon bezahlt werden können. Es ist ein glückliches Kind, das seinen alten Vater ernährt.

Die Journale haben eine strenge Abgabe; und weil die Pensionen auf sie angewiesen sind, so erhält man ihre Privilegien aufrecht, so langweilig und dumm sie auch immer werden mögen. Aber warum läßt man nicht Jedem die Freiheit, diese Gattung von Produkt zu bearbeiten, so wie jedes andere anzubauen erlaubt ist.

Nach zwey, drey Jahren werden die guten Journale die Oberhand haben und die schlechten gänzlich verschwinden. Es würde damit dieselbe Summe Geldes wieder gewonnen werden, der Dinten-Papier- und Schrifthandel dreimal geschwinder gehen und alles das dem Lateiner Lan-

de, dem Wohnsitze der Buchdrucker, Brochirer, Buchbinder und Hausirer, die Hunger zu klagen anfangen, Nahrung geben.

Die Regierung besoldet viele Schriftsteller; aber dafür legt sie kein Geld aus. Sie unterwirft die Journale einer Taxe und bezahlt die Gelehrten mit den Arbeiten der Gelehrten. Dieser und jener Schriftsteller hat auf ein satirisches Journal, in welchem er beinahe mit den Zähnen zerrissen wird, angewiesenen Jahrgehalt. So ißt und trinkt er also sein Urtheil und seine Verdammung: ziemlich lustig.

Man findet auf demselben Blatte den Artikel der Schauspiele und Begräbnisse. Gott, ruft man aus, der und der Herr ist todt, ist schon begraben! Geschwind hin in den Ambigû-comique, man giebt die Pantomime Dorothea daselbst.

Die kleinen Anzeigen werden nur für die Sattler, die Bijoux, die Modehändler und junge Herrn brauchbar, welche Pferde, Bilder und Diamanten kaufen. Man zeigt die Auktionen in den Sterbhäusern in denselben an.

Es ist klar, daß man mit Geld ein ganzes Haus vom Keller bis zum Boden in weniger als vier und zwanzig Stunden mit Mobilien versehen kann; eine in einer Stadt vom zweiten Range

ohnmögliche Sache. Man findet noch nicht verkaufte und kaufbare Sachen in Menge daselbst.

Die Wiederhohlung der Artikel von den Begräbnissen und Schauspielen, so wie sie in dem Journal von Paris stehen, macht, daß man dieselbe Sache in demselben Augenblicke zweimal lieset. Könnten sich die Verfasser nicht dahin vereinständigen, daß sie dem Leser diese doppelte Arbeit ersparten?

Die kleinen Anzeigen, ohnerachtet sie täglich erscheinen, enthalten das nicht in sich, was sie in sich enthalten sollten. Der Verfasser hat, an statt sein eigentliches Gewerbe zu treiben, oder die zum Verkauf stehenden Kleider und Geräthschaften anzuzeigen, die Sucht von Theaterstücken, von welchen er nichts versteht, urtheilen zu wollen. Er ist mit seinem ausschlieslichen Privilegium ein Despote in seiner Art. Man bringt ihn zum Beispiel einen Artikel mit der Anzeige, die demjenigen eine Chaise unentgeldlich anbiethet, der sie von Paris nach Brüssel oder Bordeaux fahren wolle. Der Verfasser wird es abschlagen, dem Publikum diesen Vortheil, diese Bequemlichkeit, die zwey Privatleute befriedigen würden, anzuzeigen und allein unter dem Vorwand, daß er den Miethkutschern oder der Landkutsche Schaden thun würde. Und da ein Beweis, wie das Privilegium dem allgemeinen Beß-

ten bis in einem elenden Blatt Partheilichkeit und Hinderniße in den Weg legt. Und sonach alles Uebrige. Man möchte sagen, daß sich der Verfasser dieses Blattes fürchte, den Privatleuten einen Dienst zu erweisen und etwas zum Vortheil des allgemeinen Beßten zu thun.

Sechshundert ein u. zwanzigstes Kapitel.

Von einer zweyten französischen Schaubühne.

Das Publikum, die Theaterschriftsteller fordern zwey Bühnen mit lautem Geschrey; die königlichen Kammerherrn widersetzen sich. In der Provinz gehören die Schauspieler dem Publikum und zu Paris gehört das Publikum den Schauspielern zu. Um diesem seltsamen Misbrauche abzuhelfen, hat man allgemein gedacht, daß die Verdoppelung der Konkurrenz, so wie sie in dem Zeitalter des Corneille, Racine, Moliere existirte, das schnelleste, sicherste Mittel seyn würde; aber die Kammerherren haben sich der Schöpfung einer zweiten Gesellschaft standhaft widersezt. Sie können sich damit rühmen, in diesem Stücke der Denkungsart des Publikums, der allgemeinen Erwartung und dem Wunsche aller Theaterschriftsteller zu widersprechen.

Es würde, sagt man, ohnmöglich seyn, zwey erträgliche Gesellschaften zusammenzubrin-

gen, da wir noch so weit, so weit davon entfernt sind, nur eine gute zu haben. Aber eben weil wir nur eine einzige haben, so wird sie allemal schwach, träge, unthätig, unbefriedigend bleiben — weil jedes Mitglied jeden neuen Schauspieler, der ihm Argwohn erweckt, aus allen Kräften verdrängt, die einmaligen Rollen des Einen durch ein unter ihnen selbst gemachtes Gesetz, nie einem Andern überlassen werden, der Aelteste also alle die Rollen ausmerzt, die ihm misfallen, weil sie sich wechselsweise mehrere Reisen erlauben, die das Publikum bezahlt und mit leisem Murren duldet, und tausend lächerliche, unbekandte Gesetze nach ihrem Belieben erschaffen, die auf nichts abzwecken als ihre Faulheit zu berechtigen und die Theaterstücke nach ihrem Willen herabzusetzen. Die innere Anarchie ihrer Regierung schadet und wird dem Fortgang einer Kunst ewig schaden, die mitten unter nie sich endenden Zänkereien erstirbt.

Man sieht in den Häusern die stralenden Brustbilder des Corneille, des Racine, des Moliere, des Voltaire; sie stehen als Gesetzgeber da, aber das Genie, das sich diese ruhmvolle Bahn zu laufen vorbereitet, fällt und weint zu den Füssen einer unübersteiglichen Gegenschranke, die seine edle Ungedult aufhält. In der Verzweiflung läßt es seine Pinsel und sein reichhaltiges Far-

benbrett fallen, und bleibt in einer für die Kunst und sich selbst nachtheiligen Unthätigkeit. Gezwungen, auf einen Ruhm, den es anbetet, mit Seufzen Verzicht zu thun, harrt es umsonst an dem Eingang der Laufbahn, der nie geöfnet wird. So also trägt man einen Gefallen daran, den ungestümen Flug des Genies zu vereiteln, an statt ihn zu begünstigen.

Das Publikum verliehrt die großen Gemälde dabey, die seine Empfindsamkeit interessiren und zu seinen schmackvollen Vergnügungen das ihrige beitragen würden; aber man muß der Gesellschaft der Schauspieler heut zu Tage alles, die Rechte der Schriftsteller und den Nationalruhm, aufopfern. Und was bleibt nach allem ein neues, rührendes, unterrichtendes Meisterstück, wenn man es mit dem einfältigen Gesichte einer Schauspielerin zusammenhält?

Und bey allen diesen Hindernissen scheut man sich doch nicht, eine kitzliche Frage zu berühren. Personen aus der großen Welt fragen euch: Warum macht man zu unsern Zeiten keine Lustspiele, wie die Lustspiele des Moliere mehr? Die neue Philosophie ist schuld daran, antwortet man ohne Bedenken; denn was giebt man ihr nicht schuld?

Wenn Moliere wieder zu uns zurückkehrte, so würde er freilich das Costüme seiner Personen

ändern können; aber er würde dieselbe Kraft, diese Freimüthigkeit des Pinsels, dieselbe Naivete haben. Ganz Handlung, ganz Wahrheit würde er weder schönen Witz, noch artige Redensarten, noch Flitterwerk, noch alles das haben, was die Natur tödtet, weil man die Kunst zu sichtbar machen will. Er würde den einfachen Zug ausspähen, der uns wider unsern Willen zum Lachen bringt, weil er Kenntnis des menschlichen Herzens haben würde. Dieser wirklich vorhandene und verborgene Zug ist immer vor unsern Augen und wir sehen ihn nicht; aber er würde ihn mit seinem Blicke behende auffassen und wir dann lachen, eben so sehr aus Vergnügen, ihn zu sehen als aus Befremdung, ihn verfehlet zu haben.

Das Genie ist es, das eine Nation unabhängig von ihren eigenthümlichen abwechselnden Formen beherrscht. Es bekömmt nicht das Gesetz, es giebt es. Der Luxus, die Mode, die Begriffe der Zeit, die neuen Nüancen, die Vermischung der Stände, die Abwechslungen, der Geist der verschiedenen Stände von Zuschauern, kindische Entschuldigungen, leere Hirngespinste! die derjenige nicht einmal bemerkt, der geradezu auf das Herz arbeitet und die verborgene Fiber reizt und berührt, die mit dem lebhaften, schnellen Vergnügen ertönt, das uns eine angenehme,

innige Empfindung gewährt — eine verborgene Saite, welcher nur von der ihr eigenen Hand der Ton mitgetheilt war. Das Instrument, der Mensch bleibt immer derselbige; aber er erwartet den Meister, der ihm diesen naiven Ausdruck zu entreissen und unsrem Vorurtheile bey dem Anblicke Schauder zu erwecken weiß.

Ich will eine Stelle aus der Feder des Uebersetzers des Shakespear anführen. Sie unterstüzt offenbar die von allen Litteraturgelehrten angenommene Sache.

„Die Wissenschaften und die Künste haben „das Recht nicht, ein täglicher Gegenstand der „Sorge des Staates zu seyn. Wenn nur das „Erdreich gut bearbeitet ist, der Hausvater, diese „jungen Eichenbäume von den Kräutern und dem „Schatten entfernt hält, die sie erkälten und er„sticken, nur freye Luft um ihnen herum schwebt, „so werden sie sich von selbst zu der ihnen von „der Natur und der Kraft ihrer Keime bestimm„ten Höhe emporschwingen. Das Talent hat „nicht so wohl Begünstigung, als Gerechtigkeit „nöthig.

„Was es muthlos macht, was es tödtet, das „ist dieses, daß, wenn es alle seine Wirkungs„kräfte erschöpft hat, um die Schwierigkeiten sei„ner Kunst zu überwinden, es doch noch im Ver„borgenen und mit ungleichen Kräften gegen die

„Laster und Leidenschaften der Menschen kämpfen, „dem Despotismus, den Vorurtheilen und dem „kleinen Interesse der Zünfte schmeicheln muß, weil „es bey dem Eingang in das ruhige Elyseum der „Künste unterirrdische Irrgänge antrift, in wel„chen man sich winden, Cerbers, die man besänf„tigen muß, Carons, die nur schon verstorbene „Künstler und diese kleinen, kurzlebenden Fanto„men von mittelmässigen Köpfen an die glücklichen „Ufer des Ruhms hinübersetzen, da sie geistvolle „für die Unsterblichkeit gebohrne Männer mit Ver„achtung zurückstossen.„

Sechshundert zwey u. zwanzigst. Kapitel.

Dreissig Schriftsteller in Frankreich, nicht darüber.

Bey den alten Völkern war die öffentliche Achtung lebhaft, unser Ruhm ist in Vergleichung dieser Ehre, welche die dem menschlichen Geschlechte bewiesenen Dienste belohnte, matt.

Um sich bey uns der Last der Erkenntlichkeit zu entledigen, so schreit man von allen Seiten: die Anzahl der Schriftsteller ist ungeheuer groß! Ja derer, die sich dieses Namens widerrechtlich anmassen, oder nur eine einzige Brochüre in ihrem Leben gemacht haben. Aber im Grunde sind nicht mehr als dreissig ihrer Kunst mit Standhaftigkeit ergebene Schriftsteller in Frankreich.

Der Eckel, die Trockenheit, die Dürftigkeit, die Furcht für Verfolgung und mehr noch, als dieses alles, die Faulheit verführen sieben Theile aus der Laufbahn wieder heraus, so bald sie die erstern Schritte in derselben gethan haben. Sie werfen sich in den gebahnten Weg des Glückes hin. Viele, so gar berühmte Schriftsteller * unterhalten ihren Ruhm nur durch einige in klug-

* Richtig gerechnet, giebt es nicht Mehrere. Ich, rede hier nicht von den Aerzten, den Rechtsgelehrten den Wundärzten, die über ihre Kunst schreiben; nicht von den Stopplern der Journalisten, den Uebersetzern zu so viel den Bogen, setze nur diejenigen unter die Anzahl meiner Schriftsteller, die dem Publikum Werke der Einbildungskraft oder der Philosophie geben und die Erwartung desselben durch fortgesezte Produkte, die alle Jahre oder in gewissen noch weiter von einander abstehenden aber ohngefehr gleichen Epoken, nach der Verhältnis des wichtigen oder ausgebreitesten Gegenstandes derselben erscheinen. Aber von diesen dreissig gelehrten die Wissenschaften mit Emsigkeit und Standhaftigkeit bearbeitenden Männern wohnt die Helfte in der Hauptstadt. Wie, wird man ausrufen, nur funfzehn Schriftsteller in der Stadt Paris! Ja nur funfzehn, die dieses Namens würdig sind. Man rechne, bringe aber ja nicht die Faulen oder diejenigen, die blos von ihrer Ehre leben, mit in die Rechnung.

Man weiß es, daß ein Schriftsteller, so bald er ein Akademiste ist, an dem Gränzpunkte seines gelehrten Ruhms zu stehen glaubt. Er thut nichts mehr, als in Gesellschaften zu laufen, sizt öftrer an der Tafel, als an seinem Schreibtische und wenn er nun ganze Jahre, ohne dem Publikum einen Tribut zu zahlen, hat hingehen lassen, so nennt er dieses, das Publikum respektiren. Wem also gehört der Sessel in der Akademie? Jedem Manne, der nicht mehr schreiben will.

gewählten Zwischenzeiten dem Publikum mitgetheilten Werken. Aber was sind dreissig Männer, die das Gewerbe ihrer ruhmwürdigen Arbeiten öffentlich treiben, unter einer von mehr als zwanzig Millionen Menschen zusammengesezten Nation?

Die Schriftsteller würden, wenn sie nach ihrem Verdienste in Achtung ständen, zehnmal stärker seyn; denn man sehe sie von einem Gesichtspunkte an, von welchem man wolle, so sind sie nützlich. Außer dem Glanze, den sie der Nation bey dem Ausländer geben, ist das Amüsement, das sie durch ihre Produkte verschaffen, das rührendeste, mannichfaltigste und kostbarste. Ihre Bücher, ihre theatralischen Arbeiten, ihre Lebensart, ihre Eifersucht so gar geben Gelegenheit zu unerschöpflichen Unterredungen, die wahrscheinlich unter allen die angenehmsten sind, weil alles so oft wieder auf sie zurückkömmt. Das Leben einer schönen Frau wird weniger ausgeforscht als das Leben dieses oder jenen berühmten Mannes.

Man kann ihnen wenigstens den Ruhm nicht versagen, daß sie eine gereinigte Sprache, den Geschmack zu Kenntnissen, die Aufklärung der Vernunft und diesen blühenden Scherz ohne Uebertriebenheit in der menschlichen Gesellschaft ausbreiten. Sie tragen das ihrige darzu bey, dieses geschmackvolle Vergnügen geschliffener Völker,

diesen Reitz des Umgangs, der viele helle Ideen erzeugt und oft besser, als die Bücher, unterrichtet, noch lebhafter zu machen.

Jemand nannte die achtungswerthen Gelehrten die Substituten der Magistratur. Dieser Ausdruck war sehr gut gewählt. Sie verbessern wirklich die Polizey, indem sie den herrschendsten Misbräuchen die Stirne biethen. Man hat sie sich gegen die politischen Gebrechen, gegen die gefährlichen Lächerlichkeiten und gegen falsche Meinungen auflehnen sehen. Sie haben von der Satyre Menipee an bis auf die neueste politische Brochüre die Rechte der Vernunft geltend gemacht, und erst seit kurzer Zeit in sehr wichtigen Krisen die öffentliche Denkungsart entschieden. Diese hat nach ihnen den grössesten Einfluß auf die Begebenheiten. Kurz, sie scheinen die Schöpfer des Nationalgeistes zu seyn.

Die Personen aus der großen Welt, die theils aus Neid und theils aus Unwissenheit alles zu erniedrigen trachten, was über sie erhaben ist, mit einem heimlichen Unwillen, daß sie nicht mehr von ihren läppischen Beschäftigungen sprechen hören, möchten die Gelehrten, wenn es ihnen möglich wäre, gerne wie Rivalen, demüthigen, welche die Zugänge des Ruhms besezt halten. Sie dachten also die Gelehrten en Corps für alle die Thorheiten, die Einige unter ihnen begehen, verant-

wortlich zu machen. Man sollte aber bemerken, daß die Gelehrten kein Corps ausmachen und also Keiner die Gerichtsbarkeit über den Andern hat. Sie können dem frechen Insekte, dem unverschämten Lästerer, dem Verläumder, dem satyrischen oder zotenhaften Schriftsteller kein Stillschweigen auflegen. Sie sind in ihrer Lebensart, so wie in ihren Arbeiten, Personen für sich, suchen sich anfangs aus Neugierde auf und gehen oft wegen der wenigen Aehnlichkeit ihrer Charaktere nicht mit einander um. Die Freundschaft ist eine Sache, die sich nicht gebiethen läßt und wenn sie sich nur ehren, so kann man ihnen weiter nichts vorwerfen. Mancher berühmte Gelehrte hat einen andern berühmten Mann, seinen Nebenbuhler oder Antagonisten, ob sie gleich Beide in derselben Stadt wohnen, in seinem ganzen Leben nicht gesehen; er hat weder das Recht einen Verweis zu geben, noch das Recht, eine Gegenvorstellung zu machen, vor sich.

Es kommt mir die Fantasie an, hier eine vollständige Liste der unvermeidlichen Feinde der Gelehrten zu geben; man wird sehen, daß sie zahlreich und mächtig sind. Ich fange bey den Halbgelehrten an. So wie die Deserteurs die gegen das Regiment, das sie verlassen haben, die aufgebrachtesten Soldaten und die Apostaten die treulosesten Feinde ihrer Religion sind, so wird

derjenige Mann, der in den Wissenschaften nicht fortkommen kann, zuverlässig der unversöhnlichste Feind derer Männer, die sie bearbeiten. Die unbiegsamsten und fürchterlichsten Feinde sind allemal diejenigen, die nur einen Schritt in der Litteratur gethan haben und dann, es sey nun aus Unvermögen oder aus allgemeiner Verspottung, wieder zurückgetreten sind. Die Wissenschaften wurden oft der Anfang ihres Glücks und sie werden undankbar gegen die Wissenschaften. Ihre Beförderung ist ein geheimer Vorwurf, der ihnen das sagt, was sie sich gern selbst verbergen möchten — daß sie kein andres Talent, als das Talent ihr Glück zu machen, in sich hatten.

Ey, warum beneiden sie bey ihrem Reichthum den aufbrausenden Ruhm des Gelehrten? Hier, wenn ich nicht irre, das Geheimnis des in diesem Stücke ganz entschleyerten menschlichen Herzens. Die Reichthümer, so angenehm sie auch sind, verblenden mit ihrem Schimmer nur einmal und haben keinen fortdauernden Zoll der Achtung zur Belohnung. Sie führen nichts Persönliches, nichts von dem bey sich, was der Eigenliebe so sehr schmeichelt; die Gaben des Genies sind schimmernd, bestehen durch sich selbst und interessiren die Neugierde. Es speisen immer bey einem Reichen nur einige Personen; aber tausend Menschen lesen ein fürtrefliches Werk und kön-

nen sich nicht bezwingen, daß sie nicht für das genossene Vergnügen erkenntlich seyn sollten. Das die Ursache, warum die Reichen mitten in ihrem Ueberflusse fast alle mehr oder weniger eifersüchtig auf die Männer sind, welche die Lorbeern der Gelehrsamkeit einerndten.

Ein Reicher darf nur in einem geringen Grade kein Einfaltspinsel seyn, und man wird ihm Geschmack beylegen, mithin vor einen witzigen Kopf halten und von diesem zum Genie ist nur ein Schritt. Wenn er kein schönes Buch schreibt, so geschieht es darum, weil er nichts schreiben will und seine Zeit zu erhabenen Geschäften anwendet. Er sagt tausend Grobheiten und man höret ihn an, weil man an seiner Tafel sizt und sein dicker Koch mit seinem Gefühl für Delikatesse Feinheit für ihn hat. Er spricht jedem patriotischen Gedanken Hohn, so bald er nur irgend darauf abzweckt, Das übermässige Fleisch abzuschneiden, das so viele Andre ausdarben läßt. Er findet die öffentliche Prüfung dieser Materien nicht gut, verwundert sich, daß man nicht alle die Werke in Beschlag nimmt, die nicht mit einer tiefen Ehrfurcht gegen die Arbeit der neueren Finanze angefüllt sind, daß man zum Beispiel die schnell anwachsenden Reichthümer nicht eben so wie die kriegerischen Thaten und die gelehrten Talente bekannt macht.

Er geniesse seine Reichthümer gut, sammle alle die Wollüste zusammen, um seine Person herum sättige sich mit ihnen, alles gut, die Ergözungen, die er erkauft, gehören ihm zu, er geniesse sie in Frieden! aber warum will er, daß man eine Betrachtung, daß man Verehrung oder Hochachtung für ihn habe? Mit welchem Rechte? Was nuzt uns sein Reichthum? Er ist ihm nur allein nützlich. Es mögen ihn alle die Freuden in seinem Hause umgeben nur geh' er nicht weiter und lasse dem Gelehrten die öffentliche Hochachtung, die man ihm als die einzige Belohnung seiner Arbeiten schuldig ist.

Jeder Leser ist jedem Schriftsteller Erkenntlichkeit schuldig. Auch derjenige, der nicht liefet, muß es wissen, daß die Sprache, die Gesellschaft und die Sitten dem Stande der Schriftsteller unendlich vieles schuldig sind.

Sechshundert drey u. zwanzigst. Kapitel.

Carrabas, Cammertöpfe

Wer kennt den majestätischen mit acht Pferden, die vier kleine Meilen in sechs Stunden und der Helfte der Zeit zurücklegen, bespanneten Carrabas. Er führt die Leute nach Versailles, schließt in dem Raume eines Kefichts von Weidenholz zwanzig Personen ein, die sich eine ganze

Stunde herumzanken, ehe sie die rechte Stellung nehmen können, so gedrängt sind sie und geht nun die Maschiene fort, so stossen alle Köpfe zusammen. Man fällt in den Bart eines Kapuziners oder in die Brüste einer Amme. Eine eiserne Leiter mit weit von einanderstehenden Sprossen zwingt Alt und Jung, die Füsse jedem neugierigen Vorübergehenden herzuzeigen.

Dieser Carrabas fährt zweimal des Tages langsam, aber nicht sanfte, die Bedienten der Bedienten von Versailles hin und her *. Alle die Kinder, welche die Milch der Ammen aus der Normandie saugen sollen, thun ihren erstern Ausgang nach dem Tage ihrer Geburt in diesem Carrabas von Poissy. Es ist ein harter, ununterbrochener Stoß für den festen Kopf der Erwachsenen bis zum Erschmettern hart.

Wenn der Carrabas auf der königlichen Straße fährt, so sieht ihn die leichte Equipage, die wie ein Blitz vorbeifährt, mit Mitleiden an. Dieser Carrabas hat gar nicht das Ansehen, daß er Leute an einen glänzenden Hof hinführt. Scheint die Sonne, so kommt alles wie gebraten und regnet es, alles wie in einer Suppe eingeweicht an.

* Man kennt den Einfall des Düclos: wenn ich zu Versailles des Mittags esse, so dünkt mich, ich esse in der Küchenstube. Ich höre nichts als Bedienten, die immer von ihrem Herrn sprechen.

In diesem Zustande ladet man die nach der Majestät des Thrones neugierigen Pariser vor dem prachtvollen Schlosse und dem vergoldeten Gitter des reichen Monarchen ab.

Wenn dieser plumpe, häsliche Vogelbauer mit einer königlichen Equipage zusammenstößt, so giebt es keinen Ausdruck, um den Contrast darzustellen, den dieser Anblick darbiethet; man muß wider seinen Willen lachen. Man möchte sagen, daß man den ältesten Wagen, der erdacht worden ist, hätte beibehalten wollen, um den Glanz und die Leichtigkeit der neueren Wagen zu erhöhen. Der gute Heinrich der IV. hatte indessen nur eine solche Kutsche und schrieb dem Sülly: **ich kann heute nicht zu dir kommen, weil meine Frau meine Kutsche genommen hat.** Wie doch zwey Jahrhunderte denselben Gegenständen so durchaus eine andre Gestalt geben.

Man muß in diesen Carrabas oder in die weniger bequemen und allen Winden offen stehenden so genannten Kammertöpfe steigen.

Wenn man Einen von diesen Kammertöpfen nimmt, so bekömmt man Pagen. Der Kutscher, der keinen Gehalt hat, nimmt, die Person zu zwölf Sous, vier Personen, zwey vorne und zwey hinten auf dem Wagen auf. Diejenigen, die vorne sitzen, heissen **Affen** und diejenigen, die hinten sitzen, **Kaninchen.**

Der Affe und das Kaninchen steigen vor dem vergoldeten Gitter des Schlosses ab, wischen den Staub von den Füssen, legen den Degen an die Seite, gehen in die Gallerie und da stehen sie, beschauen die königliche Familie nach ihrem Wohlgefallen und fällen ihr Urtheil über die Physionomie und den Anstand der Prinzen. Da spielen sie den Hofmann so viel, als sie wollen. Sie stellen sich zwischen zwey Herzoge, geben einem zu geschäftigen Prinzen Ellenbogenstösse, der seine Stellung, wenn er aus denselben herausgewichen ist, bald wieder annimmt und nichts hindert das Kaninchen und den Affen, eben so in den königlichen Zimmern und bey dem Grandcouvert zu figuriren, als wenn sie zum Hofe selbst gehörten.

Da euch diese scheuslichen Wagen zum Krüpel oder auch Langeweile machen, so ist es dem müssigen Karren, dem leichten Kabriolet, dem leeren Fiakre, dem bequemen Speisewagen verbothen, eine Person auf dieser königlichen Strasse zu fahren. Der Leser eräth es wohl, ohne daß ich es sage, daß hier von einem schönen ausschließlichen Privilegium die Rede ist.

Aber wie beredt dieser Carrabas und diese Kammertöpfe sind! Sie scheinen euch diese Menge von Unannehmlichkeiten anzukündigen, die euch an diesem Wohnsitze des Schimmers erwarten,

sagen es euch, wieder zurückzukehren; aber man hört die Moral nicht an, die der Kammertopf giebt. Man reiset fort, bittet, fleht, verliehrt Jahre und verbraucht sein Leben in Hoffnung.

Der kl·ine Ehrgeitzige, der Intrikenmacher, der kalte Schmeichler, der ausschweifende Projektenmacher mögen immer in diesem Wagen herumgerüttelt werden; sie verdienen es. Aber was helfen denenjenigen, die nur die Neugierde zum Gegenstande haben, an demselben Tage die Menagerie, die Statüen und die Prinzen sehen wollen, die schönen Wege, wenn sie nicht nach ihrer Fantasie auf denselben reisen können, wenn sie in ihrer Farth gezwungen oder gehindert sind? und worzu noch Büreaux, wenn ich das Verlangen habe, selbst zu sehen, wie sich der König von Frankreich in seinem Schlosse befinde?

Mancher, der nur im Carrabas zu Versailles gewesen ist, macht bey seiner Zurückkunft in seinen Marktflecken einen unverschämten, lächerlichen Roman von diesem Wohnsitze des Monarchen. Er hat den König, die Prinzessinnen, das große Convert gesehen, alles wahr; aber er versezt alles mit lügenhaften Umständen, die von der unwissenden Leichtgläubigkeit mit Bewunderung aufgenommen werden. Das Aufschneiden hat immer seinen Freybrief bey sich und die bizarreste Erzehlung wird angehört. Der Erzehler schwazt

seinen Landsleuten alles auf, was er will. Er lobt die Leutseeligkeit der Königin, die ihn nach Neuigkeiten aus seiner Provinz zu fragen gewürdigt hat und diese von ihm ersonnene undenkbare Erzehlung macht, daß man eine hohe Meinung von ihm gewinnt. Er geräth mit der Wiederhohlung derselben Geschichte in Feuer und kommt am Ende so weit, daß er sie selbst vor wahr hält.

Man kann es sich nicht vorstellen, was man in Gaskonien und den schweitzerischen Wirthshäusern von Versailles erzehlt. Es ist eine zusammenhängende Kette von kurzweiligen Lügen und ich möchte behaupten daß dieser und jener Schweitzer, so lange er trinkt, in diesem Stücke den entschlossensten Gaskonier überwiegt.

Die Contes jaunes, die Contes bleus, die Contes a la Cicogne kommen diesen romanhaften, in der Stille angehörten Erzehlungen, die durch die ernsthaften Bemerkungen der Zuhörer im Wirthshause noch lustiger werden, nicht bey.

Man hat das unglaubliche Gespräch zwischen einem dreisten Lügner und den leichtgläubigen Provenzalen vor Ihro Majestäten in einen Auftritt gebracht; nichts ist so wahr, als der Stoff dieser Farce. Die Gewohnheit, sich allenthalben vom Hofe zu Versailles zu unterhalten, hat in gewissen Gegenden Traditionen von einer so

seltenen Ausschweifung erschaffen, daß man es gar nicht begreift, wie solche eingebildete kleine Geschichtgen erdacht werden konnten, von welchen man Personen, die sie einmal angenommen haben, so vernünftig sie auch sonst immer seyn mögen, nur mit Mühe wieder zurückbringen kann.

Sechshundert vier u. zwanzigst. Kapitel.

Seltenheiten.

Das sorgfältigste Nachforschen würde die in allen den Zweigen der Wissenschaften und Künste verborgenen Schätze nicht entdecken.

Jeder Liebhaber wird in jeder Gattung eine unerschöpfliche Quelle von Gegenständen finden. Die Medaillen, die Bücher, die Gemälde, die Antiken, die Muscheln, die Kupferstiche können Jedes für sich die Beschäftigung eines ganzen Lebens ausmachen.

Dieser und jener Gelehrte, der viele Jahre zu Paris lebte, reisete ab und hatte etwas von dem vergessen, was er daselbst sehen konnte. Man macht oft nach einem fünf- und zwanzigjährigen Forschen neue Entdeckungen, die man nicht erwartet haben würde.

Der Tod ist es, der diese reichen Kabinete, diese unbekannten und jedem Blicke verborgenen Schätze öfnet. Bey der Entsiegelung sezt das

Inventarium die Zuschauer in Erstaunen und Verwirrung. Man kann es kaum begreifen, wie ein Mann die Musse hätte, so viele Gegenstände zu sammlen. Aber die Zeit, das Geld, die Geduld und noch mehr das Vorurtheil haben diese großen Sammlungen zusammengebracht.

Der Verkauf des Hausgeräthes der Markise von Pompadour hat ein ganzes Jahr gedauert und es schienen alle die Reichthümer der vier Welttheile in den Gegenständen des Luxus, der Fantasie und der Pracht, welche dieses seltene Kabinet in sich faßte, zusammenzukommen. Man besah es mit einer mit Erstaunung vermischten Bewunderung.

Ein Chineser, ein Türk, ein Araber, ein Gueber können in unsre Stadt reisen; sie finden ihre Personen, mit welchen sie sprechen können. Moses, Zoroaster, Abraham, Mahommet, Confutius können wieder zurückkommen, und es wird ihnen nicht an Dollmetschern fehlen. Und Homer, Euripides, Demosthenes! — o diese zu verstehen, gut oder schlecht, ist so was gemeines, daß es gar keinem Vorzug mehr ausmacht.

Auch ungewöhnliche Talente sind nicht weniger gemein. Ein Invalide hat keinen Arm; Herr Laurent macht ihm einen, den er gebrauchen kann. Einem Andern fehlt ein Bein; Herr Per-

rier macht ihm ein Bein, mit welchem er die Treppe auf- und absteigen kann.

Andre Talente, die einen in ihrer Art eignen Charakter haben, sind nur nicht gekannt. Wer weiß zum Beispiel, daß eine Demoiselle, die Mademoiselle Biheron, die Skelete so vollkommen nachahmt, daß man wahre Skelete vor sich zu sehen glaubt. Die Muskeln, die Nerven sind mit einer auffallenden Wahrheit ausgedruckt. Die Materie, die sie gebraucht, ist ein Gehrimnis, das sie sich vorbehält. Man möchte vielleicht auf Wachs verfallen; aber man kann diese anatomische Gestalten an das Feuer halten, ohne daß sie Schaden leiden, kann sie von der Höhe der Decke herabfallen lassen, ohne daß sie zerbrechen. Dieselbe Künstlerin dieser bewundrungswürdigen Arbeit kann alle Theile der Osteologie in griechischer und lateinischer Sprache nennen. Zöglinge studiren die Anatomie unter ihr und ohne daß die Sinnen von diesem Eckel ergriffen werden, den man nicht allemal überwinden kann, wenn man Knochen sehen und antasten muß, die unter der Hand, die sie anrührt, unsrer Vorstellung nach schaudern müßten.

Man kann viele Kenntnisse ohne andere Unkosten, als der Gesellschaft derer sich fast alle gern mittheilender Gelehrten, sammlen. Der Baron von Holberg sagte es mit gutem Grunde,

daß zu Paris nichts wohlfeiler, als die Vernunft und nichts theurer, als die Thorheit sey.

Man sieht bey vielen Privatleuten eine prachtvolle Sammlung gut gestellter aber wenig gelesener Bücher. Auf den Band derselben eifersüchtig theilen sie sie nie gerne mit. Sie scheinen zu befürchten, daß ein Andrer die Kenntnisse in denselben suchen möchte, deren sie selbst beraubt sind. Aber viele durch ihre Geburt und Wissenschaft berühmte Männer erröthen nicht, die erstern Bibliothekare ihrer Kabinete zu seyn und freuen sich, die in denselben verschlossenen Aufklärungen ausbreiten und mittheilen zu können.

Stößt euch ein Zufall zu? Die Kunst kömmt euch zu Hülfe. Man kennt den künstlichen Arm des Invaliden. Aber habt ihr auch nicht mehr als vier Zoll Lende von der Hüfte an gerechnet behalten, so schließt man den Rumpf in einen Kasten, der den oberen Theil der künstlichen Lende ausmachen wird; die einzige Bewegung der Hüfte wird hinreichend seyn, um den unterschiedenen Theilen dieser merkwürdigen Maschienen die verschiedenen Bewegungen mitzutheilen, welche die Bewegungen der Natur nachahmen werden. Diese Bewegungen werden durch stählerne Springfedern bewirkt, die längs der Lende herab bewegliche Gelenke in jeder Art bilden und euch das Knie, den Fuß, die Zehen so gar geben, die ihr nicht habt.

Laßt euch also, unglükliche Schlachtopfer der Wuth des Krieges und der Kaprice der Könige, laßt euch für eure verlohrnen Glieder mit künstlichen Lenden und Füssen von unsern itzigen Mechanikern entschädigen. Die Kunst hat das, was die gleich dem Donnerschläge zerschmetternde Kugel weggenommen hatte, durch eine unbegreifliche Geschiklichkeit wieder zu ersezzen gewußt.

Sechshundert fünf u. zwanzigst. Kapitel.

Kollegium der Wundarzeneykunst.

Man hat lange Zeit die Wundärzte mit den Barbieren vermengt; eine beleidigende Vermischung, die aufhören mußte.

Die Stiftung einer praktischen, oder einer Zergliederungsschule ist eine von diesen öffentlichen Wohlthaten, die man nicht genug erheben kann.

Dieses Kollegium ist dem ausnehmenden Schutze des Ludwig des XVten und Ludwigs des XVIten vieles schuldig. Mehr als achthundert Zöglinge wohnen den Vorlesungen bey. Die Zuhörer bestehen aus Barbiergesellen und Perukenmacheriungen in Puderröcken. Der Eine behält den vierten, der Andre den sechsten Theil der Vorlesungen im Kopfe. Sie machen dann die Anwendung, wie sie können. Einige unglükliche Arme bezahlen wäyrend des Unterrichts das

Lehrgeld; aber freilich ist man nicht gleich beym ersternmale geschikt.

Ein aus dem Bicetre gekommener Kadaver wird auf dem schwarzen Marmor ausgestrekt. Acht hundert Menschen schauen die inneren körperlichen Theile des armen Mannes an, welchen den Tag vorher kein Mensch nicht ansehen mochte. Die Wunder des Schöpfers sind in diesem Körper doch eben so gut, als in dem Körper des Regenten, eingeleget.

Die Mitglieder dieser Akademie haben innerhalb vierzig Jahren fünf Bände Abhandlungen über chirurgische Fälle ausgearbeitet. Fünf Bände werden freilich wenig scheinen; aber alle die Abhandlungen, die sie in sich fassen, sind überaus gut, und in viele Sprachen übersezt worden.

Alle Donnerstage ieder Woche beschäftigen sich die Wundärzte zwey Stunden damit über einen Saz aus der Wundarzneykunst zu disputiren.

Die Akademie der Wundarzeneykunst hat das Gute und Eigne, daß sie kein Ehrenmitglied aufnimmt. Alle Mitglieder sind frey und sich völlig gleich. Auch dieienigen, die nicht im Stande sind, etwas zum Fortgang der Kunst beizutragen, kommen doch unausgesezt in die Versammlungen, um sich zu unterrichten, und den Unterricht Andrer in der täglichen Behandlung derer ihrer Vor-

sorge anvertrauten Kranken in Anwendung zu bringen. Es ist ein Unterricht, der immer offen steht, und das Auge und die Hand des Operateurs beständig begleitet.

Außerdem daß man alle Donnerstage über chirurgische Krankheiten disputirt, hat man noch den Vortheil eines Hospitals von zwey und zwanzig Betten; in welcher die seltensten chirurgischen Krankheiten umsonst geheilet werden, in demselben Hause. So hat man Theorie und Ausübung zugleich. Denn Wissenschaft und Gewerbe sind in der Chirurgie, so wie in allen den praktischen Wissenschaften, zwey wesentlich verschiedene Theile und man muß die Eine und das Andere mit einander verbinden, wenn man sie mit wirklich glüklichem Erfolg bearbeiten will.

Dieses kleine Hospital ist eine überaus unterrichtende Schule, weil nichts in demselben geschieht, daß nicht die Professoren ihr Gutdünken zum voraus gegeben, oder nicht das untersucht hätten, was geschehen und nicht geschehen muß. Man hat auch sehr schäzbare Beobachtungen in demselben gesehen und gemacht.

Wenn ein Mann aus dem niedrigsten Pöbel von einer schweren oder ausserordentlichen chirurgischen Krankheit befallen wird, so wird er der Gegenstand der aufmerksamsten Sorgfalt. Je unbarmherziger die Natur gegen ihn gewesen ist,

desto geschäftiger ist die Wundarzeneykunst, ihm ihre Hülfsmittel anzubiethen, die zum Theil beharrlicher und köstlicher sind, als sie ein Millionar mit allem seinem Golde nicht erhalten könnte.

Es ist ein merkwürdiger Anblik, alle die Männer der Kunst um einen Elenden herum versammlet zu sehen, der einen ungewöhnlichen Bruch hat. Er ist in seinem Unglück glüklich; er wird geheilt, weil der Zufall einen privilegirten Fall offenbahrte. Hätte er nichts als einen Fluß auf der Brust gehabt, so hätte man ihn in das Hotel-Dieu geworfen; aber seine Krankheit intereßirt die Kunst, und die Kunst gebiehrt Wunderwerke.

Das Unglück hat also noch sein glükliches Loos; aber es muß sich in einer Stadt wie Paris befinden. Der Lastträger wird einige Tage nach seinem Falle die schwere Last wieder auf seine Achseln nehmen, da der mit allen Bequemlichkeiten umgebene Mann anderswo sterben wird, so bald seine Zufälle nur etwas aus der Reihe der gewöhnlichen Fälle heraustritt. Die Wunder der Kunst werden für einen Bettler bewirkt, der in das Leben wieder zurükkehrt, um aufs neue zu betteln. Die Fortschritte der Kunst rücken mit Verdoppelung weiter vorwärts. Alle die ungewöhnlichen Entdeckungen kommen in den gemeinen Schatz. Die Operation der Hand wird nie-

mals verborgen gehalten; sie wird der ganzen Welt zur Beurtheilung vorgelegt.

Die Akademie der Wundarzeneykunst hat weder eine direkte noch indirekte Verbindung mit der medicinischen Fakultät. Es sind zwey sehr unterschiedene Geselschaften, die Jede ihre Arbeiten für sich hat; Ihre Arbeiten vereinbaren sich nicht, ohnerachtet sie dieselben Verhältnisse zu haben scheinen, und sichtbar auf demselben Endzweck hingehen.

Die obgleich mit der grössesten Sorgfalt bearbeitete Zergliederungskunst hat der Arzeneykunst vielleicht noch keine wirklich wichtige Beobachtung gegeben. Man kann den Kadaver noch so gut untersuchen, der Mechanismus, der das Leben unterhielt, entwischt doch. Der Kadaver ist ausgestreckt, und die Organisation, die ihn aufrecht hielt, entgeht dem Auge ewig. Kein Zergliederer hat es gewußt, wie man verdaue, wie sich der Chylus in Blut verwandele, wie dieses Blut das Gehirn belebe, es zum Organ unsrer Begriffe mache, und wie es in einem andern Behältnisse zur Fortpflanzung diene.

Die Zergliederungskunst wird einen Degenstoß heilen können, und doch unvermögend bleiben, wenn der unsichtbare Pfeil eines ungewöhnlichen Miasme in eine unsrer Poren eingedrungen ist. Zwischen der Wundarzeney- und

Arzeneykunst ist ein unendlicher Raum, den nichts ausfüllen kann.

Herr Lasses hat uns das Bild derer in der Anatomie gemachten Entdeckungen, das Inventarium derer seit zwey Jahrtausenden mit Mühe erworbenen Naturkenntnisse gegeben, und man sieht nicht ohne Befremdung, daß das achtzehente Jahrhundert an Entdeckungen das unfruchtbareste gewesen ist, ohnerachtet das Wundmesser von einem Ende von Europa bis zum andern die Kadavers zu Tausenden zerleget hat.

Die Wundarzeneykunst hat, der tiefen Aufmerksamkeit, die sie der Zergliederungskunst gewiedmet hat, ohngeachtet, dieses Jahrhundert nicht so ausgezeichnet, daß es unter denen durch große Entdeckungen bezeichneten Jahrhunderten schimmerte. Die Heilungsmethode ist weiter vorgerükt.

Was vor Bemerkungen sich in Menge darbiethen! Wir verliehren uns in dem Labyrinthe unsers materiellen Körpers, haben die gröbern Theile ausgerechnet, und die kleinen Rädergen, die unter unsern Augen sind, bleiben uns unbekannt.

Wie aber in dem wahrem Buche der Natur lesen wollen, wenn das Innere des mit Neugierde in allen seinen Punkten ausgeforschten Körpers noch nichts als eine bloße Namenklatur darbie-

thet? Die Verschiedenheiten zwischen der Empfindsamkeit, die ausschließlich den Nerven, und der Reitzbarkeit, die ausschließlich den Muskeln zukömmt, zeigen es, daß die Geschichte der Zergliederungskunst nur zerstreute, einzelne Entdeckungen ohne Endzweck, ohne Verbindung, Entdeckungen, welche die Physiologie nur schwach aufklären können, aufstellt.

Die Kenntnis der Natur des Menschen gehört in Rücksicht der Heilung aller seiner Krankheiten sichtbar einer anderen Kunst zu.

Ist es die Physik oder die Chymie, die mit ihren Hypothesen den Ruhm haben wird, diese unfruchtbare Namenklatur der Zergliederungskunst zu vertilgen, ihr die todte, bewegungslose Physiognomie zu nehmen, die sie mit den Kadavern, die sie zerstümmelt, angenommen zu haben scheint, und diese sprachlosen zur Anschwellung eines Wörterbuchs allein tauglichen Ausdrüke zu verbannen?

Sechshundert sechs u. zwanzigst. Kapitel.

Grisetten.

Man nennt Grisette das junge Mädgen, das weder Geburth noch Vermögen hat, um zu leben, also zu arbeiten gezwungen ist und keine andre Unterstützung als ihre Händearbeit vor

sich hat. Die Kopfputzmacherinnen, die Schneiderinnen, die Näherinnen, machen den zahlreichsten Theil dieser Klasse aus. Alle diese von ihrer Kindheit an zu einer sitzenden Lebensart, von welcher sie ihre Nahrung nehmen, gewöhnten Töchter des gemeinen Mannes sondern sich im achtzehnten Jahre von ihren armen Eltern ab, nehmen ein Zimmer für sich und leben da nach ihrer Fantasie; ein Vorrecht, das die Tochter eines nur etwas wohlhabenden Bürgers nicht vor sich hat. Diese muß mit der gebiethrischen Mutter, mit der frömmelnden Tante, mit der Großmutter, welche die Gebräuche ihrer Zeit erzehlt und dem brummenden Onkle sittsam zu Hause bleiben.

So in das väterliche Hauß eingeschlossen erwartet das Bürgermädgen lange Zeit auf einen Freyer, der nicht kömmt. Sind mehrere Schwestern da, so sezt die mittelmäßige Mitgabe nicht einen Einzigen in Versuchung und ihre ganze Glükseligkeit schränkt sich darauf ein, sich den Sonntag zu putzen, das schöne Kleid anzulegen und mit der ganzen Familie in den Garten der Tuilerien spazieren zu gehen.

Die Grisette ist in ihrer Armuth glüklicher, als die Bürgerstochter. Sie giebt sich ihre Freiheit in einem Alter, in welchem ihre Reitze noch Schimmer haben. Ihre Dürftigkeit giebt ihr

eine volle Freiheit und es ist zuweilen ihr Glück, daß sie keine Mitgabe gehabt hat. Sie sieht in der Ehe mit einem Künstler von ihrem Stande nichts als Unterwerfung, Mühe und Elend, und nimmt bey guter Zeit den Geist der Unabhängigkeit an. Zu den erstern Bedürfnissen des Lebens kommt das Bedürfnis des Putzes hinzu. Die Eitelkeit, eine eben so schlimme Rathgeberin als das Elend, sagt es ihr zu wiederhohltenmalen leise ins Ohr, mit der Nahrungsqvelle der Nehnadel die Nahrungsqvelle ihrer Jugend und ihrer Gestalt zu verbinden. Welche Tugend würde dieser doppelten Versuchung widerstehen? So wird die Grisette ungebunden. Unter dem Schutze eines gewissen Gewerbes folgt sie ihren Kapricen und findet bald einen Freund in der Welt, der ihr Liebhaber wird und sie unterhält. Einige haben eine glänzende obgleich kurze Rolle gespielt. Die Klügsten sparen und verheirathen sich, wenn sie auf dem Rückwege sind.

Man bemerkt diese ungeheure Menge mannbarer Mädgens, die durch ihre Lage Fremdlinge des Ehestandes und des Celibats geworden sind, mit Erstaunen an. Es ist dieses das große Gebrechen der neueren Gesezgebung und dieses Gebrechen hat izt nicht allein Paris, sondern ganz Frankreich und einen Theil von Europa ergriffen. Wer fühlt nicht die Nothwendigkeit eines

neuen, dieses Gebrechen, das man in den vorhergehenden Jahrhunderten noch nicht gesehen hat, heilenden Gesetzes?

Wenigstens wäre es nothwendig, einer grossen Anzahl Mädgens mit Erlernung eines für ihr Geschlecht schiklichen Gewerbes ein süsseres Leben zu versichern. Sie müßten sodann berechtigt seyn, das Gewerbe, das sie wählen, ohne Gebietherin, ohne Zwang, ohne Einschränkung, ohne irgend einer Taxe zu betreiben. Der arme Mann hat eine Menge Hülfsqvellen; das dürftige Mädgen hat beinahe keine und auch diese sind mit Hindernissen beschweret. Warum ihr beinahe das Brod nehmen, daß man ihr Gewerbe mit einer Auflage belegt? Sogar eine Näherin soll Schatzung erlegen? Sie muß bezahlen, ehe sie noch ein Kleid gemacht hat.

Wenn doch keine Tyranney diese Mädgens verhinderte, alle diese kleinen sitzenden Arbeiten zu übernehmen, die ihnen ihre Nahrung verschaffen! Man lasse ihnen alle die Hülfsqvellen, die sie sich selbst schaffen können, jede Geldauflage sey ihnen unbekandt, ihnen der ihrer Schwäche schuldige Schutz zugestanden; die Sitten würden dabey gewinnen und eine neue Industrie unter uns aufblühen können. Kurz man gebe den Frauens dieselbe Freiheit, welche die Männer haben, mit welchen sie unablässig vermengt sind,

oder man seqvestrire sie nach asiatischem Gebrauch und lasse ihnen keine äußere Gemeinschaft mit diesen mehr. Kein Mittelweg, das ist das Schlimme!

Es biethet sich noch ein andrer Gedanke an, der Gedanke, die Frauens aller Mitgabe zu berauben. Dieses Gesetz würde dem Luxus einen tödtlichen Stoß geben und schlechterdings keinen Unterschied, als den Unterschied, den Schönheit und Tugend geben, unter ihnen festsetzen. Dieser noch nicht so, wie er es verdiente, erschöpfte Gedanke könnte die Materie eines überdachten Werkes werden. So sehr er auch von unsern Sitten und Gesetzen abstehen mag, so wird doch, da alles der Wahrheit und der Vernunft nach und nach untergeordnet werden muß, ein Jahrhundert kommen, in welchem man die Nothwendigkeit dieses Gesetzes für die gute häusliche Ordnung, für das Beste der Sitten und die öffentliche Ruhe einsehen wird. Diese Lage so vieler Frauenzimmer, welche ganz Frankreich überschwemmen, deren Eines wie das Andre, Concubinen und verheyrathet zu seyn, verbothen ist, erfordert eine schnelle Veränderung in den Gesetzen, welche die Zeit, die Sitten und der Luxus so erstaunend verdorben haben.

Sechshundert sieben u. zwanzigst Kapitel.

Verkäuflichkeit.

Sie ist allenthalben, ist das Gift aller Bedienungen. Man könnte diese so wie das Hausgeräthe, in der Auktion ausbiethen. Das Geld vergiftet alles; das ewige Bedürfnis desselben schändet das Blut, die Freundschaft, die Gerechtigkeit, die Erkenntlichkeit. Man giebt die Bedienungen dem Intrikenmacher, der sie erkauft, dem Verräther, dessen geheime Angabe belohnet wird, dem Bösewicht, der sich furchtbar macht. Die Politik schont gewisse Männer, gesteht ihnen Gunstbezeugungen, Bedienungen zu. Man sucht ihre bösartigen Eigenschaften einzuschläfern, aber da man vom rechtschaffenen Manne nichts fürchtet, so läßt man ihn sitzen. Worzu sagt man offenherzig, ist er gut? Ja es ist heut zu Tage ein Sprüchwort geworden, daß der rechtschaffene Mann zu nichts gut sey.

Alle Ehrenstellen, so wie alle Bedienungen, werden verkauft. Ein Patron unsres Zeitalters ist ein Spielgenoße den man bezahlen muß und der an den Vortheilen keinerley Arbeit Theil nehmen läßt, wenn er nicht seines Ertrags auf diese nehmliche Arbeit zum voraus versichert ist.

Die Verkäuflichkeit der Finanzbedienungen zog die Verkäuflichkeit der Justizbedienungen nach

sich. Wie kann man es begreifen, daß Montesqvieu diese Verkäuflichkeit jemals habe entschuldigen wollen? — und der Grund des Montesqvieu ist ohne Zweifel dieser, daß er seine Bedienung gekaufet hatte.

Der Kanzler Dûprat, dessen Andenken immer gehäßig seyn wird, war es, der mit andern Geisseln auch diese Verkäuflichkeit einführte, das läßt der Verfasser der Henriade, von diesen habsüchtigen Calculatoren so gut sagen:

„die zuerst den unschäzbaren Preiß der Tugenden unsrer Väter unwürdigen Meistbiethenden zu erkandten.“

Drittehalb Jahrhunderte haben kaum den Anfang gemacht, die dicken Wolken zu zerstreuen, welche die falschen Grundsätze des Dûprat über das Natur- das Staats-Recht und über die Grundsätze der Gesezgebung und der Regierung ausgebreitet hatten. Er ist es, der es einem jungen trotzigen, feurigen, ungestümmen, liederlichen, verschwenderischen Officier zuerst sagte: sie können alles und ihr Wille ist das höchste Gesetz, mit andern Ausdrücken gesagt, verschwenden sie, richten sie sich, richten sie Andre zu Grunde! was schadet es, es ist ihr Recht! Als wenn das Recht, unvernünftig zu seyn, Andern, als den Unvernünftigen, das Recht, zu schaden und zu verwüsten, Andern, als den Wahnsinnigen, zukäme.

Die Verkäuflichkeit der Bedienungen ist eine Wunde, die noch blutet und niemals geheilt werden können wird.

Ludwig der XII. war weit mehr zu entschuldigen, daß er seine Domainen veräussert hatte. Warum hat er nicht lieber diesen Plan, als die Verkäuflichkeit der Bedienungen gewählt! Der Regent eines so großen Staates, wie Frankreich, ist ohne Widerspruch der schlimmste Privateigenthümer, der ein tragbares Guth haben kann, es sey eines, welches es wolle.

Die Verschlimmerung der Gemüther ist vielleicht eine Folge dieses unglücklichen reglementarischen und fiskalischen Systems. Wann wird man sowohl die Menschen als die Dinge an ihre rechte Stelle setzen? wann werden die Reiche auf ihre wahre Grundlage gestellt werden, wann die Verwirrung der Begriffe mit diesen neuen und unerklärbaren Ausdrücken, gemachte Bedienungen, unabnehmliche Stellen, aufhören?

Sechshundert acht u. zwanzigst. Kapitel.

Vierzigjährige Frauens.

Eine grausame, verlegene Lage für eine Frau, welche die Begierden eines Mannes und die Eifersucht ihres Geschlechts lange Zeit gereitzet hat, der Augenblik, in welchem es ihr ihr Spie-

gel sagt: du bist nicht mehr reitzend, wie ehedem; kannst noch so nachsichtig gegen dich seyn, deine Schönheit verschwindet doch, und wenn auch die Verfinsterung ihrer Reitze unmerklich ist, so ist sie doch wirklich da.

Sie möchte jenes wahrheitsliebende Glas gern zum Lügner machen, stellt die Untersuchung ihrer Reitze in der Stille an, und stößt einen tiefen Seufzer aus. Die Eigenliebe rede noch so stark, die schrekliche Wahrheit spricht stärker, als sie. Eine bittere Schwermuth schlägt ihr Herz darnieder; mit dem Verluste ihrer Annehmlichkeiten sieht sie auch den Verlust ihres Daseyns vor sich.

Bald werden diejenigen, die sie an ihrem Wagen gefesselt hielt, nichts mehr, als einen Blick der Gefälligkeit, auf sie fallen lassen! und diejenigen, die sie verstoßen hatte, bey dem Anblicke ihrer verwelkten Reitze triumphiren! Diese Welt, die sie betrogen hat und deren Götzenbild sie war, kann sich ihrer kaum erinnern! Bald wird sie das nur allein der Höflichkeit schuldig seyn, was sie der Liebe schuldig war. Ihre Blicke werden die Blicke ihrer Nachbarn umsonst einladen; so bald sie sie gefaßt haben wird, so werden sie ihre Augen wieder abwenden. Welcher schrekliche Stand, zumal, wenn das Herz noch zu gefallen wünscht, wenn man noch im-

mer in die Augen fallen und uns doch Niemand bemerken will!

Dann empfindet eine aus der Gesellschaft verwiesene Person einen hundertmal lebhafteren Kummer, als der ehrgeizige Minister, wenn er sich der Gewalt mit einemmale entsetzt sieht, auf die er so trotzig und so eifersüchtig war. Alle Beide vergießen Thränen mit einem Blicke in der Ferne auf diese Welt, auf diesen wankelmüthigen, tyrannischen Gebiether, der in seiner Undankbarkeit das alles vergißt, was man für ihn gethan hat. Alle Beide werden noch von einem geheimen Ehrgeitze genagt; der Ehrgeitz einer Frau ist der ohnmächtigste. Nicht mehr in dem Wirbel der Welt zu leben, dieser Spott scheint ihr grausamer, als die Schande, zu seyn.

Um sie von diesem schreklichen Zustande, von dieser Schande, nichts mehr zu seyn, von dieser unaufhörbaren Langeweile zu retten, biethen sich ihr zwey Hülfsmittel, die Andächteley und die Schöngeisterey, dar. Aber diese beiden Rollen sind verlebt. Die Andächteley ist nicht mehr Mode, und die Pralerey der Schöngeisterey ist zu schwer auszuführen geworden.

Was thut sie also? Sie sammlet einen Kreisiunger durch Blüthe und Schönheit glänzender Demoiselles um sich herum. Sie führt sie an, unterrichtet sie, dringt mit ihnen in ihre

Geheimnisse ein, und bringt es am Ende so weit, daß ihre Geselschaft wieder gesucht und der Zeitraum der Herrschaft, auf welche sie so eifersüchtig ist, verlängert wird.

Die Erfahrung der Welt hat es ihr gelehrt, daß alle Affairen wie die Tapeten bearbeitet werden. Man sieht die Farben zum Vorschein kommen, aber die Hand bleibt unsichtbar. Sie überläßt sich also der Intrike, hat ein Büreau, einen Sekretair, schreibt des Tages dreißig Briefe, und neun und zwanzig werden verworfen. Ein Einziger gelingt, und sie ist auch zufrieden. Sie ist Beschützerin; man glaubt es, weil sie es laut sagt. Die täuschende Hofnung ist die Ursache, daß man ihren Versprechungen Glauben beimißt. Sie mischt sich in eine Bedienung von vierhundert Livres, und in die Ernennung eines erstern Commis. Nichts schrekt sie ab, und so bald nur ihr Name bey den Ministern genannt wird, so bald man nur sagt, daß sie Bedienungen und Ehre negotiirt, und einen Bischof und einen Marechal de France in ihrem Saale gesehen hat, so legt man ihr eine große Existenz bey, und zuweilen ist sie mit dem bloßen Anscheine des Ansehens und der Macht zufrieden.

Viele Frauens, die im buchstäblichen Verstande ihre Büreaux haben, lieben in einem gewißen Alter diese Art von Beschäftigung. So

bald ein kleiner Platz offen geht, so begehren ihn hundert Empfehlungsschreiben. Jede Bewerberin macht so viele Anstrengung, als wenn es um die Sache von größester Wichtigkeit zu thun wäre.

Die Frau, welche die zu dieser großen Rolle erforderlichen Eigenschaften nicht in sich fühlt, oder nicht das gehörige Ansehen hat, ergreift den Ausweg der Absonderung von der Welt, spielt die Kranke, umgiebt sich mit Aerzten, ohne ihren Verordnungen zu sehr zu folgen. Sie scheint von einer ewigen Migraine geplagt zu seyn; aber es ist ein sinnreicher Kunstgrif, um ihren absterbenden Reitzen im Mangel eines reitzenderen Schimmers eine schmachtende Miene zu geben. Sie öfnet ihre Thüre dieser Schaar Leute, die ihren Müßiggang allenthalben hintragen, nur kommen, um in ihrem Besuche ohne Umstände zu gähnen und gegen die unausstehliche Länge der Zeit zu klagen. Kurtz, nachdem sie eine Menge Liebhaber gehabt hat, so muß sie sich glüklich schäzzen, wenn sie aus einem Einzigen einen guten Freund zu machen gewußt hat.

Am Ende wird eine Frau zu Paris niemals vierzig Jahr alt; immer entweder dreißig oder sechzig und da ihr kein Mensch widerspricht, so existirt die vierzigiährige Frau gar nicht.

Sechshundert neun u. zwanzigst. Kapitel.

Periodische Blätter.

Die Journale sind die lügenhaftesten und unverschämtesten Trompeten des Ruhms. Der eine periodische Kunstrichter posaunt einen Schriftsteller wie einen Adler aus; der Andre behandelt ihn, wie eine iunge Gans. Die Lobrede und die Satyre des Schriftstellers erscheinen an einem Tage. An wen soll man sich festhalten? An sich selbst — das Werk lesen nnd nicht wie ein dummes Vieh einen Andern fragen, was er denkt.

Der unpartheiische, von gelehrten Vorurtheilen freye Kunstrichter hat noch nicht existirt. Aber der Mann, der im Stande ist, selbst etwas hervorzubringen, erniedrigt sich nicht so weit, daß er Werke zergliedert; er erzeuget sie.

Es werde Journaliste, wer da will, und der herabgesezteste Schriftsteller kann den andern Tag alle seine Mitbrüder herabsetzen.

Das Ministerium schüzt die kleinen satyrischen Blätter, in welchen die Schriftsteller mit scharfen Zähnen zerrißen werden, um den Wetteifer, den Haß, die Eifersucht unter den Mitgliedern der gelehrten Republik zu unterhalten. Es sezt sich damit dem Frieden und der Einigkeit der Litteratur entgegen.

Das Publikum behält die Schimpfreden und

die Epigrammen und vergißt die Talente und die Tugenden des Schriftstellers. Das Ministerium fühlt es genug, welches Uebergewicht die Gelehrtenrepublik über die Gemüther haben würde, wenn ihre Arbeiten mit einer allgemeinen Hochachtung bekrönet würden. Es sucht ihr diese kostbare Hochachtung zu rauben, und eine Menge mit einem mittelmäßigen Witze und einer unheilbaren Tollheit begabter bellender Kleingeister sind dem Ministerium noch über seine Hoffnung beförderlich darzu.

Man muß den Journalisten niemals antworten, weil sich das Werk von selbst vertheidiget. Es gehört nur kurze Zeit darzu, um die giftigsten Kritiken in Vergessenheit zu bringen. Stillschweigende Verachtung ist gegen würdige oder unwürdige Rivalen die sicherste Waffenart. Nichts ist für die Eigenliebe der Einfaltspinsel unterhaltender als der unter den Schriftstellern ewig angefeuerte Krieg. Alle diese eingeschränkten Köpfe, alle diese Ignoranten sehen mit Vergnügen berühmte Männer sich dem Urtheile Andrer preiß geben.

Und dann die Sache des guten Geschmaks — wenn man nicht auf der Stelle über dieselbe einig ist, so nähert man sich derselben immer weniger, je mehr man darüber disputirt.

Aber will der Journaliste loben? — so kennt

er nichts als die Emphase. Ist ein Schauspieler gestorben? der lächerliche Schriftsteller tritt im Mercüre de France auf und sagt: Es ist nur ein Individuum, welches fehlt, und eine ganze Nation, welche getröstet werden muß! Wen würde man sagen, bejammert er? Einen wohlthätigen Prinzen, einen Gesezgeber, einen Held, den Beschützer des Vaterlands, einen Naturkündiger vom erstern Range? Nein, es ist vom Lekain die Rede.

Sechshundert und dreißigstes Kapitel.

Austheilung der Almosen

Es ist leichtrer, Almosen zu geben, als sie mit gerechter Austheilung zu verbreiten. Die Bedürfnisse des Wohlstandes sollten nicht vor den Bedürfnissen der erstern Nothwendigkeit den Vorgang haben. Und das geschiehet doch. Die Almosen steigen jährlich auf beträchtliche Summen hinauf. Aber man tödtet dadurch die öffentliche Menschenliebe durch unüberlegte, strafbare zugestandene Vorzüge, nimmt den wahren Armen die Almosen, die ihnen eigentlich geheiliget sind. Bald ist es ein Mädchen vom Stande, die man unterstützen muß, und die arme Näherin wird zurükgesezt. Bald ist es ein ehedem reich gewesenes aber nun durch seinen Luxus ge-

fallenes Haus, dem man wieder aufhelfen muß. Die in ihren Dachstuben unbekandten und nicht ausgehenden Armen des Kirchspiels bekommen wenig, da indessen eine Familie, die sich vor wichtig ausgiebt, zu dem Pfarrer geht, bettelt und mit einem auffallenden Trotze Geld fordert. Will er eine vernünftige Entschlossenheit gebrauchen, so nimmt man einen beinahe übermüthigen Ton an. Man wird ihm sagen, daß die bürgerlichen Armen eine der Gesellschaft unnütze Canaille sey, deren Daseyn und Nichtdaseyn dem Staate sehr gleichgültig seyn müßten, daß die adelichen Armen vor allen das Recht hätten, die Qvellen der privat und öffentlichen Freigebigkeiten zu erschöpfen.

Die frommen Seelen fallen oft in die Fallstricke, die ihnen der zuträgliche Stolz dieser vornehmen Betler legt und man giebt das zur Unterstützung des Luxus, der Weichlichkeit und Trägheit hin, was zur Erleichterung der Bedürfnisse des arbeitsamen Künstlers aufbehalten war, dessen Familie aus Mangel des Beistandes vor Mattigkeit und Verzweiflung sterben wird.

So lenken Namen nnd chimerische Vorzüge die Hand der Verwalter der Wohlthaten ab und legen ihn zum Schaden der Armuth, Gewalt an die von Hunger schmachtet.

Aber ein adelicher Armer bittet nicht nur

um Geld für Brod, sondern für seine Bedienten. Seiner Meinung nach hat das Bedürfnis an den Gaben gefühlvoller Herzen kein gleichgeltendes Recht.

Der Adel, nachdem er bey dem Fusse des Thrones alles das erbettelt hat, was ihm nur zu erhalten möglich war, so wirft er sich nach seinen Verschwendungen zu dem Fusse des Altares hin und verschlingt die Gaben, welche zur Unterstüzung der Unglüklichen zurükgelegt waren.

Dieses auch die Ursache, warum die Hospitäler nach so vielen Schenkungen noch der Tempel der Verzweiflung sind. Nebenkanäle leiten den Strom der Wohlthätigkeit ab. Er verliehret sich und strömt zu denenienigen hin, welche reich gewesen sind, ihr Vermögen zerrüttet haben und von Vorurtheil und Gewohnheit abgehalten werden, zu einer nüzlichen Arbeit ihre Zuflucht zu nehmen.

Ihren dreisten Forderungen und der Schwäche der Almosenvorsteher haben sie es zu danken, daß sie mehr Unterstüzung, als diejenigen finden, die sich aus der Dürftigkeit herauszuwinden suchen. Sie sind der Gemächlichkeit gewohnt, sagte man und dieses falsche Urtheil ist die Ursache, daß man das Brod schmälert, auf welches der Unglückliche aus der niedrigen Klasse einen Anspruch hat.

Der Beutel in der Hand der Frau von Stande füllt sich an, erhebt eine Schatzung von Jedem, zu welchen er kömmt; es muß dieser Beutel an Schwere dem Beutel gleich seyn, den ihre Nachbarin aufzubringen wußte. Es kommt eine Art von Wetteifer, ich will nicht sagen, Ruhmsucht darzu. Aber dieser geheime Stolz würde weniger tadelswürdig seyn, wenn die Hand, welche sammlet, nicht wüßte, für wen sie sammlet, wem sie diesen kostbaren Tribut anbiethen wird. Das heißt nicht mehr, dem Mitleiden gehorsamen; das heißt eine dunkle Hofnung zu eitlem Ruhme in das Gefühl der Wohlthätigkeit eindringen lassen und Eitelkeit aus einer Wohlthat schöpfen, deren erstres Verdienst dieses ist, daß sie vor den Augen der Welt verborgen bleibt.

Aber der wohlthätige Mann nenne sich öffentlich, ich bin es zufrieden, und er kann es, wenn er nur keinen andern Vorzug als den Vorzug des tiefsten Elends zuzulassen gelernet hat. Besorgt er zu irren, so höre er die öffentliche Stimme, sie wird es ihm sagen, auf welches ausgetroknete Erdreich der Thau fallen muß, den der Schöpfer, der die Handlungen der Menschen in der Stille richtet, seinen Händen anvertrauet hat.

Gott bewahre, daß ich hier die Almosenvorsteher anklage, daß sie einen Heller von den ge-

heiligten Summen entwendeten, die ihren Hän- den übergeben sind. Das ist eine Schandthat, deren Argwohn nicht einmal Eingang in unsrer Seele finden darf. Aber man sezt denen Pfar- rern und Almosenvorstehern der Hauptstadt von allen Seiten mit Gewalt zu. Sie geben wider ihren Willen den dringenden Bitten nach. Die- ser und jener Name wird ihnen Vorschrift und alle Namen müssen vor dem Auge der Wohlthä- tigkeit gleichgeltend seyn. Ist es hier nicht der Fall, wo man den schönen Vers des Voltaire es ist genug, daß er Mensch, daß er unglüklich ist, in Anwendung bringen kann?

Man sagt, daß an wohlthätigen Stiftungen so viel da sey, daß man den dritten Theil von Frankreich davon ernähren könne. Wie ist es aber darnach möglich, daß es so viele Elende gebe? Das Gebrechen kommet also von der Aus- theilung her. Das Schwereste ist nicht dieses, das Gute zu thun, sondern es gut zu thun.

Das unbesonnene und leidende Volk klagt die Administratoren der milden Stiftungen an. Wenn es sie nach einigen Jahren mit einer schim- mernden Equipage einherfahren, ein prachtvol- les Haus öfnen, einen kostbaren Tisch einfüh- ren sieht, so denkt es, daß dieser Ueberfluß vom Antheile des Armen abgenommen ist. Aber die- ses Verbrechen scheint mir so abscheulich zu seyn,

daß ich alles Anscheins ohngeachtet dabey beharre, es vor ohnmöglich wenigstens vor chimerisch zu halten.

Wohlthätige Seelen haben, an statt unnützer Weise zu deklamiren, es sich angelegen seyn lassen, die praktische Tugend selbst zu versuchen und die Vorurtheile und Hindernisse zu überwinden, die sich den Absichten einer thätigen Wohlthätigkeit widersezten. Ihre Augen haben gesehen, ihre Hände gefühlt; die Untersuchung der genaueren Umstände hat ihre tägliche Wachsamkeit nicht abgeschrekt, der Erfolg ihre aufgeklärte Theorie bestätiget, und man ist, so wie es aus den Registraturen des neuen Hauses der Wohlthätigkeit am Tage liegt, so weit gekommen, den doppelten Endzweck der Menschenliebe und Sparsamkeit zu vereinigen. Es ist ein großes, denenjenigen, welchen die Administration oder Direktion der Hospitäler aufgetragen ist, neu aufgestelltes Beispiel. Dieses Hauß der Wohlthätigkeit wird in der Folge allen Anstalten dieser Art zum Muster dienen können und man begreift es, daß es noch die Sache der Zeit ist, dasselbe zu vervollkommnen oder zu erweitern. Dieses der wahre schwierige Punkt, auf dessen Uebersteigung es ankömmt.

Sechshundert ein u. dreißigstes Kapitel.

Beckereyschule.

Schon seit zweytausend Jahren macht man Brod und seit zweytausend Jahren weiß man ihm die Vollkommenheit nicht zu geben; das ist erwiesen. Warum? weil die ganze Welt glaubte, es gut zu machen und die ganze Welt es schlecht machte.

Die Verarbeitung des Mehls zum Brod ist eine chymische Operation, die von den Chymikern aufgeklärt werden muß. Der dumme Schlendrian verdirbt sie. Die Erfahrung allein kann sie zu dem Grade der Vollkommenheit bringen, deren sie empfänglich ist. Die nothwendigsten Künste sind in der Kindheit geblieben, gerade darum, weil sie dem größeren Haufen überlassen waren.

Es ist keine Magd, die nicht steif glaubt, daß es ohnmöglich sey, ihr etwas über die Art, das Brod zu machen, zu lernen. Die Mägde könnten noch zwanzig Jahrhunderte fortfolgen, und keine Idee von Verbesserung haben. Das ist es, was schon geschehen ist.

Das Brod wird zu Paris beßer, als irgendwo, gemacht, weil gleich anfangs einige Becker, über ihre Kunst zu vernünfteln wußten. Dann wußten uns die Chymiker das Korn in seine

Bestandtheile auflösen, und diese Kunst von der Zubereitung des Teiges an bis zum Becker verfolgen zu lernen. Und Dank diesen Professoren, das Brod das man in den Hospitälern ißt, ist besser, als das Brod, das auf der reichsten Tafel der Schweitz vorgelegt wird, wo man das Brod noch nicht zu machen weiß, weil es alle Mägde machen zu können glauben.

Man wird die Mägde das Brod verderben, und das Gewicht desselben verringern lassen. Aber der Schweitzer, der wenig Korn hat, bey welchem das Brod allgemein schlecht gemacht wird, sollte wissen, daß die Verbesserung, statt die Ausgabe zu vergrössern, beträchtliche Vortheile giebt, weil die Oekonomie und die Vollkommenheit beide mit einander gehen.

Die Beckerey ist unentgeldlich und muß den Schlendrian unmerklich abändern, um ein einfacheres und glüklicheres Verfahren an seine Stelle zu setzen. Sie lehrt alles das, was diese bis izt in ihren erstern Grundsätzen verkannte Kunst angeht. Sie zeigt das verschiedene Würken, was bey allen den Brodgattungen gebraucht werden muß.

Hier also eine ganz neue Wissenschaft, die man anderswo nicht muthmaset und über welche man vielleicht mit dummer Unwissenheit spottet. Indessen ziehet der Professor der Chymie ein schö-

nes kraftvolles Mehl aus dem, was man vorher dem Stärkhändler hingab, und aus dem, was man den Thieren zur Nahrung vorlegte.

Aber wie wird man Professoren in der Kunst, Brod zu machen, annehmen? Seht ihr nicht alle die Beckerknechte, die Mägde, und so gar ihre Frauens einen Bund machen, um zu sagen, daß man zu der Vollkommenheit des Brodes, so wie man es macht, nichts hinzusetzen könne, und daß es auch unsre Vorväter so gegeßen hätten?

Viele auswärtige Städte werden vielleicht noch ein ganzes Jahrhundert hinleben, ehe sie den Unterricht an die guten Hauswirthinnen in den Städten und auf dem Lande lesen werden. Aber man wird die einfältigen Zeitungen daselbst lesen.

Die Frauens werden Hüte al' Angloise, Bänder und Arien; aber man wird keinen in der Schule der Chymiker unterrichteten Becker von daher kommen lassen. Was ist die Chymie? werden die Ausländer sagen. Hält man uns vor Barbaren, die kein Brod zu machen wissen? Und diese Ausländer, die Bewunderer ihrer Mägde, ohne selbst mehr zu wißen, als sie, werden, ohnerachtet sie nur wenig Korn haben, durch ihren Eigensinn an der Güte und an der Menge desselben verliehren.

Ihr, die ihr schlechtes Brod esset, und ein

Jagdhorn aus der Hauptstadt mit Entzücken aufnehmt, laßt einen Schüler aus der Beckerei kommen, und eure kleine Stadt wird was Wesentlicheres, als der Schall des Flötenspielers ist, dabey gewinnen.

Man dringt in der Beckereyschule in alle die kleinen Nebenumstände der nothwendigsten Sorgen, für die Nahrung und Erhaltung des Menschen ein. Man verbindet die Erfahrung in der Handarbeit damit. Diejenigen, die den Unterricht geben, bedienen sich der Volkssprache, und der Unterricht, den sie geben, ist nach der Fassung der Beckerjungen gestimmt. Da ein Beispiel, wie man sich erhebt, wenn man sich zu erniedrigen scheint!

Das Brod, das man zu Paris ißt, ist fürtreflich geworden. Man hat den Betrügereien und den Nachläßigkeiten der Becker zu gleicher Zeit Einhalt gethan. Es ist zu wünschen, daß man in den übrigen Theilen des Königreichs nichts von dem vernachläßige, was zu der Kunst der Beckerey etwas beitragen kann. Man muß auf diese Kunst ein wachsames Auge haben, weil das Brod in Frankreich die Hauptkost des Armen, in den großen Städten und auf dem Lande beinahe seine einzige Nahrung ist. Aber wenn man sagt des Armen, so sagt man der halben Nazion.

Wenn ich an die acht bis neunmalhundert-

tausend Seelen denke, welche die Hauptstadt bevölkern, und ich habe Erdäpfel für sie, so kann ich sie nicht mehr aufgeben. Die Oekonomisten lieben sie nicht; sie bringen ihr System ein bisgen in Unordnung. Die Erdäpfel vereinigen alle die nahrhaften Eigenschaften in sich, sind unzehlicher Zubereitungen empfänglich, und können die Gerste, die Nudeln, den Salep, und den Sagou ersetzen. Welche für das Elend offenstehende Hülfsqvellen!

Diese Erdgewächse sind, wie es scheint, alle mit den nahrhaften Eigenschaften begabt, die man sonst nur dem Weitzen beilegte. Es existirt kein Erdgewächs, nicht einmal ein Theil desselben, das nicht eine zur Nahrung des Menschen eigne Substanz verbergen sollte, wenn sie die Kunst herauszuziehen wissen würde. Und diese Kunst ist weit weniger zusammengesezt, als die Kunst, das Brod zu machen.

Welche Erkenntlichkeit sind wir nicht solchen Chymikern schuldig, wie die Herrn Parmentier, Cadet de Vaux sind, die durch diese einfachen und nützlichen Entdeckungen das Ungeheuer des Hungers, dieses Kind unsrer Unwissenheit, das die Reiche beherrscht, getödtet haben werden! Sie werden die Fürsehung gerechtfertiget haben, indem sie den Königen und den Völkern zeigen, daß die Unfruchtbarkeit nur anscheinend sey, und

alles, was wachse, dem Hunger eine ernährende Substanz anbiethe, daß der Mangel ein Wort sey, das sich in den neueren Sprachen ganz verliehren müsse, wenn man aus denen Pflanzen, die uns umgeben, die Brodtheile herauszuziehen gelernt haben wird, und es sind Viele mehr oder weniger mit denselben versehen.

Es ist also die Unwissenheit des Menschen die Ursache, daß er den Weitzen vorzugsweise, und mit einer Art von Hartnäckigkeit, gewählet hat. Das Nahrungsreich herrscht allenthalben, so wie das Wasser, das uns zum Getränke dient.

Wahrscheinlich ist der Wein auch allenthalben. Diese kostbaren mit Reichthum über den Schooß der Erde ausgestreuten Substanzen, die man nur dem Getreide und dem Weinstock zuschrieb, erwarten nur die Hand der Kunst, um sich zu entwickeln, und die ganze Menschheit gegen die Wuth der Elemente, und das nicht weniger fürchterliche Monopolium zu nähren und zu schützen.

Keines dieser unglüklichen Jahre mehr, in welchen man den Menschen, auf den Bauch ausgestrekt, nach dem Beispiele der Thiere, das Gras weiden sah! Aufgeklärter, mit besserer Kenntnis aller Pflanzen, aus welchen man Mehl ziehen kann, wird er die physischen und politischen Revolutionen nicht mehr fürchten. Allenthalben,

wo der Schöpfer ein Erdgewächs wachsen lies, wird man auch Ursache finden, ihn anzubethen, für seine Wohlthaten ihm zu danken.

Ehre den neuen Triptolemus, der diese wichtigen Kenntniße zuerst entwickelt hat. Wenn die Indianer nach einer gewissen Zubereitung, die Cassave, den Tapioka essen, wenn Andre den Manioc und die Yuca gebrauchen, so giebt es keine gefährliche Pflanzen mehr. Das System, das eine ewige und wohlthätige Fürsehung zuläßt, hatte diese neue Stütze, sie zu erkennen und zu segnen, nicht nöthig. Aber wir wollen die Bemerkung machen, daß es der Mensch erst nach der Verfertigung der Iliade und des Geistes der Gesetze geahndet hat, daß die gute Natur in alle Pflanzen eine nahrhafte Eigenschaft gelegt habe.

Kommt Oekonomisten, die ihr im Jahre 1767. wie Unbesonnene die uneingeschränkte Ausfuhr des Getreides geprediget, und der zügellosesten Habsucht das Signal, das Königreich auszuhungern gegeben habt, ihr, die ihr nichts als den Weitzen gesehen habt, kommt herbey und bedenkt, daß eine einzige Entdeckung in der Chymie euch zum Stillschweigen verurtheilt. Es gehört nur ein Erdapfel darzu, um euer System von Grund aus umzustürzen. Was werden eure großen Worte gegen eine einzige chymische Er-

fahrung? Behauptet also nie etwas und habt eine Idee, die euch fehlt, ausser einigen oratorischen Phrasen die Idee eurer tiefen Unwissenheit. Gewis habt ihr nie den Einfluß geahndet, den gewisse Entdeckungen auf die Regierungen der Reiche haben könnten. Denkt darüber nach; es kann sehr wohl geschehen, daß sie die Trennung dieser so schreklich ungleichen Gesellschaften nach sich zögen, und die menschliche Vervollkommnung bis auf die höchste Stufe erhöben.

In kurzem wird uns ein Chymiker vielleicht einen edlen Wein geben, der nicht von dem schwarzen, sich schlängelndem Holze geliefert werden wird, dessen Anbau so viele Mühe kostet. Die Säure, der Zucker sind in unsern Händen. Die Natur ist Einig, aber wir sehen sie nicht.

Die Oekonomisten und ihres Gleichen betäuben sich mit Worten, die sie nicht verstehen. Dann klagen sie über die wenige Begreiflichkeit Andrer; aber man muß ja wohl die Miene haben, ein großes System aufzubauen. Wie das Alles auf dem Papier in das Auge lacht!

Sechshundert zwey u. dreißigstes Kapitel.

D'Argenson.

Er zog 1697. die Maschiene der Polizey auf, nicht so wie sie heutzutage existirt; aber er hat die Springfedern und die Haupträder dersel-

ben zuerst ausgesonnen. Man sagt, daß die Maschiene izt von selbst gehe. Nicht so ganz. Ihr Spiel läßt mannigfaltige Modificationen zu; aber sie sind nicht alle gleich schwer, weil die Maschiene izt ganz aufgestellt und in allen ihren verbundenen Theilen der Hand des Oberhaupts untergeordnet ist — eine nothwendige Sache, weil die Polizeydiener einer strengen Zucht unterworfen seyn müssen, die der militärischen Disciplin überaus nahe kommen muß.

D' Argenson war streng, vielleicht, weil er bey der Mittheilung des erstern Stosses einen Widerstand fühlte, den andre nicht erfahren haben. Man hat lange geglaubt, daß ein Polizeylieutenant hart seyn müsse; aber er muß nur entschloßen seyn. Viele haben die Hand zu schwer aufgehoben, weil sie das Volk von Paris nicht kannten; ein hitziges Volk, aber ohne Wildheit, dessen Bewegungen sich alle errathen, mithin auch leicht führen lassen. Wer ohne Mitleiden in diesem Platze seyn wollte, der würde ein Ungeheuer seyn.

Das Volk, das allemal verworrene Begriffe von Ausgelassenheit hat, und den Polizeylieutenant fürchtet, wie die Schüler den Zuchtmeister des Collegiums fürchten, hat nicht immer die Ehrerbietung für diese Stelle, die sie verdient. Unbesonnene Personen vom Stande haben ge-

glaubt, das Haupt der Polizey als einen Commissair ansehen zu können, dessen Amt man beschimpfen könnte, und die obrigkeitliche Person schien dem unbedachtsamen Unverstande einiger iungen Obristen ein Kurzweil zu seyn. Aber man hat es in unsern Tagen gefühlt, daß die Administration eines Polizeylieutenants ihre Kraft, ihr Gewicht und ihre Würde haben müsse.

Das Volk, das den Zuchtmeister von seiner Seite gerne wieder untergeordnet sieht, wiederhohlt die Worte, Klarheit, Bestimmtheit, Sicherheit, die seinem Vorgeben nach, der erste Parlementspresident an denselben richtet. Es nimmt diese Worte für befehlende Worte an. Es weiß es nicht, daß sie nichts als eine unbedeutende Formel sind, und das Parlement dem einer ganz andern Machtgewalt zur Rechenschaft stehenden Polizeylieutenant nur zur Form befiehlt.

Es ist ziemlich lustig zu denken, daß man zu seiner Zeit und an seinem Orte denienigen wieder ausspionirt, der andere Bürger nach seinem Belieben ausspionirt. So sind die Ketten, welche die Menschen in der politischen Ordnung festhalten, wirklich unbegreiflich. Derienige, der es nicht bewundert, wie die menschliche Gesellschaft durch die gleichzeitige Gegenwirkung ihrer Mitglieder existirt und sich erhält, der den Schwanz der Schlange nicht in ihren Schlund eindringen

sieht, das alte Sinnbild ieder Regierung, der ist nicht zum Nachdenken gebohren.

Man wird vielleicht nicht böse werden, hier eine Stelle des Fontenelle über die Polizey von Paris und über den Herrn d' Argenson, dem Erstern von diesem Namen wieder zu lesen. Man wird eine geheime Vergleichung dessen, was noch heut zu tage Aehnliches da ist, mit dem, was nicht mehr ähnlich ist, machen können. Ich will mich des Commentars enthalten.

„Die Bürger einer wohl policirten Stadt „genießen der Ordnung, die in derselben einge„führt ist, ohne zu bedenken, wie viele Mühe sie „denenienigen kostet, die sie einführen oder auf„recht halten, ohngefehr wie alle Menschen des „regelmäßigen Gangs der himmlischen Bewe„gungen genießen, ohne eine Kenntnis derselben „zu haben; und ie mehr die Ordnung einer Po„lizey durch ihre Einförmigkeit der himmlischen „Körper gleicht, desto unmerklicher ist sie, und „mithin desto ungekanter, ie vollkommener sie ist. „Aber wer sie erkennen und ergründen wollte, der „würde darüber erstaunet seyn. In einer Stadt, „wie Paris, einen ungeheuren Nahrungsvor„rath zu unterhalten, von welchem immer unend„liche Zufälle einige Quellen austroknen können; „die Tyranney der Kaufleute in Rükficht des Pu„blikums zu unterdrücken, und ihre Handlung

„zu gleicher Zeit anzufeuern; die gegenseitigen, „oft schwer auseinander zu setzenden Usurpatio„nen der Einen über die Andern zu verhindern; „unter einer unendlichen Menge alle diejenigen zu „erkennen, die eine verderbliche Industrie mit „Leichtigkeit in derselben verbergen können, die Ge„sellschaft von denselben zu reinigen, oder sie nur „in so weit zu dulden, als sie ihm durch Dienste „nüzlich seyn können, die ausser ihnen kein An„drer über sich nehmen, oder so gut ausrichten „würde; die nothwendigen Misbräuche gerade „in den nothwendigen Schranken, die sie immer „zu überschreiten bereit sind, zurükzuhalten, sie „in der Finsternis einzuschliessen, zu welcher sie „verurtheilt seyn müssen, und sie auch nicht durch „zu auffallende Züchtigungen aus derselben her„auszuziehen, das nicht zu wissen, was man lie„ber nicht wissen als strafen muß, und nur sel„ten und mit Nutzen zu strafen; durch geheime „Wege in das Geheimnis der Familien einzudrin„gen, und die Geheimnisse, die sie nicht anver„traut haben, in so weit es nicht nöthig ist, Ge„brauch von ihnen zu machen, zu bewahren; „allenthalben gegenwärtig zu seyn, ohne gesehen „zu werden; kurz eine ungeheure Menge in Be„wegung zu setzen oder zurükzuhalten, eine im„mer thätige und von diesem großen Haufen bei„nahe ungekannte Seele zu seyn, das sind im

„Ganzen genommen die Verrichtungen des Po„lizeyvorstehers. Es scheint nicht, daß ein „Mann weder wegen der Menge von Sachen, „von welchen er unterrichtet seyn, noch wegen „der Menge von Wegen, die er befolgen, noch „wegen der Anstrengung, die er anwenden, noch „wegen der Mannichfaltigkeit des Betragens, „das er beobachten, und der Charaktere, die er „annehmen muß, denselben allein gewachsen sey! „aber die öffentliche Stimme wird es beantwor„ten, ob Herr d' Argenson allem allein gewach„sen war.

„Unter ihm waren die Reinlichkeit, die Ru„he, der Ueberfluß, die Sicherheit der Stadt bis „auf die höchste Stufe getrieben worden. Der ver„storbene König verlies sich wegen Paris auch ganz „auf seine Sorgfalt allein. Er würde von einem „Unbekannten, der sich in der Finsternis der „Nacht daselbst eingeschlichen hätte, Rechenschaft „gegeben haben. Dieser Unbekandte, so listig er „sich auch verbergen mochte, war immer unter sei„nen Augen, und wenn ihm auch endlich Einer „entgieng, so wagte es doch, was dieselbige „Wirkung that, kein Mensch, sich vor verbor„gen genug halten zu wollen. Er hatte es ver„dient, daß die höchste und von allen Formma„lien unabhängige Gewalt seine Masregeln in „gewissen wichtigen Gelegenheiten unterstüzte.

„Wirklich würde die Gerechtigkeit zuweilen aus„ser Stand zu handeln gesezt seyn, wenn sie sich „nicht zuweilen von so weisen Fesseln losreissen „wollte, mit welchen sie sich selbst gebunden hatte.

„In seinen Audienzen von einer Schaar größ„tentheils des gemeinsten Volks, welches von „dem, was sie herbeiführte, selbst wenig unter„richtet, über ein sehr unbedeutendes und oft „sehr übel verstandenes Interesse in lebhafte Be„wegung gesezt und ein unvernünftiges Getöse an „die Stelle der Unterredung zu setzen gewohnt ist, „umzingelt und gedrukt, bezeugte er weder die „Unachtsamkeit noch die Verachtung, welche „die Personen oder die Materien hätten erwar„ten können. Er überlies sich den verächtlich„sten, in seinen Augen aber durch ihre nothwen„dige Verbindung mit dem gemeinen Beßten ver„edelten Kleinigkeiten ganz, arbeitete sich in die „gröbsten Denkungsarten, redete mit Jedem sei„ne Sprache, so unbekannt sie ihm auch war, „bequemte die Vernunft nach dem Gebrauch de„rerienigen, die sie am wenigsten kannten, ver„söhnte die erbosten Gemüther mit einander und „brachte den Ausspruch seiner Machtgewalt nicht „eher, als im Mangel der Wiederaussöhnung in „Anwendung. Zuweilen endigte er einer ernst„haften Entscheidung wenig empfängliche oder „wenig würdige Streitigkeiten durch einen mehr

„anpassenden und eben so wirksamen lebhaften „Einfall. Er machte so gar, so weit es ihm „das obrigkeitliche Amt erlaubte, im höchsten „Grade langweilige und unangenehme Verrich„tungen angenehm, und gab ihnen aus seiner „eignen Quelle dasienige, was ihm zur Beharr„lichkeit in einer so harten Arbeit nöthig war.

„Als die Theurung in den Jahren 1709 und „1710 übertrieben war, so maß das ungerechte „Volk, weil es litte, die Schuld zum Theil dem „Herrn d'Argenson bey, der diesem Elende in„dessen, durch alle mögliche Maasregeln abzu„helfen suchte. Es waren einige Empörungen, „welche zu strenge zu bestrafen weder klug noch „menschlich gewesen wäre. D'Argenson stillte sie „theils durch die kluge Kühnheit, mit welcher er „ihnen trozte, theils durch das Zutrauen, welches „das obgleich wüthende Volk allemal zu ihm hat„te: In einem Hause, an welches ein zahlrei„cher Haufe Feuer anlegen wollte, eines Tages „belagert lies er die Thüre desselben öfnen, zeigte „sich, sprach und besänftigte alles. Er kannte „die Gewalt einer obrigkeitlichen Person ohne „Waffen; aber man kann sie immer wissen, es „gehört ein grosser Muth darzu, um sich darauf „verlassen zu wollen. Diese Handlung hatte die „Würde des Staatsraths zur Belohnung oder „zur Folge.

„Er hat seinen Muth nicht allein in Gelegen-„heiten bewiesen, in welchen es eben so sehr um „sein Leben als um das gemeine Beßte zu thun „war, sondern auch in Gelegenheiten, in wel-„chen keine andre als freiwillige Gefahr für ihn „da war. Er fehlte niemals, sich bey Feuers-„brünsten einzufinden und der Erstre bei densel-„ben zu seyn. In diesen so drängenden Augen-„blicken und in dieser schreklichen Verwirrung „gab er die Anordnungen zum Beistand und zu „gleicher Zeit das Beispiel, wenn die Gefahr „groß genug war, um es zu fordern. Bey dem „Brande des Zimmerplatzes an dem Thore „Saint-Bernhard mußte man, um einen allge-„meinen Brand zu verhüten, durch einen von „den Flammen ergriffenen Theil des Weges ge-„hen. Die Arbeitsleute und die abgeschikten „Troups vom Gàrderegiment trugen Bedenken, „diesen Durchgang zu versuchen. Herr d'Argen-„son brach die Bahn zuerst, lies die Bravesten „sich folgen und der Brand wurde gestillt. Es „war ein Theil seiner Kleider verbrandt, und er „länger als vier und zwanzig Stunden in einer „ununterbrochenen Thätigkeit auf den Füssen. (*

*) Er war, sezt Fontenelle hinzu, zum Römer ge-bohren, als Senator an der Spitze einer Armee zu stehen, eine kollegialische Redensart, die, glaub ich, dieses schöne Bruchstück entstellt. Ich habe sie ausge-merzt.

„So ausgebreitet auch die Administration „der Polizey war, so verstattete es der verstorbe„ne König doch nicht, daß Herr d' Argenson sich „ganz in dieselbe einschränkte. Er rufte ihn oft „zu andern erhabeneren und ruhmwürdigeren Ver„richtungen, wenn sie es auch nur durch das un„mittelbare Verhältnis, in welches sie ihn mit „dem Regenten sezten, ein allemal so kostbares „und gesuchtes Verhältnis waren. Bald war es „um eine Beilegung zwischen angesehenen Perso„nen zu thun, deren Streitigkeiten nicht wohl „vor den gewöhnlichen Gerichten ruchtbar werden „durften, und deren Namen eine gewisse Ehrer„bietung erforderten, die das Publicum ausser „Augen gesezt hätte. Bald waren es Staats„sachen, die schnelle Auswege ein kluges Geheim„nis und ein feines Staatsverhalten erforderten. „Kurz, Herr d' Argenson machte einen wahren „geheimen Minister ohne dem Charakter aus, der „aber nur desto schmeichelhafter war, und sogar „desto mehr Ansehen hatte."

Fontenelle hat nichts von der Strenge des Herrn d. Argenson, von seinem Hange zu strafen, einer stärkern Anzeige von Schwäche, als von Stärke, gesprochen. Ach die unvollkommenen, dummen menschlichen Gesetze können nicht in den Abgrund des menschlichen Herzens eindringen und die Quelle der Verbrechen in demselben

fassen, die sie bestrafen müssen. Sie urtheilen nur von der Oberfläche, würden vielleicht denjenigen lossprechen, den sie verurtheilen, denjenigen schlagen, den sie entgehen lassen. Aber sie können nicht anders handeln, ich gestehe es. Indessen sollten sie nicht alles das vernachläßigen, was das Innere des Menschen aufdecken könnte. Sie müssen die Gewalt der natürlichen und unzerstörlichen Leidenschaften nicht nach ihren Wirkungen sondern nach ihren Grundtheilen beurtheilen, auf das Alter, das Geschlecht, die Zeit, den Tag Rüksicht haben. Es sind feine Regeln, die man nicht in dem Kopfe des Gesezgebers antreffen kann, aber in dem Kopfe des Polizeylieutenants antreffen muß.

Es giebt auch epidemische Irrthümer, wo die Menge derer, die abweichen, das Strafbare zu vermindern scheint, wo eine Art von Vorsicht nöthig ist, damit die Züchtigung nicht mit dem öffentlichen Interesse im Widerspruch stehe, weil sie dann lächerlich oder barbarisch werden und die Verachtung auf das Gesetz und die Obrigkeit zurükfallen würde.

Ich möchte wohl einige Kenntnisse von dem Charakter mehrerer Polizeilieutenannts haben, das wissen, was Gabriel Tachereau de Baudey, Nicolas-Jean-Baptiste Ravol d' Ombreval, René Herault waren und welchen Grad von An-

sehen der Erstre dieser Dynasten, der Gabriel-Nicolas de la Reynie, pünktlich hatte. Die andern in die öffentlichen Begebenheiten mehr verwickelten Herrn sind mir bekandt.

Der Herr le Noir ist izt der vierzehente Poliezeylieutenant von Paris. Er hat ein Ministerium der Gerechtigkeit und Strenge zu mehrerenmalen in ein Ministerium des Mitleidens und der Nachsicht umgestimmt und die öffentliche Ordnung hat nicht dabey gelitten.

Sechshundert zwey u. dreißigstes Kapitel.

Magister der freyen Künste.

Es ist ein Mann, der einige Bruchstücke der erbärmlichen Logomachie, der Grundlage dieser scholastischen Philosophie, des Schandfleckens des Menschengeschlechts in seinen Kopf gepflanzt hat. Man nennt diese sinnlosen Hefte volkommenen Innbegrif der Philosophie. Diese Hefte bewirken nichts, als die Jugend in Irrthümer zu stürzen, ihr eine falsche Denkungsart zu geben, sie daran zu gewöhnen, sich mit Wörtern zu befriedigen und diese läppischen Streitfragen zu unterhalten, welche die Fortschritte des menschlichen Geistes aufgehalten haben. Der Candidat, welcher geprüft wird, muß große Sorge tragen, daß er nichts in seinem Kopfe

hat, was den Begriffen eines Locke, Neuton und Descartes ähnlich wäre. Dann wird es ihm erlaubt, dieselbigen Thorheiten in seiner Klasse zu lehren.

Man hatte den Druck dieser Hefte in Vorschlag gebracht; aber der Professor war so klug, sich dargegen zu setzen. Was würde dieser in dem Staube der Klassen in die Feder diktirte Galimatias gegen die Einsichten unsers Jahrhunderts seyn?

Es hat seinen guten Grund daß man gesagt hat: wie geht es zu, daß man tausend Sprachlehrer und nicht eine gute Sprachlehre, tausend Professoren der Beredsamkeit und nicht einen einzigen beredten Professor, tausend Rhetoren und nicht eine gute Rhetorik, tausend Professoren der Philosophie und nicht ein einziges gutes von ihnen ursprüngliches gutes Werk, tausend Regenten und nicht einen guten Plan des Studirens hat? Weil es nur dem Wege der Presse zukommt, die Irrthümer zu verbessern, die Wahrheiten auszubreiten. Sie ist die wahre Sprache des allgemeinen Unterrichts.

Es ist also nichts, als Gedächtnis und gemeiner Menschenverstand, nöthig, um Magister der freyen Künste zu seyn, so wie einem Manne nur zwölf Sous und der Fund eines alten Buches nöthig sind, um einen Akademisten der Aka-

demie der Inscriptionen und schönen Wissenschaften aus ihm zu machen. Er findet auf dem Gestade ein von Würmern durchfressenes Buch iener schwerfälligen Gelehrten des vierzehnten Jahrhunderts an. Dieses alte Buch wird von den Namen und Zunamen aller Gottheiten der Fabelzeit und des Alterthums handeln. Es ist ein ungeheurer, aber bis zum Erstaunen gelehrter Plunder. Aus dieser ganzen Sündfluth von Gelehrsamkeit und griegischen Worten, die kein Mensch zu lesen den Muth gehabt haben würde, wird mein Aspirant ohne Mühe vier fünf Abhandlungen herausziehen, die drey Medaillen erhalten werden, und damit ist er schon in dem Vorzimmer der französischen Akademie.

Sechshundert drey u. dreißigstes Kapitel.

Vom litterarischen Jahrhundert Ludewigs des XIV.

Man rühmt es ewig in den Journalen, um die wirklich lebenden Schriftsteller desto besser herunter zu setzen. Es ist Zeit, sie zu rächen. Das Jahrhundert Ludewigs des XIV. hat allein Dichter so gar unter dem Namen der Redner hervorgebracht. Nichts über die politische Moral.

Die Moral, welche die größeste Anzahl

der Menschen abschrekt, ist vielleicht die des Schmuks der Beredsamkeit empfänglichste Wissenschaft. Die Moral fügt sich in alle angenehme Formen hinein, und da sie sich bis auf die kleinsten Lebenspflichten ausdehnt, so giebt sie allen Kleinigkeiten, die in den andern Wissenschaften kalt und leblos sind, ein gewisses Gewicht.

Die anziehende Kraft des Neuton ist ausser Zweifel fürtreflich; aber die anziehende Kraft, die uns Einer dem Andern näher bringt, uns geselliger macht, das Gefühl der Wohlthätigkeit in uns vervollkommnet, hat gewis für die Malerey und Darstellung einen Vorzug. Diese geheime anziehende Kraft ist da; sie ist das Band der Menschen und das Meisterstück der Gesetzgebung.

Unser auf diese Grundsätze gegründete Beredsamkeit überwiegt also die Beredsamkeit des lezternJahrhunderts bey weitem. Kriechende Dichter, gemiethete Redner haben einen von den Götzenbildern, welchen sie dargebracht wurden, selbst verachteten Weirauch geopfert. Nie wurde die Entehrung des schönen Geistes so weit getrieben, als zu den Füßen Ludewigs des XIV.

Die Menschen sind große Kinder. Einige Bildsäulen, einige Gemälde, einige Bruchstücke der Dichtkunst geben einem Jahrhundert, das übrigens unglüklich gewesen war, den prächtigen

Namen des Jahrhunderts der schönen Wissenschaften, des Jahrhunderts des Ruhms.

Der Wiederruf des Edikts von Nantes 1685. ist ohne irgend einem Widerspruch von Seiten der Gelehrten durchgegangen. Wir wollen es also dreiste sagen, daß dieses Jahrhundert, seines Ruhms ohngeachtet, nicht wirklich aufgeklärt war. Es würde dasselbe nicht zu unsern Zeiten geschehen. Die Litteratur hat ein Auge auf die Regierung und wird ihr einen ähnlichen Fehltritt ersparen.

Was liegt daran, daß man damals poetische Episteln des Boileau, des groben Schmeichlers, daß man Trauerspiele des Racine, des geschmeidigen, feinen Höflings hatte, der sich mit der wankelmüthigen Hofgenade beschäftigte? Das sind Kindereien in Vergleichung der politischen Materien, über welche man übrigens alles das Interesse und die Schönheit ausbreiten kann, die diese beiden Schriftsteller hatten.

Eine große Wohlthat, welche die neuere Philosophie den Menschen gebracht hat, ist nach so vielen Jahrhunderten von Irrthümern und Verfolgung die Ueberzeugung, daß sich die Religion nur überzeugen, aber nicht gebiethen lasse, daß der erstre Zweifel gegen die Religion aus der Gewaltthätigkeit entspringe, mit welcher man ihre Ausbreitung betreibt. Die Erfahrung be-

weiset, daß diese weise Toleranz allen Ländern, die sie angenommen haben, vortheilhaft ist, daß der Friede in denselben herrscht, und die Gemüther geneigter zu den Tugenden sind, welche den wahren Christen bezeichnen.

Die ganze Litteratur des vorigen Jahrhunderts war nicht allein von der ansteckendesten Schmeichelen, sondern auch von den falschesten, lächerlichsten Begriffen angegriffen, und wir bemerken in diesen vorgeblichen Mustern der Beredsamkeit nichts als eine Zusammenstellung müsiger Worte, ein unausstehliches Gewäsche, so bald man nur ein bisgen an die neuern und substantiellen Werke gewöhnt ist, in welchen die erhabne Vernunft spricht, rührt und überzeugt.

Auch dieses ist eine von den bestrittenen Wahrheiten; aber ihre Bestreitung selbst wird gewisse gute Köpfe aufmerksam machen. Sie werden diese der Beredsamkeit des vorigen Jahrhunderts mit Recht gemachten Vorwürfe prüfen, und mit der Zeit wird sich die Wahrheit, die man mit Beleidigungen überschüttete, unter der Wolke hervordrängen und allgemein anerkannt werden.

Man muß sich also nicht über die Widersprüche wundern. Sie sind nothwendig, nutzen mehr, als sie schaden, tragen das Licht in die Augen, die nicht sehen wollten, und allemal geschieht es erst nach der schönsten Vertheidigung.

daß die Einbildung und Thorheit die litterarischen Vorurtheile aufgeben.

Derienige, der zuerst den Muth, sie zu bekämpfen, gehabt hat, muß einen Strom von Beleidigungen aushalten, die der Pedantismus im Rükhalte hat. Aber man muß über die Angriffe des Pedantismus lachen.

Die Menschheit, dieses Wort, das der Journalismus noch verbannen möchte, dieses in den Schriften vieler neuern Weltweisen erklärte Wort ist dasienige, das die meisten großen und rührenden Begriffe erwekt; es hat es also verdient, das schönste zu werden, das in der Sprache ist. Dieses Wort hat die Gleichheit der Menschen, und ihre gegenseitigen Pflichten aufgedekt. Dieses Wort hat den Landmann bey seiner Furche bemerkbar, hat seine Arbeiten ehrwürdig gemacht, hat neue Einsichten über den Ackerbau, die Bevölkerung, die Indüstrie, die Handlung, lauter mit der öffentlichen Glükseligkeit in Verhältnis stehende Theile, erzeugt. Je mehr dieses Wort entwickelt werden wird, desto grösser wird der Ruhm des Menschen seyn, und es sind die Schriftsteller, die den Fortgang der allgemeinen Vernunft beschleunigen, denen man für das Gute dankbar seyn wird, das im Namen dieses Wortes geschehen wird, das sie mit standhafter An-

strengung aus dem Innern ihes Kabinets heraus ehrwürdig machen sollten.

Unser Jahrhundert muß indessen seiner Vortheile ohngeachtet, nicht so wohl wie das Jahrhuudert der Wahrheiten, als wie das Jahrhundert des Uebergangs zu den wichtigsten Wahrheiten angesehen werden. Man war gezwungen, so niederzureissen, daß man nicht die Zeit hatte, fest aufgebaute Grundsätze auf eine unerschütterliche Art festzusetzen. Auch herrscht, man muß es bekennen, in unsern Meinungen etwas Willkührliches und Schwankendes, das der Vervollkommnung der Moral und Politik widerstrebt.

Izt, da die Hauptirrthümer vertrieben sind, würde es nüzlich seyn, dasienige zu berichtigen, was ein zu schneller Eifer zu dreiste vorgetragen hat. Man muß alles bis auf die Werkzeuge zum Umsturz des Lügengebäudes der Prüfung unterwerfen. Mit Ruinen umthürmt wollen wir Baumeister werden.

Seneka hat irgendwo gesagt: man müßte ein Narr seyn, wenn man darüber betrübt seyn wollte, daß man nicht tausend Jahre früher auf die Welt gekommen sey; würde es eben so seyn, sezte er hinzu, wenn man wünschen wollte, daß man tausend Jahre später in dieselbe gekommen wäre. Ich bekenne es, daß ich ein Narr von dieser Art bin. Ich wünschte, daß der Augenblick meiner

Geburth auf fünf bis sechshundert Jahre weiter hinausgesezt gewesen wäre, weil es zum voraus zu sehen ist, daß die tröstenden Künste mit iedem Fortschritte vollkommner werden, daß die Buchdruckerey, die allemal ein überaus großes Gut erzeugt und schon erzeugt hat, den Erdkreis am Ende ganz aufklären und die Menschen ihre wahren Vortheile lehren wird.

Es ist umsonst, daß man heutzutage die Fackel der Philosophie auslöschen wollte. Die Laterne ist angebrannt und erleuchtet ganz Europa. Der Wind des Despotismus, indem er der Flamme steuern will, facht sie nur an und giebt ihr einen desto lebhafteren, glänzenderen Schimmer. Wird eine Stimme unterdrükt, so fordern zwanzig andre Prediger der Wahrheit die Rechte der Menschheit noch lauter wieder. Die Beherrscher der Nationen haben keine andre Entschliessung vor sich, als die Entschliessung, gerecht und gemäßigt zu seyn. Wenn sie es nicht sind, so werden sie ihre Ungerechtigkeiten noch bey ihren Lebzeiten auf eherne Tafeln eingegraben sehen. Was thut ihr Donner? Er vernichtet, er tödtet. Der Donner des tugendhaften Schriftstellers läßt das Leben und übergiebt es der öffentlichen Schande und Verachtung. Von einem Ende des Erdbodens bis an den andern wird es die Wahrheit ausrufen: dieser Mann

ist ein Unterdrücker, ist der Feind der Menschen. Dann werden die Sylben, die seinen Namen ausmachen, eine Beschimpfung seyn. So bald er ausgesprochen werden wird, so wird er in ieder Sprache einen gehäßigen Ton von sich geben.

Der Mensch hat seine Rechte erkannt. Das Reich der Lüge ist vorbey. Der Mensch weiß heut zu tage den Landmann, den Handelsmann, den Naturkündiger, den Sänger der Tugend zu ehren, kurz alles das, was bildet, das, was die Gesellschaft verschönert. Er verabscheut den müßigen Schmeichler, den Bewohner der Höfe, verachtet den zu großen Haufen dieser unnützen Menschen, die dem Altare zu dienen vorgeben, zeigt die Narcissen, die Tyrannen der Denkkraft, und dieienigen, welche die Maske der Religion, sie zu entehren, annehmen, mit dem Finger; und was die rechtmäßige Gewalt dieser Philosophie, die von dem einen Ende Europens bis in das andre hinstralt, vermehrt, das ist dieses, daß die Kenntniße der Schriftsteller in unsern Zeiten zum Gebrauche aller einzelnen Mitglieder der Gesellschaft ins Kleine gebracht sind.

Aber die durch so viele weibische ihren elenden Journalen und den akademischen Aussprüchen treu ergebne Schriftsteller verdorbene Pariser sind noch fast alle Sklaven der Wörter. Man fordert izt nichts, als sanfte, fließende Ausdrücke,

Anmuth und Weichlichkeit in der Sprache als wenn es darum zu thun wäre, alle Redensarten der Sprache in Gesang zu setzen. Dieses ist die Seele eines Schriftstellers, dieses seine Sprache.

Man sollte lieber die aus dem Gebrauch gekommenen Wörter wieder hervorsuchen, sollte sogar neue erfinden. So wie sich die Begriffe in ieder Art erstaunend angehäuft haben, so sollte man auch die Sprache erweitern und verstärken. Ist es nicht kläglich, daß unser Gedanke allemal über unserm Ausdruk steht, und das Werkzeug, was uns gehorchen sollte rebellisch ist? Es sey weniger geschliffen, habe stärkere Bewegung, und es wird mehr Richtigkeit haben. So lange unser Geist gut ist, so wird unser Vortrag fürtreflich seyn.

Wenn ihr einen Schriftsteller als einen Sklaven dieses conventionnellen Geschmaks, dessen Sprache gesucht und geschminkt seyn wird, sehen werdet, so denkt dasselbige von seiner Seele. Der Ausdruck ist das Antlitz des innern Charakters; erwartet nichts Männliches nichts Festes von diesem gezierten Schriftsteller.

Ich fühle die Offenherzigkeit, die Ehrlichkeit des Corneille in seiner vollen und nachlässigen Schreibart. Ich glaube in der Schreibart des Racine einen geschmeidigen, feinen Mann zu bemerken. Fenelon taucht seine Feder in sein Herz,

wenn er schreibt. Ich sehe die offene Stirne des la Fontaine in iedem Verse seiner Fabeln eingedrukt. Die Genauigkeit des la Brüyere kündigt mir einen festen und strengen Charakter an. Die Schreibart des Rousseau entdekt mir einen feurigen, leidenschaftlichen Mann. Kurz, ich finde die Antwort des Zeno gut, bey dem sich ein Redner um ein sicheres Mittel, alle seine Rivalen zu bekämpfen, befragte: Lebe gut, mein Sohn, sagte er ihm; mit der Zeit werden deine rechtschaffenen Werke alle dieienigen verdunkeln, die es nicht sind.

Sechshundert vier u. dreyßigst. Kapitel.
Originalität.

Nichts spricht von den Gebräuchen, den Moden, den Ceremonien frey, als die Originalität. Dieser und Jener macht sich zum Original um ohne Umstände alles zu sagen, was ihm in den Gedanken kömmt, und sich der Pflichten und des Wohlstandes der Geselschaft zu überheben. Man entschuldigt ihn über alles und in allem, weil er Original ist. Aber verfehlt man diese schwere Rolle, so fällt man unter dem mittelmäßigen Mann herab. Wirklich stößt die Originalität an Narrheit an, wenn man sich nicht mit einem entschiedenen Uebergewicht in der-

selben zu erhalten weiß. Man würde diese Rolle nicht studieren können, sie muß aus Instinkt kommen.

So wie es allemal den Frauens erlaubt ist, die Orthographie gar nicht zu wissen, wenn sie in ihre Schreibart nur vielen Witz einstreuen, so gesteht man auch einem Manne das Vorrecht zu, Original zu seyn, wenn er wirklich eine ihm eigne und gut ausgezeichnete Manier hat. Man läßt demienigen, der in einer Wissenschaft oder einer Kunst fürtreflich ist, so gar die Bizarrerie hingehen.

Aber es ist nicht die ungeheure Menge der Hauptstadt, nicht dieses Volk, dessen Sprache und Manieren so einförmig sind, unter welchem man den wirklich orginellen Mann antrift; in der Provinz, auf dem Lande, in den Winkeln der Klöster, ausserhalb der tyrannischen Herrschaft der Gewohnheit, da haben die Charaktere ihren eigentlichen Zug, den man bey dem erstern Blicke entdekt. Die Engländer sind in diesem Punkte von den Franzosen wesentlich verschieden; Jene sind, wie Sterne sagt, Medaillen, deren Gepräge noch unversehrt ist; diese aber Münzen, auf welchen wegen des zu starken Reibens, das der Misbrauch der Gesellschaft verursacht, vom Gepräge nichts mehr erscheine.

Sechshundert fünf u. dreyßigst. Kapitel.

Gebäude.

Das Maurerhandwerk hat seit fünf und zwanzig Jahren einen Drittel der Hauptstadt aufs neue aufgebaut. Man hat auf Plätze gesonnen, hat ganze Regimenter Limousiner herbeigerufen, hat gehauene Steinhaufen sich in die Luft erheben und die Bausucht bescheinigen gesehen.

Wenn dieser Geschmack der öffentlichen Bequemlichkeit nuzte, so könnte man ihn loben; aber es ist das Mauerwerk und nicht die Baukunst, welches triumphirt. Der Fremde will geräumige Zimmer haben, und der Kaufmann verlangt wie der Prinz zu wohnen.

Indessen daß sich von allen Seiten Schauspielhäuser erheben, daß man das Opernhauß das französische, das so genannte italienische Theater wieder aufgebauet hat, so bleibt das Hotel—Dieu in seinem ungesunden Bezirk eingeschloßen. Man hat Trotzecken, Bäder gebaut; ieder hat für sich gebaut, sich den wollüstigen Verfeinerungen ergeben, und die Betten in den Hospitälern sind dieselbigen geblieben.

Die Spekulatoren haben die Entrepreneurs herbeigerufen, die mit dem Plane in der einen, und dem Bauanschlag in der andern Hand, den Geist der Kapitalisten angefeuert haben. Die

Gärtens haben sich versteinert, und hohe Gebäude die Blicke so gar an dem Orte gefesselt, wo das Auge nur Zugemüse wachsen sah.

Der Mittelpunkt der Stadt hat die Verwandlungen des unermüdeten Hammers des Steinhauers empfunden. Das Armenhaus der Blinden ist verschwunden, und der Platz desselben trägt eine Reyhe neuer und regelmäßiger Gebäude auf sich. Die Invaliden, die mitten auf dem Lande ausruhen zu müssen schienen, sind mit neuen Häusern umzingelt, die alte Münze hat zweyen Straßen Platz gemacht, die Chaussée von Aetin ist ein neues, beträchtliches Quartier geworden.

Kein Thor Saint-Antoine mehr. Die einzige Bastille macht Miene, Stand halten und unsre Blicke ewig mit ihrer scheuslichen Gestalt erschrecken zu wollen. Auf diesen Graben der Zeugen der blutigen Spiele der Fronde, erheben sich Gebäude, die es bezweiflen lassen, ob da iemals Wälle gewesen sind, welche die Kugel getroffen hat.

Die Kraniche, welche ungeheure Steine in die Luft emporarbeiten, umgeben Sainte-Geneviève und das Magdalenenkirchspiel. In den benachbarten Ebenen von Mont-Rouge sieht man diese Räder drehen, die fünf und zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmesser haben, und die Steinbrüche erschöpfen.

Dieser Menge neuer Gebäude ohnerachtet, sind doch die Miethen im Preiße nicht gefallen, die Bevölkerung ist nicht vermehrt worden; eine Menge Ausländer, Zuschauer, müßiger Provenzalen, Lakaien sind herbeigekommen. Man wohnt zu Paris, aber man bleibt nur den Winter daselbst. Paris ist im Sommer wüste, und doch muß man geräumige Zimmer haben, die das halbe Jahr hindurch leer stehen.

Die Zimmern finden allemal ihre Miethleute, und wenn die Hotels den Thorhüter zum einzigen Wächter und Bewohner haben, so streitet sich der gemeine Mann um die Löcher und Strohhütten ab.

Die Architektur hat neue Formen gesucht, und man hat diesen Charakter von Eleganz und Bizarrerie, den man auf die Kostbarkeiten gepräget hat, auch auf die neueren Gebäude angewandt. Man sieht läppische Gebäude von einem ungeheuren Umfange und die Palläste sind wahre Kleinigkeiten geworden. Das Haus der verstorbenen Madame Thelüsson bietet eine sonderbare Wohnung dar; aber es war Zeit, sagt man, der Baukunst ihre ernste Würde zu nehmen, und sie diesen einförmigen Regeln zu entziehen, welche allenthalben eine langweilige Regelmäßigkeit ausdrukten.

Die ehedem maiestätische, sich nicht entge-

gegen handelnde Baukunst, hat sich nach der Ausgelassenheit unsrer Sitten und Begriffe bequemt. Sie hat alle Wünsche der Ausschweifung und Liederlichkeit zum voraus gesehen und befriediget; die geheimen Ausgänge und die verborgnen Treppen sind nach dem Tone der heutigen Romane. Kurz die Baukunst, die Mitschuldige unsrer Unordnungen, ist nicht weniger ausgelassen, als unsre erotische Poesie.

Es scheint, daß man Paris nicht zu verlaßen denkt; ieder denkt darauf, wie er auf eine prachtvollere Art wohnen will. Ein mit diesem ganzen verfeinerten Geschmack des Jahrhunderts unbekannter Baumeister, wird vor einen Mann ohne Einbildungskraft erklärt, und wenn er auch etwas vom Stil des Michael Angelo hätte.

Man stellt das Palais de la Jüstice wieder her; o könnte man doch eben so die Kunst, Gerechtigkeit zu geben, wieder herstellen; sähe man mit diesen gothischen Mauern dieses dunkle Gesezbuch und diese barbarischen Formalitäten sinken, in welchen sich die Chikane wie in einem reichlich versorgten, und ihrer würdigen Irrgange gefällt und ernährt.

Wird man die Bevölkerung steigen sehen, wenn man doppelt so viele Einwohner unterbringen kann?

Die Maurer haben Glück machen müssen; sie

sind auch wirklich nach einigen Jahren von Arbeit in gutem Wohlstande. Kein Handwerk ist einträglicher gewesen, als das ihrige; aber der arme Limousiner, der seine Arme in den Kalk eintaucht, bleibt nach zehn Jahren, wie der Soldat, immer arm, da hingegen der Maurer, der die Kelle sieht, sie aber nicht anrührt, die zerstreuten Phalanxe seines mit Gyps bestäubten Regiments in der Equipage besucht und einem Obristen ähnlich sieht, der eine Musterung hält.

Während der Zeit, daß man von nichts spricht, als die Stadt verlassen, und auf dem Lande leben zu wollen, baut man in der Stadt.

Ich weiß nicht, ob die Häuser frühe oder späte die Einwohner herbeirufen werden, ob sie sich unvermeidlich anfüllen müssen, ob die Hütte das Thier nothwendig voraussezt, das die Leere desselben ausfüllen soll, ob die Mauern das Mengeschlecht herbeiziehen und festhalten; aber mit der Wohnung hat man noch lange nicht alles.

In der Erwartung, daß sich alle andre Bequemlichkeiten mit dieser vereinigen, verläßt man die Provinzen weit mehr, als man es ehedem that. Man stürzt den Winter in die Hauptstadt hin; es ist ein allgemeiner und beinahe unbezwinglicher Hang. Man liebt den Ort, sagt man, in welchem die Künste blühen, und gesteht es nicht, daß es der Geschmack zum Vergnügen

und oft zur Liederlichkeit ist, der diese Schuzörter aufsucht, in welchen man ein wollüstiges und verborgenes Leben nach seinem Willen hinliedert.

Sechshundert sechs u. dreißigstes Kapitel.

Bauleute.

Aber derienige, der bauen will, wird das Vergnügen theuer genug bezahlen. Die Arbeitsleute fressen den Bürger auf, der eine eigne Wohnung haben will. Da ist er von Baumeistern, Maurern, Zimmerleuten, Schlossern, Tischlern und Pflasterern umringt. Am Ende kommen die geschwornen Taxirer darzu, die wieder ihre eigne Schleichwege haben.

Umsonst wird er einen Anschlag mit einem einzigen Manne gemacht haben, der ihm das Haus mit den Schlüsseln in der Hand überliefere. Bizarre Gesetze untersagen diesen Handel für die gute Stadt Paris; sie verbiethen allen Handel im Großen daselbst, und man muß für iede besondere Arbeit einen eignen Handel schließen.

Ein einziger Mann würde sich mit einem anständigen Gewinn begnügen; aber man muß sich von vielen Künstlern, von Jedem in seinem Gewerbe verzehren lassen.

Man muß also zwey Entrepreneurs, den Einen für das Mauer- und den Andern für da-

Zimmerwerk herbeirufen. Man muß mit Jedem besonders handeln; aber der Maurer und der Zimmermann verstehen sich zuerst unter sich, dann mit den übrigen Arbeitsleuten, um ihre Fehltritte und Unterschleife gegenseitig zu verdecken. Diese Menge kleiner Schützleute, welche der Baumeister unter der Hand aufmuntert, die Unkosten zu verdoppeln, vereinen sich mit einander, um den Eigenthümer zu übernehmen. Wenn dieser aus einer alten und wörtlichen Uebung irgend einen Fehler bemerkt, so sind sie alle einig, für die Folgen gesammt einzustehen, und den Verlust unter sich zu theilen, wenn ihre Handgriffe wider ihre Erwartung aufgedekt werden sollten.

Der Ausspruch der geschwornen Taxirer ist zum voraus zugeschnitten; sie sind mit den Bauleuten im Einverständnisse, theilen alles das unter sich, was sie den Gewinn nennen. Der diesen Gypsmännern einmal preißgegebene Mann wird nicht wieder aus dem Irrgange herauskommen, in welchen er sich eingeschlossen sieht. Jeder Arbeiter wird mit seinem Maasstabe in der Hand das Doppelte fordern. Das Protokoll des geschwornen Taxirers wird zur Form etwas herabthun und die Arbeit, wäre sie auch schlecht, doch bezahlet werden, weil die geschwornen Taxirer die Richter aller dererienigen sind, die nicht im Guten zu Grunde gerichtet seyn wollen.

Die Bauleute sind in ihren Raubereien verschlagner und noch glücklicher, als es die Prokuratoren sind; denn sie haben die Kunst gehabt, ihren guten Namen zu erhalten.

Ein Prokurator, wenn es ihm an Ehrlichkeit fehlt, ist verbunden, in zweyhundert gangbaren Sachen zu arbeiten, um sich zu bereichern. Er thut es nicht ungestraft. Seine Gegner und seine Clienten werden seine Antagonisten und sind mit Ehrentiteln nicht kärglich gegen ihn. Viele klagen und legen alles das Stempelpapier vor, was er zu viel gebraucht hat. Aber der Baumeister, der Bauhandwerker richten gewöhnlich alle Jahre nur einen Bürger, einen Hausvater zu Grunde. Also nur Einer, der gegen sie auftritt und der Bau eines Hauses giebt mehr, als zehn Prozesse.

Es fehlt dem Baumeister nie an Vorwand den Plan zu ändern und Zulagen zu fordern. Die geringste Verschönerung wird die Summe verdoppeln.

So ein Anschlag steigt auf dem Papier nicht höher als auf drey bis viermal hundert tausend Livres. Der Baumeister giebt sein Ehrenwort, daß der Aufwand nicht darüber hinausgehen wird. Man fängt den Bau an, das Gebäude ist zur Helfte fertig, kostet schon siebenmal hundert tausend Livres, weil der Eigenthü-

mer eine kleine Fantasie gehabt hat — der Fehler der Erbsünde. Der Eigenthümer wird der Sache überdrüßig, er kann das Haus weder verkaufen noch fortsetzen, und muß sich zu Grunde richten; aber der Baumeister wird es ihm mit seinem Plane beweisen, daß er methodisch zu Grunde gerichtet ist. Der Eigenthümer hat weder Grundboden noch Hotel; er hat Steine und Terrassen, die auf ihr Ueberdach warten.

Es ist der Baumeister selbst, der dem Erbauer den Gedanken einiger Veränderungen eingegeben hat. So bald dieser in die Falle geht, so wird der ganze Handel null und die haufenweise Herbeigelaufnen, den Arbeitsleuten, ihren Mitbrüdern, fast stets ergebenen geschwornen Taxirer unterstützen ihre ausschweifenden Forderungen.

Sechshundert sieben u. dreyßigst. Kapitel

Maurer.

Wer könnte sich einbilden, daß dieser Handwerker bey der Aufrichtung einer Mauer Musik mache? Hier die Art und Weise, wie er diese Kunst mit denen Pergolese, Gluck und Gretri theilen will.

Alle Mauern der Häuser in der Stadt müssen durchaus entweder von gehauenen oder von

Mauersteinen, oder zum Theil von gehauenen, und zum Theil von Mauersteinen aufgebauet werden. Diese drey Bauarten gehören den Maurern zu. Der größeste Fehler an einer auf eine dieser drey angeführten Arten erbauten Mauer ist dieser, wenn sie nicht bleyrecht ist. Es ist was Seltenes, daß der Maurer diesen Fehler begeht; er ist zu sichtbar, er würde zu bald davon überführet werden.

Zu den Mauern von Mauersteinen gebraucht er die Trümmern von niedergerissenen Schorsteinen, weil ihm diese Trümmern wenig oder gar nichts kosten. Die Wiederanwendung derselben, erspart ihm so gar die Fuhrkosten, um sie an die von der Polizey angewiesene Plätze hinzubringen.

Aber die entweder ganz oder zum Theil von gehauenen Steinen aufgerichtete Mauern sind es, wo die List und die Betrügerey der Maurer triumphiren und verborgen bleiben. Jeder Stein muß eigentlich die Dicke der Mauer haben, damit die Mauer haltbar sey, und der Eigenthümer bezahlt theuer für diesen Aufwand der Grundlage.

Was thut der betrügerische Maurer? Er nimmt Fliessen von drey Zoll dicke, sezt sie an ieder Seite der Mauer so auf, daß diese beiden Fliessen einem gehauenen Steine vollkommen gleichen. Das Auge wird betrogen. Wenn die Mauer zwanzig Zoll Dicke in einem einzigen Stück

Stein haben soll, so hat sie nur sechs Zoll in zwey Stücken, und wenn das Stück in einem Steine sechs Livres kostet, so kosten die zwey Stücke nicht mehr als zwanzig bis dreißig Sous.

Es bleibt also eine Leere von vierzehn Zoll zwischen den beyden Fliessen. Zuweilen läßt der gefährliche Maurer diese Leere aus Sparsamkeit; aber hat er noch etwas von Schaam in sich, so füllt er sie mit Trümmern von Schorsteinen und mit kleinen Stücken durch Kalk oder Gyps zusammengebundener Mauersteine aus.

Dieses strafbare Verbrechen heißt, wegen der Aehnlichkeit der Linien und des Zwischenraums auf dem Notenpapier, in der Zunft- oder Maurer-Sprache Musik machen. So stiehlt also der Maurer nicht allein, sondern er treibt auch noch Kurzweil darüber.

Er nimt iedesmal so oft er diesen Diebstahl wiederholt, dem Eigenthümer die Festigkeit seiner Mauer und seinem Beutel, auf iede sechs Livres vier Livres zehn Sous.

Viele Maurer machen sich dieses Verbrechens um so dreister schuldig, weil die Personen von ihrem Gewerbe die Einzigen sind, die es bemerken können; und doch muß der Maurer in seiner Arbeit plump gewesen seyn. Ist er dieses nicht, nimmt er eine gewisse List zu Hülfe, so bemerken es die Personen von ihrem Gewerbe nicht einmal,

als wenn sie die Mauer in der Mitte oder an der Seite des vermuthlichen Fliesses durchbrechen.

Man wird den Betrug gewahr, wenn der Stein nicht mit dem Hammer gehauen oder nicht auf der flachen Seite gesäget ist; aber die geschikten Maurer wissen ihn zu hauen und auf der flachen Seite bis zur Aehnlichkeit eines gehauenen Steines zu sägen.

Nun wundre man sich noch über das schnellwachsende Vermögen dieser Entrepreneurs. Damit, daß sie auf diese Art Musik machen, kommen sie so weit, eine Kutsche für die Oper zu halten, und Gluck hat mit den Linien seiner erhabenen Musik nicht so viel gewonnen.

Dieses selten aufgedekte Verbrechen wird niemals bestraft, so gar wenn der Entrepreneur davon überführet worden ist. Der in dem Gemüthe des Privatmanns oder einer Gemeinheit verschrieene Maurer entbehrt nur den Gewinn des Raubes, den er in der Folge gehabt haben würde. Er wird einen andern Bürger betrügen, den die verderbliche Bausucht ergriffen hat, und der es nicht weiß, daß der Maurer in der Musik erfahren ist.

Die Erbauer des Colisée sind große Musiker gewesen. Auch betrachte man die Figur desselben.

Man sieht noch Spuren des von den Römern erbauten Colyseums; aber das unsrige hat

nicht funfzehn Monate unversehrt gelebt. Jedes Jahr sah einen Theil desselben brechen, bersten oder einstürzen. In dem siebenten Jahre ward es wegen seiner schlechten Bauart und der Gefahren, die das Publikum bey der Besuchung desselben lief, auf immer untersagt. Es würde schon gänzlich eingestürzt seyn, wenn man es nicht bis zur Entscheidung der Prozesse mit vielen Pfeilern unterstüzt hätte; aber in kurzem wird von seinem gänzlichen Einsturz nichts mehr da seyn.

Die aus seiner gebrechlichen Bauart entstandenen Prozesse haben die groben Fehler der bey dem Bau erforderlichen Handwerker, und wie die unglüklichen Eigenthümer von diesen Leuten mit dem schweren Hammer betrogen worden sind, in ein auffallendes Licht gesezt.

Der stärkste organisirte Kopf wird dieses juristische Chaos nicht auseinandersetzen können, und diese Belehrung muß die Eigenthümer warnen, kein Kapital in der Folge für ein ganzes Gebäude hinzugeben, über welches sie nicht uneingeschränkte Herren sind.

Der Graf von Artois hat diese Sache durch einen feierlich geschlossenen Ankauf vollkommen gerechtfertiget.

Die Handwerksleute prozeßiren noch gegen die Eigenthümer des Colysée. Der erfolgende

Ausspruch sey, welcher er wolle, so ist es ausgemacht, daß die Baumeister, die Maurer, die Zimmerleute, die Tischler, die Schlösser die Bürger noch mehr mit dem Hammer zerschmettern, als sie die Gerichtspersonen mit ihren Federn zerkratzen. Ein Bauentrepreneur hat einem Prokurator des Gerichtshofes nichts vorzuwerfen: quod erat demonstrandum.

Sechshundert acht u. dreyßigstes Kapitel.

Zimmerleute.

Sie fangen mit der Forderung an den Bauherrn an, daß er ihnen das Bauholz liefere; Die Axt hat es bald gehauen, und dann eine neue Forderung. Die Anschlagzettel dieser Handwerker setzen zuweilen mehr Sparren voraus, als die Breite und Länge des Hauses nicht fassen könnte, wenn auch alle Sparren ohne dem mindesten Zwischenraum einer an den andern gelegt würden.

Einen Anschlag, den der Zimmermann auf funfzig tausend Livres hinaufsteigen läßt, sezt er selbst auf vierzigtausend Livres herab.

Man hat ganz neuerlich eine neue Bauart ausgedacht, die das Bauholz zu großen Balken, eine überaus kostbare Sache, besparen soll. Man gab den Bauhölzern eine unnütze Schwere, wel-

che die Gebäude drukte. Mat haut es nun auf eine weniger haltbare, aber unendlich leichtere Art zu. Es ist ein geometrischer, überaus gut ausgesonnener und sehr einfacher Schnitt; aber man muß ihn mit der Kreide, und nicht mit der Feder beschreiben.

Man sagt, daß alles seit dreißig Jahren an den Gebäuden der Hauptstadt verbrauchte Holz, weil es nicht zu den gehörigen Zeiten gefällt worden ist, noch vor einem halben Jahrhundert zu verfaulen in Gefahr sey, und in hundert Jahren alles Holzwerk der Häuser wurmstichig seyn und in Staub zerfallen werde. Die dann Lebenden werden es beschreiben, ob diese Behauptung gegründet sey.

Wäre sie es, so würden die Zimmerleute ihren Kindern ein Legat von einträglichen Arbeiten hinterlassen haben, und ihre eigennützige Nachläßigkeit vielleicht eine ganz eigne dem Esprit de Corps, den man in allen seinen Werken erkennt, überaus vortheilhafte Vorsicht gewesen seyn.

Ich habe es nicht nöthig zu sagen, daß die Zimmerleute den Joseph zu ihrem Patron angenommen haben, Viele halten sich vor geehrt, dasselbe Handwerk zu treiben, was der Gemahl der Jungfrau Marie trieb. Sie verbinden fromme Handlungen mit groben Kurzweilen; denn alles verträgt sich in dem Kopfe der Zim-

merleute, wie in dem Kopfe andrer Menschen auch. Und doch gelten die Zimmerleute, der ausschweifenden Zoten ohngeachtet, die sie sich vor ihren Frauen und Kindern über die Einfalt des Patrons erlauben, nicht vor gottlose Leute. Der gute Patron wird gespottet und angebethet.

Sechshundert neun u. dreyßigst. Kapitel.

Geschworene Taxirer.

Es ist den geschwornen Taxirern verbothen, irgend ein Geschenk von den Parteien anzunehmen. Aber glaubt ihr, daß dieses Gesetz gewissenhaft beobachtet werde? Diese geschwornen Taxirer sind zuweilen die wahren geheimen Entrepreneurs, und wenn sie es nicht sind, so lassen sie sich von den Handwerksleuten vorschlagen und begünstigen diese, um es zu werden, wo sie nur können.

Die Verkäuflichkeit der Aemter hat diese Bedienungen erschaffen, die bald von Maurern angekauft wurden und alle Bürger, welche bauen ließen, hätten durch die Anhänglichkeit der geschwornen Taxirer an die Handwerksleute, ihre Mitbrüder, unvermeidlich zu Grunde gerichtet werden müssen, wenn man nicht zwey Gattungen dieser geschwornen Taxirer, die Eine unter dem Namen der bürgerlichen Baumeister geschwor-

nen Taxirer, mit dem Verboth irgend einen Bau zu übernehmen, und die Andre unter dem Namen der geschwornen Entrepreneurs, oder der Maurer und Zimmermann Entrepreneurs, ausgedacht hätte.

Wenn die zwey ernannten Taxirer in einem einen Bürger angehenden Prozeß nicht derselben Meinung sind, so kommt ein dritter Taxirer dazu; aber er kann nur aus der erstern Gattung genommen werden. Der dritte Geschworne läßt also die Wagschaale sinken; aber gewöhnlich nimmt er eine Mitteltaxe etwas höher, als der Eine, und etwas niedriger, als der Andre, an; das heißt, sein Handwerk verstehen. Daher erräth es auch der Handwerksmann zum voraus und ohne zu irren, auf wie viel sein Anschlag herab gesezt werden wird, triumphirt noch mit dieser Heruntersetzung, die er vollkommen zum voraus gesehen hat. Der Erbauer bezahlt also drey geschworne Taxirer und gewinnt er, so wird er doch von den Gerichtskosten ausgesogen.

Der geschworne Taxirer zieht allemal von seiner Taxe einen Sol vom Livre für sich ab. Heißt das nicht den Handwerksmann anlocken, seinen Anschlag zu übersetzen? Es ist ausgemacht, daß ihn der ehrlichste Mann um den sechsten Theil zu hoch ansezt. Was soll man also von den Andern denken? Wie der Verführung für Geld aus-

weichen? Wie den geschwornen Taxirern die Leichtigkeit nehmen, sich bestechen zu laßen?

Sechshundert und vierzigstes Kapitel.

Vom Militairton.

Der Militairton hat lange Zeit in Frankreich geherrscht. Ohne einem behenden, leichten, und gefallenden Wesen durfte man nicht wohl in Geselschaften erscheinen. Man glaubte damit den Mann von Ehre und Herzhaftigkeit anzukündigen. Dieser Gedanke war Nationalcharakter, der einen ausserordentlichen Hang zum Leichtsinn hat. Aber man überschritte die Grenzen.

Neue Aufklärungen haben den Geist der Richtigkeit mitgetheilt, und man hat diesen Ton, der in seiner Uebertreibung nichts Gefallendes mehr hatte, gemäßiget.

Seit der Zeit ist man auf von aussen auffallende Eigenschaften weniger eifersüchtig. Man hat vernünftig geurtheilet, daß es reellere gäbe. Der Militairstand hat also ein anständigeres, mithin edleres Wesen, und der Punkt der wahren Politesse ist, einige junge Leute ausgenommen, denen man alles verzeiht, weil sie die Jahre bald bessern werden, endlich gefaßt worden.

Der Militairstand scheut die Gefahr nicht, aber die Beschwerden und noch mehr die Trennung vom Luxus. Er muß seine Rüstwagen für

die Küche und die Garde=robe mit sich schleppen. Er entsagt lieber dem Leben, als seiner Equipage. Auch die Lebensmittel und Pferdefütterung erschöpfen die ganze Aufmerksamkeit der Generale. In den Feldzügen 1756. und 1757. mußten die Officiere pariser Brod auf ihren Tafeln und Wasser aus der Seine zu ihrem Koffee haben.

Paris macht den Militairstand weichlicher, als iede andre Art des Königreichs. Er verliehrt die unumgängliche Angewohnheit der Kriegszucht, die Liebe zu den kriegerischen Uebungen und hört gefährliche Grundsätze und Vernunftschlüsse daselbst, die er gar nicht kennen sollte. Es ist also gesunde Politik, ihn so wohl um ihrer Vergnügen, als um ihrer Zügellosigkeit willen so weit als möglich von der Hauptstadt zu entfernen.

Der Hang zur Insubordination und zu einer vermessenen Pflichtsuntersuchung gewinnt mitten unter dem Haufen müßiger, gemächlicher Menschen Stärke, welche die Grundsätze und Ausdrücke der Unabhängigkeit und Sinnlichkeit mehr noch im Munde als im Herzen haben.

Eigentlich sind die iungen Officiere dieienigen, welche die mehreste Härte in das Commando legen. Einige, auf ihre Namen stolze, und vom Hofe ausgeflogene Officiere haben es sich in einem von Erfahrung weit entferntem Alter in

den Kopf gesezt, daß sie dem ihnen anvertrauten Corps unumschränkt befehlen könnten. Sie haben Gesezbücher ihrer gänzlichen Gewalt unter dem Namen Instruktionen, Auszüge aus der Ordonnanz drucken lassen. Der von einer ganz neuen Unterwerfung, die ihm der Befehl des Monarchen allein auflegen konnte, ermüdete, von der Menge der Uebungen und ihrem Widerspruche mit den Manoeuvres der Ordonnanz, die er wenigstens um der Musterung des Inspektors willen wissen muste, abgeschrekte Officier hat einen Ekel für seinen Stand gewonnen, und die böse Laune, die ihm der Eigensinn seiner Obern mittheilen, auf den Soldaten fallen lassen.

Die große Kunst eines jeden Generals ist diese, das Genie der Nation, die er anführt, gut zu kennen, um von diesem auf ihren Gebrauch zu schließen. Der aufbrausende ungestüme Franzose ist das auszuführen, fähig, was die ruhige Herzhaftigkeit eines pflegmatischen Volkes ohne Verwegenheit nicht unternehmen kann.

Einige Anführer haben sich zu weit von einem genau berechneten Plane über das wahre Genie der Nation entfernt. Warum haben sie nicht alle die Nothwendigkeit gefühlt, eine Nation nach ihrem Charakter anzuführen? Der Wahn unsrer mehresten Obriste, Officiere und Soldaten ohne beobachteter Stufenordnung auf deutsche

Art zu behandeln, beleidigte den Nationalcharakter, und konnte den Soldaten durch alle Grade der Verzweiflung hindurchführen. Und die französische Nation ist vielleicht die einzige, die man mit den beiden Wörtern, Ehre und Vertrauen, zu aller Zeit, zu ieder Art von Wunderthaten, aufziehen könnte.

Man hat den Damens in dem an die Militairschule anstossendem Mars Felde, statt eines Balls, zuweilen den Anblick einer Musterung gegeben. Sie sind namentlich darzu eingeladen worden und der, wie der Carreaukönig, gepuderte und pommadirte Soldat machte mit einigen Wendungen seine Manoeuvres vor ihnen. Aber man muß gestehen, daß die Parade der deutschen Prinzen was ganz anders ist.

Sechshundert ein u. vierzigstes Kapitel.

Zweykampf.

Heut zu Tage ist der Zweykampf, Dank sey es der Philosophie, wenig gemein. Die iungen Officiere verschwenden ihre Herzhaftigkeit nicht mehr, um in Privatzänkereien zu glänzen. Von ihnen hatte man den Zweykampf gelernt, und nach ihrem Beispiel hat man diesen unvernünftigen, barbarischen Gebrauch auch wieder aufgegeben.

Man schlägt sich also nicht mehr. Wenn zwey Degengefäße in einem engen Durchgange an einander stossen, wenn man aus Versehen auf den Fußtritt, wenn sich die Blicke ohne auffallender Unanständigkeit begegnen oder verweilen, oder wenn man nicht derselben Meinung ist, und seine Meinung mit einer gänzlichen und ungebundenen Freimüthigkeit behauptet, so sind die Menschen keine wilden Thiere mehr, nicht mehr bey der Hand, sich um eines Ja oder Nein willen zerfleischen zu wollen.

Es sind noch nicht sechzig Jahre, daß die Sucht, sich zu schlagen, zu einem solchen Punkte gestiegen war, daß der klügste und vorsichtigste Mann eine blutige Zänkerey nicht vermeiden konnte und die Ehre sogleich auf dem Spiele stand, so bald man sich nicht bey der kleinsten zweideutigen Miene, um der läppischesten Ursache willen auf die Wiese forderte.

Noch zur Zeit der Regentschaft war ieder Tag mit dem Tode vieler diesem Vorurtheile, welches wollte, daß man sich ohne Ueberlegung ermordete, gehorsamer Menschen bezeichnet. Man wählte sich so gar in allen Streitigkeiten, welche die Eitelkeit angiengen, einen Sekundanten. Diesem Sekundanten stand es nicht frey, die gefährliche Ehre auszuschagen, die man ihm

erwies, und er gieng, um sich zu erwürgen, ohne zu wissen warum?

Schläger, die ihr Daseyn gerade um so viel schäzten, als es werth war, spielten mit dem Erstern dem Beßten um ihr Leben; und das elende, nicht erklärbare und also nur so tyrannischere Point d' Honneur, verpflichtete den verschlossensten Mann, seine Brust dem Degen seines nur erst auf dem Fechtboden unterrichteten Gegners bey der geringsten Ausforderung darzubiethen.

Diese unbegreifliche Raserei ist gefallen, ohne daß sich die Gesezgebung darein gemischt hätte. Man ehrt sich deswegen in der Geselschaft nicht weniger, aber man ist in seinen Reden viel freimüthiger, und bey diesem gegenseitig eingeführten Rechte nimmt sich kein Mensch etwas übel. Athen war spitzfindig und wortstreitend; man streitet gerade eben so gern zu Paris, und der lebhafte Wortstreit schärft die Gemüther ohne sie zu reitzen. Es muß ein starker Ausdruck von Beleidigung in der Gegenantwort seyn, wenn man Rache darüber zu fordern verbunden seyn soll. Man widerspricht einem Manne stark und lange Zeit und aus allen Gründen, ohne in den Ruf zu kommen, daß man ihn beleidigt hätte: eine Freiheit, die vor sechzig Jahren in der Welt noch nicht Mode war.

Die in höherem Grade als die andern Stän-

de empfindlichen Officiere nehmen selbst den Widerspruch an. Und doch sind sie nicht weniger herzhaft, nicht weniger bey der Hand, eine Beleidigung zurükzustossen. Aber sie wißen, wann eher sie von ihrer Herzhaftigkeit Gebrauch machen sollen, um dem unbesonnenen Leichtsinn zu steuern oder die Grobheit zu bestrafen.

Man geht allenthalben ohne Waffen hin, trägt nicht mehr den Degen vom Morgen bis an den Abend, geht ohne diesem unnützen Seitengewehr in die königlichen Gärten und hängt es nicht eher an, als bis man sich ankleidet.

Man würde den Pariser nicht anders, als nur mit vieler Mühe haben entwafnen können; er hat sich selbst entwafnet, weil man gar nicht daran dachte, ihn darzu zwingen zu wollen.

Die Marschälle von Frankreich entscheiden weit weniger Händel als ehedem, weil es eingeführet ist, daß das Tribunal, wenn man sich schlägt, nicht damit belästiget wird, und man sehr schlecht von denen urtheilt, die sich von der Garde der Connetablerie zuvorkommen lassen.

Es giebt unangenehme Umstände, in welchen die persönliche Ehre den sanftesten, den rechtschaffensten Mann zwingt, sich mit seinem Gegner zu messen. Das Publikum verurtheilt oder spricht dann Einen der beiden Kämpfer los, weil iede Gesellschaft, ieder Stand, seine Gesetze hat

und sie es nicht vor rathsam halten, dieses rechtmäßige Gefühl zu ersticken, das die Beleidigung zur rechten Zeit von sich abstößt, und die Würde jedes Individuums in dem Posten, in welchen es sich einmal gesezt sieht, aufrecht hält. Aber diese Fälle werden in den Augen der Klugheit, der Vernunft und des wahren Muths überaus selten bleiben.

Was diese unbekannten, unsinnigen Schläger betrift, die in den Garnisonen den Zänkereien halbweges entgegengehen, sie aus bloßer Bravade fordern, die ihren Ruhm in Balgereien sezzen, und ihre elende Aufführung damit zu beschönigen denken, daß sie ihr Leben preiß geben, und das Leben eines Andern angreifen, so sehe ich, sagt Doktor Swift, nicht den mindesten politischen Nachtheil dabey, es ihnen zu erlauben, sich untereinander aufzureiben, und uns ihrer Person auf eine von ihnen selbst ausgesonnene Methode, die alle Weisheit der Gesetze nie hätte auffinden können, zu entledigen.

Die Edikte Ludwigs des XIVten gegen die Duelle haben es nicht verhindern können, daß sich eine Menge Menschen auf der Wiese ermordete, ohne daß der Haß oder die Rache den geringsten Antheil an ihren blutigen Streitigkeiten hatten. Die Worte einiger die Sache der Vernunft und der Menschheit verfechtenden Philoso-

phen haben von diesen wüthenden Menschen dasjenige erhalten, was sie dem Monarchen und seinen feierlichen Gesetzen versagt haben würden.

Sechshundert zwey u. vierzigst. Kapitel.

Tribunal der Marschälle von Frankreich.

Man sieht in der Geschichte, daß sie eine unumschränkte Gerichtsbarkeit, ohne Appellation, über den Militairstand und den Adel hatten. Zu unsern Zeiten gehören auch alle Schuldforderungen und Bürgschaften vor ihr Gericht.

Das Tribunal der Marschälle von Frankreich ist das einzige, das den Betrügern furchtbar ist; und man muß es sagen, daß einige Officiere nicht gewissenhaft genug sind, wenn es auf Borgen ohne wieder zu geben ankömmt. Es wäre zu wünschen, daß die Bürger alle Affairen von Ehre, über welche unsre dummen Gesetze schweigen oder unzureichend sind, vor dieses Tribunal brächten.

Die Tribunale hören unsre Klagen nicht eher, als wenn von Geld die Rede ist, und diese Menge von Beleidigungen, welche die fein denkenden und empfindsamen Seelen betrüben, bleiben gröſstentheils ungestraft, weil keine Richter darzu da sind, um diese besondere nicht weniger, als das Leben, kostbare Ehre zu rächen. Unsre Vorfahren waren glüklicher, als wir; sie hatten

für alles das, was ihren edlen Stolz beleidigte, offene Gerichtshöfe.

Die Marschälle von Frankreich haben zweierley Jurisdiktionen, die eine willkührlich, wiewohl zum Theil bestimmt, die das Point d'Honneur zwischen dem Adel und dem Militairstand angeht, die andre ganz bestimmt die mit den gewöhnlichen Formalitäten den allgemeinen von der Administration der Gerechtigkeit eingeführten Gesetzen nachgeht. Die Marschälle von Frankreich üben die erstre in ihrem Gerichtshofe selbst aus; sie entscheiden da die Streitigkeiten, die vor sie gebracht werden.

Das Gericht der Connetablerie ist eine unter den Marschällen von Frankreich unmittelbar stehende Gerichtsbarkeit; man erkennt da über alle prozeßualische Händel der Privatleute mit dem Adel oder den Officieren, über die Rebellionen gegen die Marechaussée. Die Urtheile dieses Gerichtshofes werden allemal im Namen der Marschälle von Frankreich gefällt.

Die Competenz derer Personen, die von den Lieutenants der Marschälle von Frankreich belangt werden können, ist nach dem Umfange, den man ihr geben könnte, noch nicht genau genug bestimt; sie ist der Gegenstand eines Reglements, an welchem man seit langer Zeit arbeitet.

Jeder Mann von Ehre sollte sich aus frey-

williger Bewegung vor diesem erhabnen Gerichtshofe stellen, ihm zum voraus seine Verbindlichkeiten, Worte und Handlungen zur Entscheidung unterwerfen. Wenn es über alle das Point d' Honneur zwischen dem Adel und den Officieren angehende Streitigkeiten erkennt, giebt es nicht eine zahlreiche Klasse Männer, welche, ohne Officiere zu seyn, edel leben und auch ihr Point d' Honneur haben? Wenn die Verbindlichkeit iedes freyen Menschen vor dieses Tribunal gebracht würde, wenn es sich auf alle Personen erstrekte, die diese fürtrefliche Erziehung, die nur allein einen wirklichen Unterschied zwischen den Menschen macht, genossen haben, würden nicht eine Menge schändlicher Handlungen verschwinden, welche die menschliche Geselschaft entehren? Man würde nichts mehr von diesen Zänkereien hören, die einen ärgerlichen Anblick geben und auf die Schändung ehrwürdiger Professionen abzwecken; die heiligsten Verbindlichkeiten würden nicht mehr von der Langsamkeit der Gesetze vernichtet werden, die Ehrfurcht für sich selbst, dieses kraftvolle, unsern Vorfahren bekannte Gefühl, in seiner ganzen Würde wieder aufkeimen, schon das blose Wort ein Contract werden, iede Beleidigung ausgerottet seyn, iede muthwillige Anklage bestraft werden. Der Betrüger, der Intrikenmacher, der Lügner würden, wenn sie die krummge-

schlungenen und in Finsternis gehüllte Formalien der Chikane nicht mehr zu ihrem Schutz vor sich hätten, vor der Aufrichtichtigkeit und Redlichkeit der Richter in ihrer Blösse da stehn. Das Reich der Ehre würde wieder erscheinen; man würde erhabenen Gesetzen gehorsam, und der Niederträchtige derienige seyn, der sich denen von einem solchen Tribunale ausgegangenen Aussprüchen entziehen oder sie entkräften wollte.

Der Dechant der Marschälle von Frankreich führt, zur Unterscheidung von den Uebrigen, in seinem Wapen einen entblößten Degen an der rechten, und einen blauen mit goldnen Lilien bestreuten Stab an der linken Seite, welche beide von zwey rechten Händen gehalten werden.

Louis-Francois Armand dů Pleßis, Herzog von Richelieu und Fronsac, Pair von Frankreich ist izt Dechant der Marschälle von Frankreich, er hat unten an seinem Wapen den Titel des Connetable angenommen. Bey ihm also wird dieses Tribunal gehalten, und die Kompagnie der Connetablerie thut einen der unverdrossensten Dienste daselbst. Er ist den 13ten Merz 1696 gebohren und sein Name seine Dienste, sein Charakter, sein Vermögen, sein Ruhm, der Einfluß seines Geistes und seines Alters geben ihm einen Rang unter diesen wenig bekannten Männern, welche die Neugierde ihres Jahrhunderts reitzen, und

deren Bild zuverläßig auf die Nachwelt, welcher allein die endliche Entscheidung über sie zukömmt, fortgepflanzt werden wird.

Sechshundert drey u. vierzigstes Kapitel.

Weine.

Weil es nichts als schlechte Weinberge und Spitzbuben von Weinhändlern um Paris herum giebt, so denkt nicht, daß man nur schlechte Weine daselbst trinke. Es ist gerade nicht mehr Verhältnis zwischen dem Keller eines Weinschenken und dem Keller eines Weintrinkers, als zwischen dem Schuster und dem Prinzen ist.

O Macht des Geldes, des allgemeinen Lieblings! Der Wein, dieses kostbare flüßige Wesen, kann immer in den entfernten Gegenden wachsen, kann immer zu entwischen suchen, man hält ihn fest, läßt ihn reisen; er gehört nicht für den Mund, der ihn gekeltert hat. Der Reiche verbiethet es ihm mit einem Stück Geld ihn zu trinken. Dieses mit Kunst fortgeführte Getränke kommt von den vier Ecken von Europa an, und steigt in die Keller der Vorstädte Saint-Germain und Saint-Honoré hinab.

Da sind die Zapfen der überströmenden und purpurfärbigen Brunnen, aus welchen die ausgesuchtesten Weine fließen, als wenn sie an den

Thoren der Hauptstadt wüchsen. Das Faß des fürtrefflichen Burgunders, des schmakhaften Champagners *) giebt nicht mehr Abgaben, als das Faß Brier Wein, und der Wein, der den Schlund des Schneiders zerkrazt, ist mit dem Nektar, welcher den Gaumen des Staatsraths kitzelt, zu derselben Abgabe taxirt.

Ihr, schöne Geister, Philosophen, Maler und Tonkünstler, die ihr eine Dachstube bewohnt, aber keinen Keller habt, kommt herab, kommt an die Tafel des Reichen; das, was man da aufträgt, verdient es wohl. Wenn ihr den Tag vorher den Wein der Weinschenken getrunken habt, so schmekt den ausserordentlichen Unterschied, den die Gewölbe derselben Stadt anbiethen. Schmekt die Weine von Romagna, von Saint-Vivant, von Citeaux, von Chambertin, von Saint-George, von Grave, so wohl roth, als weis: kostet den Wein von Rotat, von Cypern, von Pacaret, von Samos, von Malvisir, von Madera, von Malaga, von Malaga-muskat, von Syrakus, gebt den Gästen für die Buteille von Ai, von Rosé einige Einfälle hin, und bleibt bey dem Tokaier stehen. Denn dieser ist meiner Meinung nach, der erstre

*) Der rothe Champagner scheint mir vor dem Burgunder den Vorzug zu haben. Die Meinungen sind seit langer Zeit getheilt; meine Stimme dem rothen Champagner.

Wein des Erdbodens, und gehört nur den Herren der Erde zu trinken zu.

O Untergang der französischen Frölichkeit! Man trinkt nicht mehr, oder man scheut sich vielmehr zu trinken. Man schluckt im Angesichte dieser Flaschen, die sich in silbernen mit gestossenem Eise angefüllten Gefäsen erfrischen sollen, Wasser in sich ein. Die leichte, schimmernde, den Schriften und der Gesundheit so nothwendige Fröhlichkeit sizt indessen im Grunde des Glases; aber der habsüchtige Rechnungsgeist paßt den Personen an der Tafel auf. Auch da denkt man auf sein Vermögen, spricht von seinen ehrgeitzigen Entwürfen, opfert auch da seine Schlachtopfer der Satyre auf. Wie! auch hart bey der Tafel zu seyn! Gott, welches Verbrechen! Man genießt nicht mehr an der Tafel und ist besorgt, daß Bacchus, der zuweilen alle Verstellung mit Gewalt verscheucht, die eigentliche Falte des Herzens aufrolle.

Reiche, was thut ihr mit euren ausgesuchten Weinen? Ihr gießt sie in euren Schlund, kostet sie aber nicht. Laßt sie die Söhne der Künste trinken; ihr Geist wird erwärmt werden, dem Geiste werden einige glükliche Einfälle entspringen und ihr, die ihr nichts thut, werdet zur Helfte losgesprochen seyn.

Sechshundert vier u. vierzigstes Kapitel.

Zu Fusse gehen.

Bald wird es eine Beschimpfung seyn. Alle Männer von Genie in ieder Art gehen indessen zu Fuß. Es sitzt Witz in den Kutschen; aber das Genie geht zu Fusse einher.

Wenn der vom Glük mishandelte Mann mit Talent aus einem mit Personen in Equigagen angefülltem Saale herauskommt und durch den viereckigten Hof geht, in welchem das Maul der müßig da stehenden, ihr Gebiß zernagenden, Pferde Schaum tröpfelt, so schleicht er, wenn ihr Fuß das weiße Pflaster zerstampft, beschämt durch die noch unbeweglichen Räder hindurch, sucht mit seinem Auge seinen knarrenden Fiaker auf, der in der Straße hält, und wirft sich mit einer Art von Verwirrung und ohne hinter sich zu blicken, in den alten Kasten hinein. Wenn die Fackeln der losfahrenden vergoldeten Wagen seine unglückliche Equipage erleuchten, so wagt er es nicht die Damen zu grüßen, welche vorbeifahren und mit welchen er sich noch sechs Minuten vorher unterhalten hatte. Der Kutscher mit dem Barte macht die Carrosse für dreyssig Sous die Stunde und alles, was sie in sich faßt und wenn sie auch den Homer oder den Plato führe, verächtlich.

Ja ein Wagen ist der geliebte Endpunkt, nach welchem ieder Mann auf dem Wege des Glückes hinstrebt. Bey dem erstern glücklichen Schritte schafte er ein Cabriolet an, das er selbst führt; bey dem zweyten kommt die Halbkutsche, bey dem dritten die Carosse für den Herrn und dann endlich die Carosse für die Madame.

Hat das Glück seinen ganzen Umfang erreichet, so hat der Sohn sein Cabriolet, der Geschäftsmann des Hauses sein Cabriolet, der Haushofmeister sein Cabriolet, um nach der Halle zu fahren; bald wird auch der Koch sein Cabriolet haben und alle diese Cabriolets, diese des Morgens dem Gesinde übergebenen höllischen Wagen, rollen auf eine teufliſche Art in den Straßen ohne Fußwegen herum.

Das Erstre, was ein Arzt beginnt, ist dieses, daß er sich eine Carosse giebt. Sein äusserlicher Aufzug ist bescheiden: Die Remise ist unter dem Thorwege und versperrt ihn ganz. Die Pferde stehen beinahe in dem Vorzimmer des Doktors, der Kutscher ist ein siebenzigjähriger Mann; was liegt daran, es ist eine Equipage für das ganze Quartier, in welchem er wohnt. Er fährt mit seiner gepuderten Perrüke, feinem schwarzem Rocke und siebenzigiährigen Kutscher aus seinem Halbthore heraus. Man wird nicht eher die Treppe hinauf gehen können, als bis

er ausgefahren ist; was liegt wieder daran? es ist ein Arzt mit einer Equipage, den man zu Rathe zieht. Denkt euch Boerhaven zu Fusse gehen; man gieng nicht um ihn zu rufen und wenn er seine Besuche machte, so bezahlte man ihn nicht.

Dieser und iener unverheirathete iunge Mann legt sich statt eines Landhauses, einer Bibliothek, einer schönen Maitresse, einen Wagen zu. Er verwendet die Helfte seines Einkommens darauf. Mit einemmale dient ihm dieser Wagen statt des Koches und des Landhauses; er soupirt alle Abende in der Stadt, fährt die Damens zurück, fährt sie in ihre Logen und den andern Morgen zum Pferderennen. Er schikt ihnen seinen Wagen zweimal in der Woche, da hingegen die unhöflichen, immer dumm beschäftigten Ehemänner die Pferde anders wohin laufen lassen. *) Es ist also ein schäzbarer Mann, der unverheirathete iunge Mann, der einen Wagen hat. Er wird das Band aller Ergözungen auf dem Lande, man nimmt wechselsweise, aber allein und aus gewissen Ursachen, bald seine Pferde, bald seine Person. Auch haben die Frauens seit der Gleichgültigkeit ihrer Ehemänner das System angenommen, aus keinem unverheiratheten Manne

*) Ein grosser Zankapfel zu Paris zwischen Mann und Frau vom höchsten Stande ist der tägliche Gebrauch der Pferde. Es wundert mich, daß man ihn noch nicht zum Gegenstande eines Lustspiels gemacht hat.

etwas zu machen, der nicht einen Wagen hält; und alles überlegt, sie haben Recht.

Und wie könnte auch eine Frau ohne Pferde leben? Muß sie nicht in einem Zeitraume von zwölf Stunden die Oper, die Musterung, die Messe gesehen, nicht dem Balle, der Pharaobank beigewohnet haben? Es ist ihr auch eben so ohnmöglich, bey der Ordnung des Ministers, als bey dem Tanze des kleinen Teufels zu fehlen. Die Frauens haben, weil sie das zerstreuteste Leben führen, und allenthalben seyn wollen, die Bewegsamkeit ihrer Gesichtszüge in ihre Lebensart gebracht.

Also das Erstre, was ein Provenzal thun muß, hätte er auch nur zehntausend Livres Einkünfte, ist dieses, daß er einen Wagen nimmt. Er wird ihn so gleich für hundert Thaler des Monats haben, und man wird wissen, worzu man ihn gebrauchen soll. Er wird den Wagen bezahlen, und sich desselben niemals bedienen; desto besser für ihn! Hat er diese Politik, so wird er fortkommen: Ein Wagen, den er auf eine verbindliche Art verleihen wird, wird, alles berechnet, eine Sache der Oekonomie für ihn; will er diesen Aufwand durchaus nicht machen, so ist er zu Grunde gerichtet.

Gewisse junge Leute miethen nur im Winter einen Wagen; im Sommer gehen sie zu Fuß,

weil es, wie sie sagen, schönes Wetter ist, aber eigentlich, weil sie nur achtzehn hundert Livres für diesen Posten auszahlen können. Gezwungen, zwischen den zwey Jahreszeiten zu wählen, steigen sie mit dem ersten December in die Equipage, und den dreyßigsten May wieder aus derselben heraus, weil sich der vornehme Stand auf das Land verläuft. Aber zu wissen, welche von beiden Jahreszeiten die beßte sey, wenn man nicht mehr als achtzehn hundert Livres darauf zu verwenden hat, das ist wirklich ein schwer aufzulösendes Problem. Es ist das Für und das Gegen darüber da und die Sache bleibt noch unentschieden. So spielt also dieser und iener unverheirathete iunge Mann für sich allein die Person des Castor und Pullux zugleich. Bald ist er in dem Olymp, bald in dem Kothe. Bald besprüzt er, bald wird er besprüzt.

Aber freilich sind das Verdienst, das Talent, das Genie, die Tugend und alle Tugenden zusammen, die man sich nur denken kann, bey dem Manne nicht zu Hause, der zu Fusse geht. Denkt das Gegentheil in allem Verstande. Aber fahret in einem Wagen und alle Thüren stehen euch offen, alle Blicke werden schmeichelnd, der Rang ist entschieden. Arme Sterbliche, so seyd ihr gemacht!

Sechshundert fünf u. vierzigstes Kapitel.

Abhandlungen der königlichen Akademie der Arznenkunst.

Jeder Tag macht den Nutzen ihrer Errichtung in die Augen fallender. Der zu denienigen Wissenschaften, welche den Menschen interessiren, glüklich hingeleitete Geschmack des Jahrhunderts, hat sich mit der Heilungskunst beschäftiget.

Die Aerzte theilten sich, in den Provinzen zerstreut, in ihre Beschäftigungen concentrirt und in den Zirkel ihrer Besuche eingeschränkt, ihre Einsichten nicht mit und lebten Jeder für sich. Die Errichtung der königlichen Akademie der Arzenenkunst hat sie alle in ein einziges Corps vereiniget. Ihr Briefwechsel mit iener ist eine Wohlthat für das Publikum geworden, weil die neuen Entdeckungen und Beobachtungen mit der grössesten Geschwindigkeit von dem einen Ende des Königreichs bis an das Andre hingebracht werden.

So bald eine Epidemie herrscht, so wird die königliche Akademie davon unterrichtet und die nöthige Behandlungsart öffentlich angezeigt. Man hat es als eine streitige Frage aufgeworfen, ob die Arzenenkunst existire, und dieser Zweifel der Ungläubigen wurde durch die Unthätigkeit derer, die sie bearbeiteten, gewissermaßen gerechtfertigt. Dieses Problem wird bald aufgelöset werden;

man wird es wissen, ob sie wirklich der Vollkommenheit empfänglich sey. Ich glaube es nach denen seit zwanzig Jahren gemachten Fortschritten sehr stark.

Die königliche Akademie der Arzneykunst gehört unter die im Louvre platzhabenden Akademien, wo sie auch zweimal in der Woche, ohne irgend einer Aussetzung ihre Versamlungen hält. Ihre öffentlichen Versamlungen die zweimal des Jahrs gehalten werden, sind sehr glänzend und man kann sagen, daß ihr diese Art von Charlatanerie eben so gut, wie den übrigen akademischen Gesellschaften, gelingt. Am Ende hat alles in dieser Welt hienieden ein Schild, ein Bildgen nöthig.

Die Feinde der königlichen Akademie haben sich sehr verringert. Die Aerzte der Fakultät weigerten sich, mit den Mitgliedern der königlichen Akademie gemeinschaftlich zu rathschlagen; aber sie haben es bald eingesehen, daß nichts ungerechteres, nicht strafwürdigeres, nichts grausameres sey, als einem Kranken zu sagen: ich besitze Arzeneymittel, die deine Leiden mindern, und dir die Gesundheit wieder geben werden; aber ich will dich lieber leiden und sterben lassen als mit einem Mitbruder zu dir kommen, den ich hochachte, aber nicht liebe, weil er ein Mitglied einer vom König gesezmäsig errichteten und ihre Versammlungen, wie die königliche

Akademie der Wissenschaften, im Louvre haltenden Akademie ist.

Die Administratoren der Provinzen haben in den Jahren 1779, 1780, und 1781 Belehrungen über die Behandlungen verschiedener epidemischen Krankheiten gefordert, und die von dieser Gesellschaft gegebenen Rathschläge sind mit dem glüklichsten Erfolge befolget worden.

Die königliche Akademie der Arzneykunst wird sich ohne Zweifel damit beschäftigen, die Pharmacopien einfacher zu machen. Sie wird die eckelhafte Küche der Apotheker verdrängen, wird diese schrecklichen Zusammenmischungen verbannen, welche die dreiste Unwissenheit die Kranken hinterschlucken lies. Wirklich hatte sich die Arzeneykunst wegen ihrer genauen und eigennützigen Verbindung mit dem Apothekerhandwerk zur Schande der Kunst alles Zutrauen genommen. Aber die Zeit ist gekommen, in welcher die Chymie, und die gesunde Naturlehre diesen Kramladengalimathias verbannen werden, so wie die gesunde Philosophie das scholastische Gewäsche, das in den Klassen triumphirte endlich verbannt hat.

Sechshundert sechs u. vierzigstes Kapitel.

Fragen.

Was ist der Major domus geworden, der die dreyfache Sur-intendance des Kriegs-Ju-

stiz- und Finanzwesens hatte? Er ist nichts destoweniger unter der dritten Geschlechtsfolge in der Person des Kardinals Richelieu wieder erschienen.

Was ist der Connetable geworden, dessen Degen mit dem Zepter wetteiferte?

Wo ist der Grosmeister des königlichen Hauses? Man hat den Titel desselben beibehalten, aber wo ist seine Herrschaft?

Der Grosschatzmeister ist auch verschwunden. Die alten Lehnträger der Krone sind nichts mehr, als Schattenbilder, die, wie Pantomimen Schauspieler, der Krönung des Königes beiwohnen.

Keine von den alten Bedienungen, deren Macht verliehen wurde, ist mehr da, als der Kanzler, der noch sonderbare Vorrechte genüßt. Aber ein einziges Wort seines Monarchen verbannt seine Person.

Der Sürintendant der Finanzen hat zu der Person des unglüklichen Fouqvet aufgehört, den seine Tischschwelger verließen, und die Gelehrten standhaft vertheidigten.

Der Controleur-general ist weder Direktor, noch Rechnungsführer. Er ist stets in einer sonderbaren Lage, weil er den Finanziers weder Troz biethen, noch einstimmig mit ihnen handeln kann.

Er ist heut zu Tage derienige Minister, auf welchen die Völker, und nicht ohne Grund, die

Augen am meisten offen haben. So verdekt die Operationen der andern Minister sind, und es lange Zeit sind, so auffallend sichtbar sind die seinigen. Er wird ieden Tag beurtheilt, und so Schiedsrichter des Glüks wie er ist, so wie er die Hofnung und die Furcht in Bewegung sezt, da urtheile man von dem Interesse, das er mittheilt! Er allein erhält das öffentliche Vertrauen, lokt es an, seinen Entwürfen entgegen zu kommen, hat nur gelinde Gewalt gegen den Beutel der Unterthanen nöthig, wenn er seine Uneigennüzigkeit und Geschiklichkeit zu bestättigen gewußt hat.

Die andern Minister können gar nicht beurtheilt werden, so lange sie noch in ihrem Platze sind. Alle ihre Operationen sind, so zu sagen, geheim; man würde sie nicht untersuchen können und muß also warten, bis die Zeit ihren Arbeiten eine gewisse Reife gegeben hat. Es giebt so gar Augenmerke, die für gewisse Ministerialoperationen, die sich bis auf beide Welttheile ausdehnen, ein halbes Jahrhundert umfassen.

Als uns Terray aufaß. — — — Dieser Vers des verstorbenen Voltaire ist fürtreflich und wird ewig bestehen. Nie sah man einen saubern Verwüster; er arbeitete auf die Nation hinein, als wenn er eine chirurgische Operation zu verrichten hätte. Zu unterdrucken, wieder

zu schaffen, zu vernichten, den vierten Theil, die Helfte zu nehmen, neue Abgaben aufzulegen, die alten zu erweitern, das alles war für ihn ein Spiel. Mit der Arrets des Conseils gieng er seinen Gang fort und brach die feierlichsten Verbindlichkeiten. Endlich erbrach er eine fremde Casse, erhob das Geld für die Anweisungen und Pachtbriefe und verrichtete diese gewaltthätigen Beeinträchtungen der öffentlichen Treue mit einer unerhörten Dreistigkeit.

Er wäre eines großen politischen Schlages im Finanzwesen fähig gewesen, aus welchem etwas Großes hätte entspringen können; aber er wußte diesen Schlag nicht zu thun, ohnerachtet er weit über Furcht und Gewissensbisse hinüber war.

Sein, in seinen Begriffen zu hartnäckiger Nachfolger, Herr Turgot, hatte bey Einsichten und Tugenden keine Menschenkentnis. Eine, keinen Widerspruch leidende, beinahe theologische Härte behauptende Sekte wollte, daß er ihren Anschlägen gänzlich ergeben wäre. Als einen halben Oekonomisten, mit Beharrlichkeit in guten Absichten, mit dem beßten Willen, mit Bestreben für das Gute sezte ihn der Starrsinn mit dem Ignoranten gleich, weil er ihm die genauere Kenntnis, und das wahre Betragen, des eigentlich so genannten Staasmannes nahm.

Mit kühnen Entwürfen, die er gar nicht verhehlte, fieng er seine Administration mit zwey schlechterdings unnützen Reformen an, an statt den Augenblik der Gunst und des Enthusiasmus zu nutzen, die er eingeflößt hatte, die er genos, um mit Nachdruk, mit Entschlossenheit einen wieder belebenden Schlag zu thun, der ihn, so gar mit der Demüthigung seiner Antagonisten, an seinen Platz fest gebunden haben würde.

Er kündigte eine allgemeine Verwandlung an, und wußte seine Gegner weder in Erstaunen zu setzen, noch zum Stillschweigen zu bringen. Da er den Gang der Geschäfte wenig, den Hof noch weniger kannte, so seegelte er, von Gegenwinden herumgetrieben, in einer geraden, aber straffen und unzugänglichen Linie auf den Hafen zu. Er glaubte, daß die Klarheit seiner Grundsätze in allen Köpfen eben so, wie in dem seinigen läge, und das tugendhaftere Herz lies nichts, als unfruchtbare Spekulationen zu. Aber man ist ihm den glüklichen und patriotischen Gedanken schuldig, alle Provinzen von Frankreich zu Pays d' Etats zu erheben.

Man nannte zu Versailles eine kleine platte Dose Tourgottine oder Plattitude — gleichbedeutend gewordene Wörter. Viele Höflinge trugen sie in der Tasche, affektirten einen Nachdruck

in der Aussprache des Namens. Diese Kleinigkeiten schildern die Höfe und die Menschen.

Der Tod des Herrn von Clugey, dessen Ministerium nur fünf Monate gedauert hatte, hemmte das gegen ihn erhobene öffentliche Geschrey. Es schien seine Absicht zu seyn, das alles zu Grunde zu richten, was sein Vorgänger gethan hatte.

Ich habe vierzehn bis funfzehn Generalcontrolleurs auftreten sehen, und belustige mich damit, das Bild ihres Ministergeistes in meinem Gedächtniße nachzuzeichnen — eine wahre Laterna magica.

Ich lache bey mir selbst, als ein Versemacher einen Mann in einen erhabenen Platz erhoben hatte, auf welchem ganz Frankreich seine Blicke geheftet hat, daß dieser Dichter mit einemmale den Heroiden mit Kupfern, so wie den Madrigals, entsagte, dem Staatsruder selbst näher zu kommen, sich in den Kopf sezte und demselben auch wirklich schon sehr nahe gekommen war. Sonderbare Bahn! — Poetische Träumerey!

Das sehenswürdigste Schauspiel für einen nicht theilhabenden Mann ist die Erwartung, welches von Beyden, die englische Bank oder das Finanzwesen von Frankreich zuerst um Gnade flehen wird. Frankreich ist ziemlich kraftvoll, weil es so viele heftige Arzeneien, so viele ver-

derbliche Operationen ausgehalten hat. Die Bank von England ist das unbegreiflichste politische Problem, das iemals existiret hat. Sie giebt der Nation eine Stärke, eine Energie, eine Nerve, die ihrem eignen Schiksale eine dauerhafte Grundlage versprechen. Wird das Parchamen unsrer Contrakte dauerhafter seyn, als das feine Papier der Bankzettel? Das ist es, was man in funfzig Jahren von hier aus sehen wird.

Der Platz des General-controlleur der Finanzen ist also für einen Administrator das drükkendeste Land geworden. Er ist in Frankreich das Sattelpferd des Staats; ieder Karren ruht auf ihm; er bedarf des Lichts Aller. Und unter dem Ministerium des Herrn de l' Avardy sah man eine Declaration des Königes mit dem Verbothe, das Geringste über die Reform oder die V..waltung der Finanzen weder zu schreiben, noch bekannt zu machen, erscheinen. Es ist auch eine Verordnung des Königes da, die es bey Todesstrafe verbiethet, etwas gegen die Religion zu schreiben; auch eine Verordnung vom vorigen Jahrhunderte, die Jeder, der den Freitag Fleisch essen wird, alle Zähne auf dem öffentlichen Platze zu verliehren verurtheilt. Die Zeit, die zum Glück auch ein Gesezgeber ist, läßt diese, obgleich neue Gesetze in Verfall kommen, weil sie einen Ausdruk von Irrthum und Barbarey haben, der

den versammelten Männern die Vollziehung derselben einige Tage nach ihrer feyerlichen Bekanntmachung nicht mehr erlaubt.

Welchen Vortheil hat ein Volk, das iedem Bürger erlaubt, über die Verwaltung der Finanzen zu denken und zu schreiben! Giebt er einen guten Gedanken an, veranlaßt er eine nüzliche Verordnung? so wird er geprüft, untersucht, angenommen, vervollkommet. Schwatzt er in den Tag hinein? so lacht man, und die Brochüre verschwindet. Das Licht strahlt aus dem Mittelpunkte der Nazion auf; sie gehorcht ihrem eignen Willen, wie der Arm der Seele gehorcht. Keine Schatten, keine geheimnisvolle Finsternisse, die Schlupfwinkel der eingeschränkten und unbestimmten Köpfe! Wenn das Geschrey des Partheigeistes, und der Vergrößerung, wenn die erkauften und satyrischen Schriften zuweilen die Wahrheit verdunkeln, so ist sie auch nur das Resultat des Zusammenstoßes der verschiedenen Meinungen; dann dringt sie unter den dicken Wolken hervor, und die Vernunft, in ihrem ganzen Glanze, bringt den Pöbel der Schriftsteller zum Stillschweigen. Darzu nimmt der Nationalgeist eine Festigkeit an, hat eine Physiognomie, in welcher man lesen, deren Bewegungen man zum voraus errathen kann. Ein Vortheil, der, nach der Politik geurtheilt, das Unterpfand des glüklichen Erfolges wird.

Die Finanz, oder die Presse, die uns ausmergelt, hat so viele Bedienten, daß ihre Apologie itzt in dem Munde vieler Personen zu ertönen anfängt. Man beklagt einen Pachter im Ernste, daß er weniger, als seine Vorgänger, gewinnt.

Das Werk der Finanz ist allemal ein für die Prüfung merkwürdiger Gegenstand. Sie legt den Landmann, den Manufakturisten, den Kaufmann, den Käufer, den Verkäufer, den, der die Waare im Waarenlager liegen hat, oder sie herumführt, unter die Presse. Sie theilt die Auflagen in Abtheilungen und Unterabtheilungen, erfindet alle mögliche Namen, um das zu verstecken, was im Grunde nur dieselbe Sache ist. Dann ersinnt sie die ausserordentlichen Affairen, die wie ein tödtender Hagel einen Canton ohne Vortheil für den angrenzenden Canton zu Grunde richten und verwüsten.

Die Finanz entreißt endlich der obersten Gewalt ihren heiligsten, ihren schrecklichsten Beruf, den Beruf, die Gesetze zu machen. Sie legt und ordnet Hinterhalte an, damit die Treuherzigkeit in dieselbe hineinfallen müsse. Hat sie ihren Raub fest, so schlept sie ihn weg, und verbirgt ihn den Tribunalen des Prinzen und in ihrer finstern Höhle ist sie Zeuge, Richter, Parthey und Henker zugleich. Und das Alles fängt man an, zu Paris zu vergessen, und es fehlt wenig, daß man sich

mit den Finanzen nicht ganz aussöhne! spricht dieses Gewerbe gänzlich los, in der Erwartung, daß man es ehre! Welche Veränderung in den Begriffen!

— — — — — quid non mortalia pectora cogit
Auri sacra fames.

Sechshundert sieben u. vierzigst. Kapitel.

Regierung.

Der Engländer würde gesagt haben: der König von Frankreich hat eine beinahe unbegrenzte Machtgewalt; er hat das Eisen in der einen, das Gold in der andern Hand, kann die Zwischenstände des Staats mit einem Blatte Papier beugen, ist es versichert, daß der Adel seinen Befehlen gehorsamen werde, wenn er es will. Die Obrigkeit überbringt ihm Gegenvorstellungen und geht wieder ab; das Volk hat keine Stimme, keine Kraft, hat sein Vermögen und seine Person seinem Oberherrn übergeben, der seit hundert Jahren sein ganzes Geldvermögen in Händen hat, und seiner Schulden mit einem einzigen Worte los werden kann. Er hat eine noch größere Gewalt; er verbiethet es dem Gedanken sich hervorzuwagen, brandmarkt oder macht die Ideen lächerlich, die ihm misfallen, und kommt, wenn

auch nicht auf immer, doch auf eine gewisse Zeit zu seinem Zweck. So gar der Platz des Akademisten hängt von seiner Wahl ab. Ludwig der XIVte konnte dem Corneille sagen: du sollst nicht in die Akademie kommen.

Hier also viele Vorrechte! Und doch irrt der Engländer nach dem Aussenschein. Die Franzosen sind bey diesem allen nicht unterjocht; die Sitten setzen sich der unumschränkten Gewalt entgegen, und machen sie gemäßigt, herablassend, regelmäßig, gebiethen ihr Achtung und Schonung. Die mit dem Charakter der oft wieder abgesetzten Minister so zu sagen, zusammengeschmolzene Gewalt des Königs wird klug, vorsichtig, und stört die fortdauernde Sicherheit nicht, in welcher die Nazion lebt. Sie hat ein gewisses Zutrauen zu sich selbst, das die zu willkührlichen Schläge abhält. Die Vorrechte vieler Geselschaften können nicht so gleich vernichtet werden. Alte, obgleich schwache und faulende Schranken gegen diese Machtgewalt, die unterdrückend werden wollte, werden ein Hindernis und das Nazionalgenie, indem es den Unterthanen verbiethet, ungehorsam zu seyn, erlaubt es dem Monarchen nicht, seine Gewalt mit Härte zu misbrauchen.

Im Verhältnis seiner wirklichen Aufklärung, ist noch kein Volk unterworfener gewesen, als das französische; aber darum, weil es so zu sagen

mit einer Vernunft, die man vor eingegeben halten könnte, berechnet hat, daß es die Helfte seiner Freiheit abtreten müsse, um die andere sicher und angenehm zu genießen.

Der König ist der höchste Gesezgeber, und hat alle Gewalt in Händen; aber er wagt es nicht, die Rechte und Freiheiten mehrere Stände der Bürger aufzuheben. Er hält sie in Ehren, oder greift sie nur auf eine langsame, listige, in Umwegen einherschleichende Art an, die den Gegnern die Zeit und das Vermögen läßt, ihr persönelles Eigenthum zu retten.

Man setze auch einen von Natur harten und bösen, oder seine große Gewalt misbrauchenden Prinzen voraus, der aber seine Leidenschaften zu beruhigen fähig ist, so würde ihn die Politik an seine Pflichten erinnern, und ihm die Folgen seiner unbesonnenen Anschläge vorhalten. Die kühne, nicht auszurottende Satyre, würde seine Gewalt in dem Gemüthe des Volks nach und nach untergraben: er würde sich bald allein, von einigen boshaften Schmeichlern umgeben, sehen, die ihre Sicherheit nirgends als in dem Palaste finden, und vor dem Monarchen eben so, wie vor dem Volke, zittern würden.

Dieser böse Prinz — aber wir sind sehr weit von demselben entfernt — würde die Herzhaftigkeit, diese Schutzwache des Throns, in der See-

le seiner Unterthanen ersticken; aber mit der Ausrottung dieser Tugend, würde er auch die Grundlage seiner Stärke ausrotten. Der Regent in Frankreich sieht sich, wie er selbst gesagt hat, in dem glüklichen Unvermögen, diese Machtschläge zu thun, welche die Freiheit der Bürger des Staats erschüttern. Er hat Grenzen, die er nicht würde überschreiten können, und so wie ihm alles Allgemeingute, das man von ihm erwarten könnte, wegen so vieler alten dem Staate incorporirten Misbräuche untersagt ist, so ist auch ein grosser Schade ausser seiner Gewalt.

Die Unterthanen gehorchen diesem allgewaltigen Prinzen ohne Widerstand, weil sie sich mit Wahrscheinlichkeiten begnügen, die ihnen Bürgen sind, daß er die Grenzen, die ihm die Vernunft und die Politik vorschreiben, von seiner Seite nicht übertreten werde.

Es ist eine Art moralischen Beweises, der ihnen die Augen über Misbräuche verschließt, die ihnen verzeilich scheinen, weil sie die Regierung nicht umstürzen, als wenn sie in der Monarchie unvermeidliche Unordnungen zulassen, und der stürmischen, unruhigen Freiheit der Republiken nicht nachrennen wollten.

Sie glauben endlich, daß es der Monarch immer fühlen müße, daß das Interesse der Unterthanen von dem Interesse der Krone nicht getren-

net sey, und es ausschweifend seyn würde, sich als den Feind eines Volkes zu erklären, das außer dem erniedrigenden, despotischem Joche, alles zu ertragen fähig ist.

Viele Individuen fühlen also die Last, die Laune der obersten Gewalt aus Irrthum. Die Lettres de Cachet, die zuweilen unbedachtsamerweise ausfliegen, opfern nur eine kleine Anzahl Schlachtopfer auf; aber die Nation im Ganzen ist gegen kühne, gewaltthätige Handlungen außer Gefahr — und mit einem offenbaren Umsturz der Gesetze, würde der Monarch selbst scheitern.

Das Zutrauen erhält ihn; das Mistrauen würde ihm seine wirkliche Gewalt rauben.

Daher gründet sich auch bey uns die öffentliche, und der schreklichen Eingriffe ohngeachtet vorhandene Freiheit mit mehrerem Erfolg noch auf die Gewohnheiten und Sitten, als auf die geschriebenen Gesetze. Die Gewalt der Sitten, weit unumschränkter, als die Gewalt der Gesetze, weil sie fortdauernd ist, gebiethet denenienigen Mäßigung, welche sie zu verkennen in Versuchung stehen sollten; denn die Gesetze werden nur in so weit verehrt und befolgt, als sie der Gesetzgeber auf die Sitten und die Begriffe der Nation, einzupflanzen die Kunst gehabt hat. Kurz, die wachsame Feder der Schriftsteller, die Schutzgöttin der Freiheiten, welche die Vernunft gegeben hat,

hält sie aufrecht, und verbiethet dem Monarchen, sie anzugreifen.

Und hier also nicht ein wahres Phoenomen von einer Regierung, weil sie ein eignes Gleichgewicht aufstellt, da die ganze vernichtende Kraft auf der einen, und auf der andern Seite die Einsichten, die Sitten, und der angebohrne Grundsatz von Ehre, als das einzige Gegengewicht liegen? Wenn man an das denkt, was das ungeheure Gewicht der Souverainetät zurükhält, so bleibt man vor Erstaunen unbeweglich stehen, und betrachtet diese andre ruhige und waffenlose Gewalt, die den zu jähen Leidenschaften der Obergewalt, das Gegengewicht hält, mit einer Art von Ehrerbietung.

Die Sitten eines Volks und seine Einsichten, haben diese nicht geschriebenen Gesetze angegeben, weil die wirkliche Grundlage der Reiche auf den Gewohnheiten und Begriffen aufruht. Sie also zu vertilgen, oder auch nur zu verändern, würde unsern Monarchen unmöglich seyn — oder sie müßten uns alles Gefühl von Ehre, allen Begriff von Freiheit durch eine schnelle und gänzliche Sklaverey, mit einenmale nehmen. Sie denken aber nicht daran, und werden vielmehr darzu da seyn, ihren Unterthanen dadurch für ihr erhabnes Glück Theilnehmung einzuflößen, daß sie sie glüklich machen.

Man wird sagen, daß eine solche Monarchie vielmehr das Werk des Schiksals, als der Politik sey. Ich will es zugeben. So bald das Ganze der Nation auf die Einsichten Verzicht thut, die ihr die Schriftsteller gegeben haben, so wird sie der Sklaverey, und der Monarch dem Despotismus entgegengehen; denn es ist ein gewisses Verhältnis zwischen der Kühnheit der Obergewalt, und der schändlichen Unwissenheit der Völker. Aber das hat man nicht mehr zu fürchten. Das Unterpfand einer gemäßigten Regierung, wird allemal der Haufe aufgeklärter, und Andre aufklärender Männer seyn.

Die große Stärke der äusseren Regierung, liegt in dem Genie der Nation, das mir unzerstörbar scheint. Ludewig der XIV kannte es, durch die Erfahrung einer funfzigiährigen Regierung unterrichtet, gut, da er dem Marschall de Villars, mit dem Befehle eine Schlacht zu liefern, deren Verlust seinen Thron erschüttern konnte, sagte: Wenn ihnen ein Unglück begegnet, so werden sie es mir allein schreiben. Ich werde mich zu Pferde setzen, mit ihrem Briefe in der Hand durch Paris reiten. Ich kenne die Franzosen; ich werde ihnen zweimal hundert tausend Mann zuführen, und mich mit denselben unter die Ruinen der Monarchie vergraben.

Dieses Mittel wird allemal untrüglich seyn;

Der Monarch hat das Herz seiner Unterthanen in seiner Hand; er kann sie nach seinem Willen mit einem beinahe allen andern Völkern unbekannten Enthusiasmus anfeuern. Ein so warmes, seiner Zuneigung sich so ganz überlassendes Volk, das so viele Proben eines feurigen Eifers und einer bis zum Heroismus sich erhebenden Liebe gegeben hat, muß geschönet werden. Und diese unglaubliche Springfeder wird allemal dieselbige bleiben, so lange ein Monarch mit einer so grosmüthigen Nation edel zu handeln wissen wird.

Es giebt in den Staaten Uebergewichte, die aus ihrer Lage herkommen. Frankreich, in dem Mittelpunkte von Europa, muß die Eifersucht der benachbarten Reiche erwecken. Diese Eifersucht mußte Frankreich kriegerisch, lebhaft, wachsam, zuweilen unruhig, einmal siegreich machen; es mußte mit seiner Kleidung, seinen Moden, seinem Geschmack den Ton angeben.

Einer der grössesten Vortheile von Frankreich sind die Wege. Wenn es die Kanäle, die Grundquellen des Lebens und der Thätigkeit, mit denselben verbinden könnte, so stände es an der höchsten Stufe des Glanzes. Die Wege, die Kanäle sind die wahren Wunder des politischen Körpers. Allenthalben, wo ein Fluß strömt, wo ein Weg hinläuft, da breiten die Bewegung, die Arbeit die Indüstrie aus. Die Verstopfung

giebt im Politischen, so wie im Physischen, den Tod. Brecht neue Straßen durch, öfnet Ausgänge, und mit diesen Oefnungen wird das Leben eindringen; alles gewinnt Leben, weil die Spannung, so bald die Bewegung statt findet, nachläßt, und die wahre Kraft ausbricht.

Es giebt kein Land, in welchem die Indüstrie in dem Gefolge der zerstückelten Privilegien der alten Feudalregierung, die doch die Indüstrie nicht ans Land gebunden hat, gefesselter gewesen sey. Die ausgebreiteten Gedanken, die dieser und iener Mann in seinem Kopfe überdenkt, ersterben zu oft in demselben wegen der Schwierigkeiten, die er vorhersieht oder antrift.

Die Regierung von Frankreich ist monarchisch; aber sie ist es nicht alle Tage im Jahre. Diese Regierung hat ihre leichten Abweichungen; aber sie nimmt ihren Standpunkt bald wieder, der auch dem Anscheine nach stett seyn muß. Der Umfang des Reichs versichert ihm seine innere Ruhe. Es giebt kein neueres Gährungsmittel, um den Teig in die Höhe zu treiben, und die alten Sauerteige sind ohne Wirksamkeit.

Aber was vor Fragen über diese Regierung! Ist sie wirklich, sagt der Eine, monarchisch, ist sie es in allen Zeitumständen, wenn bey ieder Unternehmung der glükliche Erfolg, so zu sagen, von ohngefehr hundert Kapitalisten abhängt,

die, in dem alleinigen Besitze des baaren Geldreichthums, ihn vorleihen und auch abschlagen können? Die großen Wirkungsmittel sind ein Eigenthum der Kapitalisten. Keine große Operation ohne ihrem Zutritt; die Gewalt des Königes ist ihrem Willen untergeordnet.

Dieses verändert aber seiner Schwierigkeiten ohngeachtet nichts an der Constitution. Der Monarch, auf dem bevestigsten, geehrtesten, ruhigsten Throne, von aller Ehrfurcht, der ganzen Liebe seiner Unterthanen, von allen Lebensfreuden umgeben, könnte er bösartig seyn? Nein, der Gedanke, einen Unterthanen aus böser Laune oder aus Haß zu drücken, kann so wenig in seine Seele kommen, als der unvernünftige Vorsatz, in die höchste Gewalt Eingriffe zu thun, in die Seele des Unterthanen kommen kann.

So bald eine Regierung allemal über den Privatmann oder einer Geselschaft, sie sey welche sie wolle, steht, so ist die Regierung, ohne vollkommen zu seyn, gut und die Ordnung, die Ruhe sind die Wirkungen dieses erstern Triebrades derselben. Das Uebrige kann nicht genau berechnet werden.

Alles überlegt, so zeigen zwey und zwanzig Millionen ruhiger, nicht unteriochter Menschen, in dem Genusse ihrer von der Hand des Beherrschers gesicherten Freiheiten bey alle dem eine

Regierung an, die nicht unglüklich ist. Ihre Vortheile halten einem Theile ihrer Mängel das Gegengewicht; daß die Nation noch im Ganzen fortdauert, ohne von ihrer Stärke und Glükseligkeit sichtbar verlohren zu haben; daß der Bürger des Staats im Allgemeinen nicht daran denkt, den Grundboden seines Vaterlandes zu verlassen, und daß der Ausländer bey der Betrachtung der sanften Sitten, welche gemäßigte Gesetze gebiethen, immerwährend durch einen Reitz, den nichts schwächen kann, dahin gezogen wird, das sind die Beweise davon.

Diese Schaar kleiner, so verschieden ausgelegter Gesetze sind auch ein Schutz für das Eigenthum. Ein Gewirre sich widersprechender Gesetze, ist ohne Zweifel der Charakter der Barbarey; aber man muß diese Menge gerichtlicher Gesetze, die eine nothwendige Folge unzehlbarer Besitzthümer sind, nicht mit diesem Gewirre vermischen.

In einem Staate, in welchem die Indüstrie weit getrieben wird, in welchem Jeder seine Weise, sich zu erhalten, hat und haben muß, werden diese nach allgemeinen Grundsätzen abgetheilte und von den verschiedenen Gerichtshöfen, vor welche Jeder in seiner Art vorgeladen wird, unterstüzte Reglements nüzlich, und Montesquieu hat sehr richtig bemerkt, daß sie das Privateigenthum vertheidigten und beschüzten. Es ist

nothwendig, daß die Gesetzgebung im Großen auf einfache und klare Grundsätze gebracht sey. Der Stand der Personen, die Ehen, die Erbschaften würden zu positiven Gesetzen nicht unterworfen werden können; aber diese tagtäglichen Streitigkeiten, welche der Eigennutz erzeugt und so gar das Genie nicht zum voraus sehen könnte, welche die Wirkung dieser Nahrung mittheilender Besizthümer sind, die sich angrenzen und durchkreuzen, diese vielfachen Streitigkeiten werden das Leben und die Stärke des politischen Körpers beweisen, weil Jeder seine Rechte gegen die Prinzen, und der Prinz selbst zu vertheidigen weis; sie setzen eine Art von Gleichheit fest.

Wären also diese kleinen Gesetze doch eben so bewegend und bewegsam, wie es die wirksamen Leidenschaften sind, die sie in Gang bringen! Je lebhafter die Bewegung seyn wird, desto gesunder wird der Staat seyn, desto stärker wird er werden.

Sechshundert acht u. vierzigstes Kapitel.

Paillasse.

Jede Bühne will einen Pailasse haben. Kein guter Entrepeneur einer Bühne, der sich nicht vor der Eröfnung mit einem Paillasse versorgt. Der große Hauptspieler kann nicht immer

auf der Bühne seyn; das Erhabene in seiner Stellung hat auch immer etwas Steifes an sich. Er könnte in der Länge Lachen erwecken, wenn nicht der Paillasse aufträte, um die Aufmerksamkeit abzulenken, die Versammlung zu belustigen, und das Ernsthafte seines Kamaraden zu erheben. Uebrigens giebt es auch in iedem Stücke Zwischenauftritte, in welchen keine Person erscheint. Der Paillasse kommt gerade zu rechter Zeit, und füllt die Leere aus. Er spielt statt der Abwesenden.

Als ehedem in der französischen Comödie der Lichterputzer den Paillasse spielte, und Einer den Andern sich zurufte; er wird lachen, wird nicht lachen und dann der Vorhang aufgezogen wurde, so erschien der König der Könige Griechenlands, der stolze Agamemnon, noch maiestätischer. Diese Verse:

Ja, es ist Agamemnon, dein König, der dich aufwekt.
Komm, erkenne die Stimme, die zu deinen Ohren erschallt.

wurden noch rauschender, noch wohlklingender.

Agamemnon behauptete seine Würde bis an das Ende seines Spiels. Vielleicht werden unsre neuern Trauerspiele nur darum ausgezischt, weil sie keinen Lichterputzer mehr haben. Die ernsthaftesten Sachen wurden komisch, wenn man nicht

den Paillasse für das öffentlich Gelächter bey der Hand hatte.

Man weiß es noch mehr auf der Messe. Der schöne Leander muß unausgesezt interessiren; er hat ein schönes Kleid, muß eine gefühlvolle Rolle spielen; aber am Ende steht doch das lustige Publikum um ihn, wie um einen Andern, herum. Es könnte seine Lustigkeit an seiner Person auslassen, das Stük dann einen schlechten Ausgang haben. Was thun also die Entrepreneurs der großen Bühne? Sie haben es entweder aus Instinkt, oder aus Ueberlegung gefühlt, daß täglich ein Schauspieler der Gesellschaft, die Rolle des Paillasse übernehmen müsse, um die Weisheit, das kalte Blut und das Spiel des schönen Leanders zu erheben.

Wenn der Paillasse seinen Hut so gerükt, seine Haare so geschnitten, wenn er einen großen Sprung den vor ihm kein Andrer noch gethan hätte, gethan, seinen Kopf unter den Rock der Argentine gesteckt haben wird, so seht, ob dann nicht Leander, der große und ernsthafte Schauspieler, mit dem Hute unter dem Arme, in allem was er sagen, und in allem, was er thun wird, Vernunft, Anstand und Würde haben werde?

Man weiß es, daß der Paillasse den Einfaltspinsel macht; aber er hat allein mehr Witz, als

alle die übrigen Schauspieler zusammengenommen. Bey allem seinem plumpen Anscheine persiflirt er Kamaraden und Zuschauer. Der Entrepeneur der Bühne wählt ihn, giebt ihm guten Gehalt. Wenn er seine Gesellschaft oder seine Rolle verlassen wollte, so würde er in Unruhe seyn. Er bedarf seines Spiels um das ihm zuzulächeln gewohnte Parterre fest zu halten. Der Paillasse pocht mit dem Parterre, da sich der schöne Leander nicht so weit herabläßt.

Ey, wie so ein Stück ohne Paillasse zu spielen, wird der betrübte Entrepreneur sagen. Wer wird die Zuschauerversammlung zu lachen machen? wer sich mit meinem Publikum unterhalten? Einer muß es thun; denn am Ende —— Ohne Paillasse wird man das Steife, das Ungeschickte meiner übrigen Schauspieler, bemerken. Man wird vielleicht gar über den schönen Leander und die Mademoiselle Isabelle spotten. Meine Bühne fällt, wenn der Paillasse nicht mehr erscheint.

Wenn die Ausländer dieses kleine Kapitel nicht verstehen sollten, so möchten sie vielleicht das, was ein Paillasse in den Boulevards ist erklärt haben, und beym Nachschlagen in dem Diktionnaire finden: Paillasse de Corps-de-Garde, eine Frau, die Brandtewein trinkt, sich den Soldaten preiß giebt, und nicht nöthig hat,

Brandtewein zu trinken, um sich dem Erstern, dem Beßten zu überlassen. Das macht es einleuchtend, wie unvollkommen die Diktionnaire sind. Wir wollen uns aus allen Kräften über das große Wörterbuch hinübersetzen.

Sechshundert neun u. vierzigst. Kapitel.
Adel.

Nach der gänzlichen Aufhebung der Feudalregierung hätte das Volk nur das Ansehen eines Einzigen fühlen sollen, weil es jede mit ihm wetteifernde Macht ausgerottet und so gar dem Könige sie auszurotten geholfen hatte. Aber der Adel hat sich bald um den Thron herum versammlet, den er nicht bekämpfen konnte, hat ein abgesondertes Corps geschlossen, hat die stolzen Grundsätze nicht aufgegeben, die ihn alles, was nicht zu ihm gehörte, verachten ließen.

Der Adel gieng seinem Ursprunge nach zwischen dem Könige und dem Volke. Es würde heut zu Tage schwer seyn, das genau zu bestimmen, was er im Staate ist.

Die Grossen sind unter dem Monarchen erniedriget worden; aber sie haben ihren Credit, ihren Reichthum, eine Menge Freiheiten erhalten, die das Volk einzeln drücken. Der König konnte ihnen mit der Entziehung der gefährlichen

Macht, die ihm entgegen war, die Macht, die sie über die niedern Klassen ausübten, nur zum Theile nehmen.

Die Schlösser bespicken unsre Provinzen, verschlingen einen großen Theil der Güther, haben widerrechtliche Vorrechte der Jagd, der Fischerey, des Holzfällens, und diese Schlösser schliessen noch diese hochmüthigen Edelleute in sich, die sich vom Menschengeschlechte wirklich absondern, die zu den Auflagen des Königes eigne Auflagen hinzu thun, und den armen, entkräfteten Bauer zu leicht unterdrücken, da sie das Vorrecht, ihn mit Erlegung zehn Thaler tödten zu können, verlohren haben.

Der andere Theil des Adels umgiebt den Thron, mit immer offenen Händen, um ewig Jahrgehalte und Bedienungen zu erbetteln. Er will Alles für sich, Würden, Aemter, ausschliesliche Vorzüge, gestattet den Bürgerlichen weder Erhebung noch Belohnung, ihr Genie, und ihre dem Vaterlande geleisteten Dienste seyn, welche sie wollen, verbietet es ihm zu Lande und zur See zu dienen, will dann Bisthümer, Abteyen, Pfründen für alles das, was nicht dienen will.

Es ist wahr, daß dieses Corps sein Blut für die Vertheidignng des Throns und des Vaterlandes vergießt. Aber unter dem Vorwand, daß er den Degen führt, ist seine Habsucht un-

ersättlich. Eifersüchtig, alles an sich zu reissen, erlaubt es keinem Andern, sich dem Monarchen zu nähern. Nachdem es alle Zugänge zum Thron verstopft hat, so strebt es nach allem dem, was mit mehr Gleichheit ausgetheilt werden könnte.

Warum dieser beleidigende Stolz des Adels in einem monarchischen Staate? Er habe Vorzüge, es sey darum; aber warum will er einen so grossen Abstand zwischen sich und den übrigen Mitbürgern einführen? Das ist die Form der Feudalregierung, die sich mit einer andern Regierungsform vermischt hat, in welcher festgesezt war, daß wir nur einen Oberherrn haben würden.

Dient der Adel besser in den Armeen, als diese Schaar unerschrockener Soldaten, die aus den Klassen des Volks entsprungen, gerade eben so, wie er, die Ehre zur Triebfeder haben? Hat er mehr als so viele eifervolle Mitbürger gethan, die er Poebel nennt? Der Grenadier, der sein Bajonet, um Sturm zu laufen, in die Mauer stößt, dient er nicht edel?

Wir wollen aus dem Militairberuf herausgehen, wollen die Tropheen des Adels in der Kirche, im Civilstande, in den Künsten, in der Handlung ansehen; ich sehe keinen unterscheidenden Charakter von Uebergewicht und Grösse in ihm.

Seit dem die Erziehung den Menschen oh-

gefehr dieselbe Aufklärung gegeben hat, so sind die Menschen zum Dienste des Vaterlandes alle gleich fähig. Die Aufklärung hat die Menschen ohngefehr sich gleich gemacht. Eben darum, weil sie Alle dieselbigen Sachen thun können, findet keine beleidigende Absonderung mehr statt, weil es heut zu Tage weit mehr Männer, als Bedienungen, giebt — das, was vor dreihundert Jahren gerade das Gegentheil war.

Die Schwachheit und Unwissenheit der verflossenen Jahrhunderte, haben aus dem Adel das gemacht, was er ist, weil die ganze Erziehung der damaligen Zeit, die Reitkunst, die Fertigkeit in den Turnierspielen, der Stil der damals gangbaren Galanterie, und mithin alle über das Gemeine sich erhebende Kenntnisse sein alleiniges Eigenthum waren.

In unsern Zeiten da der Adel weder mehr wahren Muth, noch mehr wahres Genie, als der aufgeklärte und patriotische Theil der Nation hat, kommt die Gleichheit nach und nach und aus vollem Rechte wieder. Die dem Throne, der Nation, den Künsten geleisteten Dienste dürfen sich nicht mehr nach dem mehr oder weniger langen Namen unterscheiden. Der Mensch ist izt mehr, als iemals, der edle Sohn seiner Werke. Die Geschlechter, die nichts als einen unfruchtbaren Stolz vor sich haben, müssen wie-

der zu dem allgemeinen Haufen herabsinken, bis sie wirklich lebende und nicht abgestorbene Tugenden aufgestellt haben.

Sollte das Volk, das dem Monarchen die Auflage und Lehnspflicht bezahlt, das ihm Gehorsam und Ehrfurcht opfert, die Macht dieses Adels noch anerkennen, der ihm ganz fremd geworden ist, und eine ewige, beschimpfende und fortdauernde Trennung zwischen den Unterthanen desselben Prinzen einführen möchte, der sie mit seinem Stolze drückt, wenn er sie nicht anders drücken kann, von seinen alten Vorrechten spricht, die er verlohren hat, dem Ackersmann sagt: du bist Bauer, bist nichts und mit der widerrechtlichen Form einer alten Regierungsform unter einer Regierungsform, deren allgemeiner Vortheil nichts als einen Monarchen und Mitbürger gestattet, gros thun will?

Wenn der Adel nichts als das Werk der Politik gewesen ist, und seine Titel eine gerechte Belohnung des wirklichen Verdienstes sind, so darf dieselbige Politik nicht den Einen zurüksetzen, um den Andern anzubringen, nicht diese erheben, um jene zu erniedrigen, nicht ewige Vorzüge gestatten. Das würde für die Nation im Ganzen beleidigend und für den Dienst des Vaterlandes gegen die Klugheit gehandelt seyn.

Ein Schriftsteller hat ohnlängst gesagt, daß

der Adel des Adam unbestreitbar und Jesus Christus ein gebohrner Edelmann sey. Wenn dieser Schriftsteller verhältnismässig schließt, so wird er nicht ein einziges Kind von der adelichen Familie des Stamvaters ausschliessen, zumal, wenn der Abkömmling den Edelmann verehret und anbethet.

Derselbe Schriftsteller hat diese zwey unbegreiflichen Stellen drucken lassen. Der Adel ist nicht das Werk der Politik; er ist das vorzügliche Meisterstück der Natur. Der Adel ist es, in welchem die Natur ihre höchsten Endpunkte angenommen hat, in welchem alle ihre Kräfte vereiniget sind.

Hier ist es wohl der Fall, zu sagen, daß man alles in den Büchern finde. Aber der Verfasser sollte, um selbst sein eignes Werk zu beurtheilen, zwey Collegien über die Entbindungskunst hören.

Und warum, wird man mir sagen, ein Collegium über die Entbindungskunst? Darum, weil derselbe Schriftsteller auf folgende Stelle drucken lies: In der Epoqve seiner Geburth selbst, scheint sich der Adeliche als ein über das Menschengeschlechte erhabenes Wesen anzukündigen. Die Augenzeugen seiner erstern Lebensaugenblicke sahen ihn mit Kraft aus dem Schoose einer muthvollen Mutter hervorschies-

sen, um auf die Erde herabzufallen und zu springen, die ihn tragen sollte. Sein schneller Blick ꝛc.

Sechshundert und funfzigstes Kapitel.

Küsse. Umarmungen.

Man küßt und umarmt zu Paris sehr gerne, nichts ist so gemein, als dieses äussere Zeichen der Zuneigung. Es giebt solche Küsser, an die man gar nicht gedacht hat, die euch auffordern, und zuweilen ist es ein gleichgültiger, vergessener, beinahe unbekandter Mann, der euch beym Eingang in eine Straße, in die Arme schließt.

Bald ist es Ungewisheit, bald Uebereilung, und bald geschieht die Umarmung herzlich, und mit Anstand. Indessen weiß man nicht, wann und wen man umarmen soll: alles bestimmt sich nach der Laune oder der Aufforderung. Der Eine dringt auf eine Umarmung, die der Andre vermeidet oder verzögert, weil er daran dachte, oder etwas in seiner Seele fühlt, das widerstrebt.

Man umarmt sich in den Straßen, in den Häusern. Unter der Bourgeoisie läuft man, um die Frauens zu umarmen, die es auch erwarten. Es erscheint eine Mutter, man küßt sie auf die Wange, und die iunge Tochter bekömmt nichts,

als eine Verbeugung. Ein andermal schließt man die Mutter in seine Arme, um das Recht zu haben, seinen Backen an den Backen der Tochter anzulegen.

Es giebt unbarmherzige Küsser, welche die iungen Mädgens mit ihren derben Küssen erschrecken, wann der delikate Mann diese schöne Haut zu verderben fürchtet; er scheut die Annäherung oder den Funken, hat zu viel Gefühl, um diese derben Mäuler nachzuahmen, die über die Rosenwangen herfallen — sie sind Steine, die auf einen Blumentopf fallen. Der empfindsame Mann scheut nichts so sehr, als eine Frau öffentlich auf die Wange zu küssen. Er will lieber nicht ihre Hand, was sag, ich, nicht den Saum ihres Rockes anrühren, als einen Zeugen haben.

Die Frauenzimmer küssen sich allemal in Gegenwart der Männer mit Lebhaftigkeit; aber es ist Neckerey; sie wollen nur ihre Zärtlichkeit zeigen, zeigen, wie süß sie diese Günstbezeugung zu machen wissen. Diese herzlichen Küsse sind erkünstelt. Das Auge ist mit dem Munde nicht einig; der Kuß kann noch so rauschend seyn, er ist weder gegeben, noch gestohlen.

Es sollte verbothen werden, iunge Kinder zu küssen. Ausgeschlagene Gesichter, mit Tobak beschmuzte Nasen, harte Bärte bemächtigen sich dieser feinen Gesichtergen, ohne zu fürchten, daß

sie ihnen den Sammet einer zärtlichen, blühenden Haut verdunkeln. Man legt die Hand nicht an die Mobilien eines Mannes, und legt doch den Mund an die Wange eines fünfiährigen Mädgens. Diese Leute, die über die Kinder herstürzen, schienen mir allemal einen Mangel an feiner Empfindung zu verrathen. Man glaubt beinahe das Laster die Unschuld küssen zu sehen.

In England umarmen sich die Mannspersonen gar nicht. Sie geben sich die Hand, drucken sie herzlich, ohne den Hut abzunehmen, oder Korbetten zu machen, wie wir es in den Straßen sehen, wo die beiden Personen eine Rolle zu spielen scheinen. Aber wenn man einem Frauenzimmer vorgestellt wird, so küßt man sie, nicht auf das Gesicht, sondern auf den Mund, und es ist ein wahrer Kuß, den man ihr giebt. Eine an diese Begrüssung gewöhnte Engländerin würde die Begrüssung eines Ausländers, der sich damit begnügen wollte, seine Wange an die ihrige zu legen, unbedeutend, so gar beleidigend finden.

Der Neuiahrstag ist bei uns für alle diese Gewohnheits- und Etiquettenküsse ausgezeichnet. Was vor Liebkossungen macht man sich nicht an diesem Tage! Aber seht diese Küsse an! Je weiter sie die Arme ausstrecken, desto weniger fühlen sie.

Alle diese kalten Umarmungen, unvolkommne Bilder einer schäzbaren Gunst, wenn sie das Herz giebt und annimmt, sollten auf immer abgeschaft werden. Man möchte sagen, daß der Pariser zu warm in der Freundschaft sey und beinahe allemal ist der Mann, der ihn mit so vielem Eifer umarmt, weder sein Freund, noch kann es auch seyn.

Sechshundert ein u. funfzigstes Kapitel.

Hagestolze.

Es ließe sich Vieles über den in unserem Jahrhundert so gemeinen und in der Hauptstadt triumphirenden ehelosen Stand sagen. Die Ursachen davon aufzusuchen und die Arzeneien dargegen anzugeben, würde keine kleine Sache seyn. Alle moralische Deklamationen, oder schlechte Lustspiele würden nicht eine einzige Ehe mehr geben.

Man müßte das Gebrechen reformiren, das eine Scheidemauer zwischen den zwey Geschöpfen aufführt, welche die Natur zusammenruft, die sich aber aus Furcht, die Last ihres Zwangs zu vergrössern einander fliehen.

Die Natur selbst hat dem Manne die Vorsicht verliehen und der Mann zittert so bald er die gezwungene Verbindung des Luxus und des

Elends bemerkt. Er sieht Kinder kommen, deren iammernde Klagen vielleicht Klagen des Bedürfnisses seyn werden, die besser in dem Nichts als auf dem Boden einer Stadt sind, in welcher sie bey ihrem Eintritt in die Welt nicht einen Zoll breit Erbe zum Eigenthum haben werden.

Die nährende Milch wird ihnen fehlen, wenn nicht ein Handgeld darauf gegeben worden ist, und kommen sie bis zu einem gewissen Alter, so wird es das mehrestemal nur darum seyn, um die prekarischen Diener des reicheren Theiles zu werden.

So vernünftelt der Hagestolz über sein System; aber um einer Gefahr zu entgehen, ergreift er ein Laster. Er ist allein; sein Herz verhärtet oder trocknet aus, er flieht die Umarmungen der Zärtlichkeit, um in die Umarmungen der Liederlichkeit zu sinken. Er hat eine Gesellschafterin ausgeschlagen und eine gebieterische Maitresse gefunden, die keinen Vortheil hat, sparsam zu seyn, die ihm druckendere Fesseln auflegt, als die Fesseln sind, die er vermeiden wollte, und deren von der Habsucht gespante Liebe alle Oekonomie haßt. Sie raubt alles, was sie rauben kann; die Gewohnheit hält ihn an einer Frau fest, die ihr Vermögen heimlich mit den Trümmern des Mannes anhäuft, den sie plündert. Er wird nach und nach alt und hat sich mit Ver-

stossung derer Freunde, die ihm die Natur anboth, das Unglück, in seinem Alter keinen Freund zu haben, selbst zubereitet. Er hat kein Herz genossen, das sich ganz in das seinige ergossen hätte, und wäre es auch keiner Liebe empfänglich, so würde sich doch nicht dieses süsse Gefühl der Hochachtung mit derselben vereinigen. Denn er wird die Geselschafterin seines Bettes nicht öffentlich nennen können, und die Küsse, die er seinen Kindern giebt, die das Gesetz brandmarkt, werden verstohlene Küsse seyn, die seiner väterlichen Seele immer einige Vorwürfe machen werden.

Alter Hagestolze, alter Bärenhäuter, sagt das Sprüchwort, Im Ganzen lügt es nicht; die Ausnahmen sind selten. Eine alte Jungfer kann sagen: man hat mich nicht gewollt, ich war häslich, war arm, habe also nichts ausgeschlagen. Aber der Hagestolze, der auf der Bahn seines Lebens nicht den Muth gehabt hat, eine Frau zu wählen — und dieienige, die er suchte, existirte nicht — der keine mit der seinigen sympathisirende Seele zu erzeugen wuste, welche Entschuldigung kann er machen? Welcher Schwachheit klagt er sich nicht an!

Was thun diese Hagestolze? Bey ihrem Herumirren in der menschlichen Geselschaft legen sie der Unschuld Fallstricke und streuen den Unfrieden

in der Familie aus. Sich selbst Götzenbilder rechnen sie die Entehrung der Schönheit, die Thränen und die Seufzer der gemisbrauchten Schwäche vor nichts.

Andre, noch strafbarere Bösewichter, greifen das eheliche Band selbst an, und verbinden mit ihrer Treulosigkeit, wenn sie dieses Verbrechen überdenken, die schrekliche Hofnung, daß sie ihre Unordnungen desto besser verbergen und sich über die Folgen derselben beruhigen zu können glauben.

Es war ein Hagestolzer, der zuerst diese gefährliche Sprache erfand, die mit Uebertreibung des der Schönheit schuldigen Lobes die weibliche Eigenliebe trunken macht.

Der wichtige Grund der Hagestolze ist, daß sie ungebunden sind. Sie ungebunden! sie das mehrestemal Sklaven der verächtlichsten Buhlschwestern; sie, die ihnen ihr Vermögen zu Füssen legen; sie, die der Ball ihrer Launen und Fantasien sind; sie, die in der Hofnung, Wollust zu finden, nichts als mörderische Gunstbezeugungen erhaschen; sie in ihren jugendlichen Jahren betrogen, in ihrem Alter bestohlen, und auf ihrem Todbette verlassen, wenn nicht die Unempfindlichkeit, die sie um sich herum sehen, die gerechte Strafe ihres verflossenen Lebens, ihren Tod beschleuniget!

Sechshundert zwey u. funfzigstes Kapitel.
Verzweiflung.

Wer kömmt da mit dem bleichen, niedergeschlagenem Gesichte, mit vor die Stirne sich schlagender Faust zu mir? Es ist derselbe Mann, den ich den Tag vorher ruhig, heiter, ohne Besorgnis weder für das Gegenwärtige noch für die Zukunft sah. In seine persönlichen Freuden concentrirt ruft er aus: ich bin zu Grunde gerichtet! Gestern hatte ich Brod und heute habe ich Keines. Ich hörte eine Stimme an, die mir sagte: was gehen dich deine Brüder, deine Geschwisterkinder, deine Verwandte, deine Freunde an? komm zu mir; enterbe deine Anverwandten, und du solst eilf von hundert auf deinen Kopf haben. Ich hörte diese verführerische Stimme an, ich wiederhohlte sie: was gehen mich meine Brüder, meine Geschwisterkinder, meine Verwandten, meine Freunde an? ich werde eilf von hundert auf meinen Kopf haben; ich folgte ihr also zu einem Notar, und enterbte meine Verwandten. Aber ich bin gestraft, der Bankerot des Anleihers ist ausgebrochen, und kein Gerichtsdiener kann ihn festnehmen. Was will ich anfangen? Ich weiß nichts, als in der Stadt zu soupiren, in das Schauspiel zu gehen, und viermal im Jahre eine Quittung zu unterschreiben

Welchen Rath geben sie mir? Warum haben sie mir es nicht gesagt, daß der Anleiher trügen könnte? Welche Gesetze soll ich anflehen? Welche Gerichte werden mir mein Geld wieder geben? Wenn man auch das ganze Haus beym Kopf nehmen, und alles, Thiere und Leute, bis auf den Affen verauktioniren wollte — — — —.

Er geht mit großen Schritten auf und ab. Glüklich diejenigen, ruft er aus, die nicht einen Sol Leibrenten haben! Hat er seine Wuth ausgehaucht, so sagt er, daß er sich in den Winkel einer Provinz vergraben und diese nichtswürdige Hauptstadt verlassen wolle, in welcher euch die Leute bereden, eure Verwandten zu enterben, um die ganze Erbschaft sich selbst zuzueignen; wo man sich, nachdem man sein ganzes Vermögen um des Genusses der gedoppelten Interesse willen hingegeben hat, des pergamenenen Contrakts ohngeachtet an einem schönen Tage verurtheilt sieht zu arbeiten, da man sich so gut eingerichtet hatte, um einzig für sich zu leben, und seine übrigen Tage in einem bequemen Müßiggange hinzuleben.

So verblendet und straft sich also der Egoismus, der sich vor aufgeklärt hält, selbst, und der Bankerot wird eine fürtrefliche Warnung. Diese Warnung ist wohl eines Käses werth.

Sechshundert drey u. funfzigst. Kapitel.

Lyrische Gedichte.

Es geschah mit Unrecht, daß man die Operngattung, die, das Schauspiel der Einbildungskraft ihrer Natur nach, für keine Grenzen gemacht ist, begrenzen wollte. Die Zauberey, die Mythologie, die Geschichte, alles gehört ihr zu. Das Gebieth der Täuschung kann nicht zu ausgebreitet seyn, weil diese fantastische Gebietherin nichts sieht und sich nicht anders, als in der Mitte einer verschwendrischen, wundervollen Pracht gefällt. Den ungeheuern Raum, den sie durchgeht, beschränken wollen, das heißt sie vernichten. Sie wird es nie zugeben daß man einen Zirkel um sie herum schließe.

So bald der Dichter mit der schimmernden Chimere einen Vertrag gemacht hat, so ist er so zu sagen, diesem übernatürlichen Wesen übergeben, das ihm despotisch zu gebiethen das Recht hat. Er muß sich in den Himmel erheben, in die Hölle herabsteigen, Götter und Teufel, Tempel und Höhlen besuchen, muß tanzen, singen, schlummern, auf den Wolken einherfliegen und sich nie über die Ketten oder Flügel beklagen, die ihm das Ungeheuer anlegt. Er ist ganz Sklave des Zauberrings, der den Elementen, dem Gesang, dem Saitenspiele, den Ballets, den Dekorationen

befiehlt. Er hat sich endlich einer Art von Bezauberung überlassen, die ihm seine ganze Logik genommen hat.

Nichts ist in der Welt sich so entgegengesezt, als das einfache und lyrische Drama. Das lebhafte, fortgesezte Interesse ist der Antheil des Erstern; das Zweite begnügt sich nicht mit einer anhaltenden Empfindung, es ruft sie alle herbey, muß große, mannigfaltige Wirkungsmittel haben — die Begleitung, den Zusammenstoß, die Stimme aller Künste und, wenn ich es sagen darf, bey ihrer Zusammenstimmung so gar ihren verworrenen Kampf.

Es bleibt noch übrig zu wissen, ob aus so vielen zur Unzeit vorgebrachten Dingen iemals diese rührende Einheit, die in das Herz eindringt, entspringen kann; ob man mit der Verschwendung so vieler Bezauberungen, nicht am Ende das Auge ermüdet und das Ohr betäubt. Es sey dem, wie ihm wolle, die Einbildungskraft des Zuschauers findet ihr Vergnügen in der Mannigfaltigkeit der Bezauberungen, die ihr dargebothen werden, und ergreift das auf dem Fluge, was am stärksten zu den Sinnen spricht. Alle Eindrücke fragen bey ihr an; dieienigen die ihr gefallen, werden angenommen.

Man hat die Theorie dieser Kunst entwerfen wollen. Dies hieße die Thorheit vernünfteln

lassen wollen, und warum ihr diese bizarre Freiheit nehmen? Die Oper sezt nur allein durch ihre Ausschweifung, durch die Vervielfältigung, die Unordnung der Gegenstände, in Erstaunen. Man muß diesem schimmernden Ungeheuer seine unregelmäßigen Abmessungen lassen; es reizt nicht die Neugierde, intereßirt das Herz nicht, bewirkt nicht das Erstaunen, als durch das Sonderbare ihrer fantastischen und abwechselnden Gestalten.

Man will in unsern Zeiten den lyrischen Gedichten einen regelmäßigen Gang, eine überdachte Verbindung, ein einziges Interesse geben: es sey. Das Gedicht wird den Regeln angemessener seyn; aber ich werde weniger Vergnügen haben. Eine Oper muß ein Feenmärchen seyn. Ich werde allemal anderswo überdachte und rührende Stärke genug finden, die zur Vernunft und zur Seele sprechen: Hier will ich eine unbekannte Welt, eine Welt der Fantasie, sehen.

Sechshundert vier u. funfzigstes Kapitel.
Ballets.

Der Liebhaber der Wahrheit und der Natur hatte oft gefragt, was dieses und ienes Ballet bedeutete, in welchem man die Arme schwengte, die Füsse ohne sichtbarer Absicht wechselsweise aufhob, kurz tanzte, um zu tanzen.

Die Künste sind einem kindischen, eingewurzelten Schlendriane so sehr unterworfen, daß man lange Zeit bizarre Sprünge, erzwungene Stellungen, nichts bedeutende unbestimmte Bewegungen, rothe, grüne, blau Masken auf dem Operntheater gesehen hat. Kein Mensch ahndete es damals, daß die Kunst mit dem Tanze eine interessante, edel nachgeahmte Handlung darstellen könnte. Es war ausgemacht, daß ein Ballet nichts als ein Kreiß von ewig ohne Ursache herumgedrehter Tänzer wäre, deren Schritte nichts bedeuteten. Man war weit davon entfernt, es auch nur durch Nachsinnen zu bemerken, daß der Tanz ein bewegliches, anmuthiges, lebvolles Gemälde darstellen, Gemälde erschaffen, sie nach seinem Willen abwechseln, und bis zur Abbildung der menschlichen Leidenschaften erheben könnte.

Sie sind indessen desto ausdruksvoller ie zusammengezogener und gebundener ihre Sprache ist. Das Stillschweigen scheint der Feinheit, der Kraft der Pantomime, weit entfernt, denselben etwas zu nehmen, durch die sinnreichen, schnellen Geberden, die sie erfindet, etwas zuzulegen. In dieser stillen Handlung scheint der Zwang die Beredsamkeit anzufeuern. Alles wird dann bey dem Menschen Sprache und kraftvoller Ausdruk, der Fuß spricht wie das Auge, die Empfindung mahlt sich in den kleinsten Abwechslun-

gen ab, die Seele schimmert durch alle Stellungen des Körpers durch, alles ist überdacht, alles entscheidend und malerisch, alles trift das Bild und bezeichnet es — es ist weder falsch noch schwankend.

Ah, welches Vergnügen, diese und iene, wie der Bliz, schnelle und vorbeischiessende Bewegung zu sehen, die eine delikate, feine Empfindung mit Reinheit ausdrükt. Die Liebe, die Furcht, die Verzweiflung wechseln in den Phisionomien ab, und sagen alles das, was sie sagen wollen, ohne daß man mit der Unwahrheit hintergangen wird. Diese scheint gar nicht mehr zu existiren, so bald der Mund des Menschen geschlossen ist.

Die Alten hatten diese Kunst bis zu einem Grad von Vollkommenheit gebracht, der uns unbekannt ist. Batylus, Pilades und Hilas theilten Rom in theatralische Parteien. Die Geschichtschreiber sagen bey der Erzählung der lebhaften Empfindungen, die diese Pantomimen erwekten, daß sie einen bürgerlichen Krieg hätten anfachen können.

Noverre ist der Erstre unter uns, der über den Tanz vernünftelt hat; er erfuhr die Widersprüche, die das Vorurtheil allemal gegen iede Erfindung im Rükhalte hat. Er wußte ihnen die Stirne zu biethen, und sezte die Grenzen sei-

ner Kunst weiter zurück. Eigentlich von diesem Augenblicke an verdiente diese Kunst als ein wichtiger Theil der dramatischen Kunst in Betrachtung gezogen zu werden.

Das Genie des Noverre hat die schwarzen Perruken, die Reifröcke, die Schöße von der Bühne veriagt, und historische, reitzende Gemälde, voll Grösse, Ausdruk, Feinheit und Maiestät sind auf diese geschmaklosen Carricaturen gefolgt, die sich unsrer Bewunderung widerrechtlich angemaßt hatten.

Unsre neueren Ballete sind nicht mehr mit Kabriolen und Zwischensprüngen zusammengesezt. Eine geistvolle, stumme Deklamation giebt neue, lebende, interessantere Scenen. Der glükliche Erfolg derselben ist so erstaunend, daß die Pantomime auch auf die andern Bühnen übergegangen ist, und man in der Besorgnis steht, daß sie alle die übrigen Theile der dramatischen Kunst ersticken werde. Dieser stumme und beredte Zweig derselben hat etwas Anziehendes, das sich alle Gemüther tief unterwirft.

Sechshundert fünf u. funfzigstes Kapitel.

Reim.

Die Reimerey kömmt nicht aus der Mode; die Kofeehäuser sind die ansteckenden Oerter, wo sich die Reimschmidte gegenseitig mit

dieser Kinderey anstecken. Es ist sodann nichts lächerlicher, als die Art, mit welcher der Merkur das akademische Wettrennen ankündigt. Der Wortiäger spricht bey Gelegenheit eines Reims von Griechenland, von den olympischen Spielen, von der schwankenden Krone, und Knaben von Männern bilden sich treuherzig ein, daß eine Medaille Ruhm bringe, und siehe da ihr ganzes Gehirn für den grössesten Theil des Lebens verdorben! Man sieht nichts als Reimschmidte, die sich um Verse willen zerfleischen. Nichts gefährlicher, als diese Preiße der Dichtkunst! Die Regierung sollte sie untersagen. Die Helfte der iungen Leute faullenzt unter dem Vorwand, daß sie für die Akademie arbeitet.

Alle unsre Dichter sehen den Reim als den wesentlichsten Theil des Gedichts an. Er ist das Lächerliche, die Geissel desselben. Ein gutes Werk, ohne zu scheitern, hervorzubringen, ist eine ohnmögliche Sache geworden.

Dieser tyrannische Reim, dieses Spiel der Consonnanten, dieser kindische Kläng ziehen der Sprache den Verlust ihrer Reinheit, Genauigkeit, so gar ihrer Biegsamkeit zu. Dieser zwangsvolle Sylbengang tödtet die Gedanken, und die Schreibart wird damit einförmig und zerstückelt. Keine Ründung, keine Füllung, keine Maiestät. Die gemeinste Prosa hat einen freyeren Charakter

und gefält iedem vernünftigen Mann mehr. Man müßte ein Besessener oder ein Voltaire seyn, wenn man noch nach dem acht und zwanzigsten Jahre französische Verse machen wollte, da sie so wenig gelesen werden.

Ich beklage diese Menge iunger Leute sehr, die sich dem Reime aufopfern. Sie vernachläßigen alles Andre, um ihren Richelet zu besitzen; sie wollen alle alte Dichter in Verse bringen, sogleich eine Anzeige ihres Mangels an Beurtheilungskraft! Sie zermartern sich zum reinen Schaden. Voll Mitleiden über die Quaalen, die sie ausstehen, bewundre ich ihre fruchtlosen Bemühungen mit Bedauern.

Unsre Nachbarn haben sich diesem barbarischen Joche entrissen, das wir uns aus Dummheit aufgelegt haben, und die Dichtkunst hat angefangen, bey ihnen aufzublühen.

Dieses Joch des Reims abzuwerfen, würde mir eine des itzigen Jahrhunderts würdige Sache scheinen. Unsre dramatischen Meisterwerke scheinen mir durch diesen falschen Reitz verdorben zu seyn, den die Gewohnheit noch erhält, da wir doch mit der Befreyung von dieser unerträglichen Einthönigkeit überaus gewinnen würden.

Die gereimten Werke können immer Eines auf das Andre herstürzen — ein auffallender Beweis des allgemeinen Eckels — die Sättigung

bessert die unglüklichen Reimer nicht. Sie bleiben dabey, den Thomson, den Zachariae, den Telemaque, den Gesner, den Büffon in plumpe, schwerfällige alexandrinische Verse zu bringen, und dann nennen sie eine poetische Ollapotrida, die dem ganzen Publikum eine Verseunverdaulichkeit auf zehn Jahre zuzieht, ein Gedicht.

Man denkt es nicht, wie viel der Reim so gar bey unsern grössesten Dichtern dem Gedanken koste. Man fühlt in der Bearbeitung eines theatralischen Stüks eine starke Empfindung; man findet keinen Reim; es biethet sich einer an, der nichts als einen gewöhnlichen Gedanken ausdrukt. Man weigert sich anfangs, erhizt den Kopf, um die Redensarten zu verlängern, zu drehen, zu wenden, zermartert das Gehirn, die unbeugsame Sprache biethet keine Wendung an, die der Reim nicht verwirft. Man nimmt dieienige, die am leichtesten paßt, und die Person, die eine eingegrabene Physionomie haben sollte, wird nichts, als eine Figur ohne Charakter zeigen.

Der Reim macht den Corneille oft weitläuftig, gezwungen, unverständlich; er verderbt viele Stücke voll Geist und Erhabenheit. Racine scheint mir immer hinter seinen Personen zu stehen, fähig, ihnen seine harmonische Sprache mitzutheilen. Ich höre seine sanfte Stimme, welche so gar in dem ungebundenen Sturme der

Leidenschaften runde Perioden abmißt. Ich verliehre den Dichter nicht aus dem Auge, und wenn Monime in dem Vorsatz, sich zu tödten, das Diadem anredet, so vergesse ich diese rührende, schmerzliche Lage, um Verse zu bewundern, die der äusserste Grenzpunkt des Nachforschens und der Kunst sind. Diese Stelle ist im höchsten Grade fürtreflich geschrieben; aber sie ist zu schön, weil sie mir mehr den Racine als die klagende trostlose Monime zeigt.

Voltaire wird von dem prachtvollen Ausdrucke, der die Hand des Parterre zum Klatschen hinreißt, fortgerissen, in seinem Oedipus, seiner Alzire, seiner Semiramis und dem erstern Auftritte des Orosmanns episch. Seine Vertrauten sind zuweilen mit seinen schönsten Versen überladen, weil er sich gerne sehen läßt. Aber so bald der Vers den Dichter bewundern läßt, so tödtet der Vers sicher die spielende Person. Und was wird die Täuschung?

Man wird diese conventionelle Schönheit welche lebhaftere, schätzbarere, natürlichere Schönheiten vernichtet, noch lieben. Der Pariser wird diesem bizarren Vorurtheile noch einige Zeit unterworfen bleiben; aber endlich, wenn er sich der Simplicität und Natur genähert, und den Reiz der naiven Wahrheit empfunden haben wird, so wird er sehen, daß der Vers auf der

Bühne ein falscher Schmuck sey, der nur darzu da ist, um den Geist zu verderben, wenn er der Empfindung, dem Bilde, ganz erlassen seyn sollte. Und der Reim wird den Gesängen und Gassenliedern, für welche er ganz allein gemacht scheint, allein übergeben werden.

Man bemerkt, daß alle diese Reimer schlechterdings von allen Empfindungsgeiste verlassen sind; sie sind unfähig, einen nur mittelmäßigen Roman zu schreiben,

Aber ich habe keine gute Meinung von irgend einem Schriftsteller, der nicht in seinen iüngern Jahren einen Roman geschrieben hat. Er verräth damit eine Trockenheit der Einbildungskraft, eine gewisse Unfruchtbarkeit. Um einen Roman auszuzeichnen, darzu gehört Witz, Umgang der Welt, Kenntnis der Leidenschaften, und die Versemacher, die Worte, abmessen, haben von dem Allen nichts.

Ein Schriftsteller, der nicht einen Roman zu machen gewußt hat, scheint mir gar nicht aus Antrieb des Genies in die Laufbahn der Wissenschaften eingetreten zu seyn. Diese gereimten Werke bringen immer dieselbigen Wendungen, dieselben Gedanken wieder hervor, und nichts ist seltner, als ein Originalschriftsteller. Und doch wird derienige, der unfähig hundert Seiten von dem Gepräge eines Retif de la Breton-

ne zusammen zusetzen, nichts als elende Trauerspiele geschrieben hat, die Unverschämtheit haben, sich über ihn hinüber zu setzen, da er sich ihm nicht einmal an die Seite setzen darf. Er wird immer die stolze Mittelmäßigkeit im Munde haben, ohne daran zu denken, daß er seine eigne Verurtheilungen ausspricht.

Was thun auch diese Reimer? Begierig so gleich im Mercur zu arbeiten, lassen sie sich unter der Fahne einer kleinen Sekte anwerben, und von diesem Augenblicke an tadeln sie alles das, was er tadelt, loben nichts, als was er lobt. Sie machen nach diesem Instinkt, den die mittelmäßigen und subalternen Köpfe zur of- und defensiven Lique haben, ein eignes kleines litterarisches Bataillon aus. Indem sie ihrem kleinen Oberhaupte, das sie gewählet haben, den Beifall zuklatschen, so denken sie sich ihn selbst zuzuklatschen. Um ihm zu gefallen, werden sie Zankstifter und Bösewichter, bis sie ihn wieder absetzen.

Sechshund. sechs u. funfzigstes Kapitel.

Verwundete Leute.

Zu den Unglücksfällen, welchen man in der Hautstadt ausgesezt ist, gesellen sich nicht weniger schmerzhafte Nebenumstände. Das Volk,

das sich um den Unglücklichen herum versammelt, und tausend widersprechende Anweisungen giebt, bekümmern den armen Verwundeten. Die Sänfte, die gesucht werden muß, ist nicht bey der Hand, der Comissair, den man hohlen muß, weit entfernt, das zu führende Protokol, kommt nie zu Ende; die Hinzögerung dieser grausamen Formalitäten, während welcher der Kranke seinen Quaalen preiß gegeben ist, wird die Ursache, daß der Unglükliche stirbt, ehe er im Hospitale angekommen ist.

Wer ist in diesen lermenden Straßen nicht der Verwundung ausgesetzt? Eine Dachziegel, eine Carrosse, ein schwankender Balken, ein Hammer, ein Pferd, ein dänischer Hund, ein tauber und stummer Lastträger, geben euch Wunden, Beulen, Quetschungen, Brüche.

Im Mangel dieser ernsthaften Unglüksfälle kann ein rechtschaffener und unbekandter Mitbürger von einem Schlagfluß überfallen werden, man kann ihm keine Aderlaß geben und wird ihu in das Hotel-Dieu bringen. Kommt er von seiner Ohnmacht wieder zurük, so wird er sich zum Vierten oder Fünften in einem von dem seinigen sehr unterschiedenen Bette sehen. Das ist wirklich vor einigen Jahren einem Advokaten von meiner Bekanntschaft begegnet. Beym Erwachen fiel er aufs neue in seine Ohnmacht zu-

rük, als er sich zwischen zwey Sterbenden sah, die er nicht kandte.

Um diesen unvorhergesehenen Zufällen entgegen zu kommen, hat man darauf gedacht, in iedem Quartiere der Hauptstadt entweder bey einem Commissair oder einem Wundarzte, eine Herberge oder ein in dem unteren Stockwerke liegendes und bequemes Zimmer anzulegen, in welchen für die Verwundeten ein Bette und eine kleine Kiste mit Wundarzeney- und Arzeneymitteln so bereit stände, daß man es auf der Stelle fortbringen und iedem Mitbürger helfen könnte, dem ein Unglük zugestoßen wäre.

Man hatte dieses gastfreundliche Vorhaben so gleich mit Beifall angenommen; aber es ist nicht ausgeführet worden und so sieht sich also ein gefährlich verwundeter Mann noch immer dem Volke preiß gegeben. Wird er nicht erkandt, oder interessiirt er nicht irgend eine gute Seele, so reiset er unter Schmerzen in die Corps-de-garde, von der Corps de Garde zum Commissair, von diesem in das Hotel-Dieu. Er würde in seinem Unglüke glüklicher gewesen seyn, wenn er mitten in der Stadt zerquetscht worden wäre.

So bewirkt sich das Gute nicht leicht. Dieser wohlthätige Plan, der alle Klassen der Mitbürger interessiren mußte, ist nicht ausgeführt worden, weil es an der zusammenstimmenden

Einwilligung Vieler fehlte. Die befehlende Macht ist nicht hinreichend; es ist die Vereinigung aller derer nöthig, die handeln können, und diese Vereinigung — Herr le Noir fand sie der Wichtigkeit, der Nuzbarkeit, des Gegenstandes ohngeachtet, nicht.

Sechshundert sieben u. funfzigstes Kapitel.

Wunderwerke.

Man hat auf dem Grabmale des Diakonus Paris getanzt, hat Erde von seinem Grabe gegessen. Was wunderbarer, als diese Raserey? Den Menschen die Fakel der Vernunft auslöschen, eine ganze Stadt sich an Wundern weiden sehen, was erstaunenswürdiger?

Endlich erschien die wunderbare Heilung einer Dame auf der Grube, die zum Beweise noch dreißig Jahre hintereinander der Fronleichnamsprocession gefolget ist. Man wußte nichts darauf zu antworten; also auch kein Unterschied.

Das leztre Wunder, das zu Paris geschah, oder vielmehr vom Volke ersonnen wurde, gieng ein gypsenes Marienbild in der Vorstadt Saint-Antoine an. Dieses Marienbild stand in seiner Niche in einem Straßenwinkel, ohne daß irgend eine Person darauf geachtet hatte, nach welcher Seite sie den Kopf gerichtet habe. Bey dem

Vorüberzuge der Fronleichnamsprozession schrie Einer aus, daß sie den Kopf nach dem Priester hinkehre, um gleichsam ihren göttlichen Sohn zu begrüssen. Dieses Wunder gieng von Mund in Mund, der Poebel lief herbey, eine fromme Alte brandte ein Wachslicht zu den Füssen der heiligen Jungfrau und den Tag darauf lagen funfzig tausend Seelen zu den Füssen des gypsenen Bildes. Dies geschah im Jahr 1752.

Man muß bemerken, daß dieses gypsene Marienbild an den Laden eines Gewürzkrämers anstieß, der Wachskerzen verkaufte; sein ganzes Magazin war in kurzer Zeit ausgeleert. Alles brandte Wachskerzen an. Der Zulauf war so beträchtlich, daß die Polizey nicht wußte, wie sie diesen Enthusiasmus so gleich dämpfen und die unglaubliche Menge zerstreuen könnte, welche die Vorstadt anfüllte. Man nahm das Marienbild weg; es ward anderswohin gebracht und eingeschlossen.

Man sagt, daß der Gewürzkrämer der mit seinen häuslichen Angelegenheiten in Unordnung gekommen war, das Gypsbild enthauptet, und den Kopf mit einem Messingdrath in der vollen Ueberzeugung umgedreht habe, daß er den frommen Seelen Wachs genug verkaufen werde, um seinem verfallenem Vermögen wieder aufzuhelfen.

Der Prophet in der Straße des Moineaux

blieb nicht so ruhig; er heilte alles durch eine wirklich unerklärbare elektrische Erschütterung mit dem bloßen Anrühren. Er heilte, wie Jesus Christus heilte, hatte von ihm seine Macht bekommen. Der Prophet wurde in der Stille weggeschikt und diese Gährung welche die ganze Stadt angesteckt hatte, fiel eben so schnell wieder nieder, als sie aufgebrauset war.

Es giebt wirklich moralische Epidemien, die schnell ausbrechen, von welchen man weder die Grundursache anzugeben, noch die Wirkungen vorherzusehen weiß. Eine Polizey, die diesen aufbrausenden Sturm mit Klugheit bricht, die öffentliche Ausschweifung erstikt, so wie man eine Feuersbrunst in ihrer erstern Flamme erstikt, ist für die Regierung eine reelle Wohlthat. Was vor unglükliche Auftritte in den verflossenen Jahrhunderten, weil man die Flamme nicht zu dämpfen wußte, die in gewissen Zeiten die Köpfe ergreift.

Sechshundert acht u. funfzigstes Kapitel.

Bücher.

Paris ist die Stadt des Erdbodens, welche den reichsten Seegen von Büchern hat. Der Gelehrte und Stoppler befinden sich Beide wohl daselbst; daher auch der Ueberfluß derselben.

Man gießt Bücher, wie man Talklichter gießt. Sehet den Pankouke an; ist er nicht ein wahrer Meister Lichterzieher?

So gar die Unwissenheit errichtet aus Aefferey der Wissenschaft zu Ehren ein Tropheum. Wie viele thörichte Besitzer einer ungeheuren Bibliotheck gleichen nicht den Buchführern, die alle Tage zwischen ganzen Stößen guter Bücher herumwandeln, die sie niemals aufgeschagen haben!

In einem Verstande schreibt man zu viel, und in einem andern nicht genug Bücher. Man schreibt zu viele, wenn man bedenkt, daß man in unsern Tagen viele gelehrte und nüzliche Sachen schreibt. Man schreibt derselben nicht genug, wenn die Werke darauf hinausgehen, ein moralisches Verhältnis zwischen den Thatsachen aufzufinden.

Es giebt mehr Männer, als Gedanken, und man hat ganze Jahrhunderte hinfließen sehen, ohne einen einzigen richtigen oder nüzlichen Gedanken in den gemeinen Schatz zu legen. Was ist also ein Tacitus, ein Bako, *) ein Locke, die sich mitten unter dem Menschengeschlecht durch die Grösse und Anzahl ihrer Gedanken auszeichneten.

*) Wenn Bako sagt: das Geld ist ein guter Diener und ein böser Herr, hat er in diesen wenigen Worten nicht ein ganzes Buch geschrieben?

Aber solche Schriftsteller erscheinen nur nach langen Zwischenzeiten. Diese Schriftsteller denken für den grösseren Theil zu viel; man muß auch Andre haben, die den Kindern, wie Rousseau sagt, wie die Kinderwärterin das Brod zuschneiden. Und haben diese Schriftsteller populaire Werke, in welchen die Moral nach der Fassungskraft Aller vorgetragen ist, zu entwerfen gewußt, so verdienen sie Lob.

Es giebt ein gewisses Maas nüzlicher Kenntnisse; geht man über dieses hinaus, so scheint alles Uebrige, ein bloßer Gegenstand der Neugierde, allein leeren Muthmasungen für nie zu endigende Wortstreitigkeiten überlassen zu seyn. Es ist der Luxus des menschlichen Geistes, der Probierstein seines Scharfsinnes, seiner Gründlichkeit; trägt aber auch nichts weder zu seiner Ruhe, noch zu seinem Glücke bey.

Man kömmt nur erst nach vielen Vergleichungen zu diesen nüzlichen Kenntnissen. Die Menge der Bücher ist also eine Beschwerde, aber kein Schade. Man nimmt, man wählt, und dieses und jenes Buch, das dem Einen nichts sagt, sagt dem Andern viel. Ich würde also der Meinung der Frau von Sevigné seyn, die mit der ihr eigenthümliichen Schönheit sagt: ich will lieber, daß die Pauline, diese Büchernärrin,

schlechte Bücher lieset, als daß sie gar keine lesen möchte.

Ein Minister ernannte seinen Vetter zum Bibliothekar der königlichen Bibliothek und sagte ihm bey voller Audienz: Hier, mein Vetter, eine schöne Gelegenheit, um lesen zu lernen.

Dieser sehr scherzhafte Einfall, der es zugleich deutlich sagt, auf welche Art die erstern Bedienungen in Frankreich vergeben werden, würde es noch mehr durch die Anwendung, deren er fähig ist. Wie oft konnte man nachher sagen: ach, mein Herr, die schöne Gelegenheit, um das zu lernen, was sie wissen sollten!

Sechshundert neun u. funfzigst. Kapitel.

Empiriker.

Sie sind die Aerzte des Volks. Das Volk hat kein Geld für Aerzte, die in Wagen daherrollen. Es geht zu demjenigen hin, welche den Rath und die Arzeneymittel zugleich geben. Damit ist es von der Ausgabe für den Apotheker freygesprochen.

Die Empiriker sind nicht despotisch. Man geht zu ihnen, handelt, versucht ihre Arzeney; schlägt sie an, so gebraucht man sie fort, thut sie keine Wirkung, so sezt man sie bey Seite.

Aber der Arzt geht von der Strenge seiner Verordnungen nicht ab.

Bald tödtet, bald heilt der Arzt, welcher vernünftelt. Der Empiriker macht es eben so, aber er vernünftelt doch wenigstens nicht. Er geht der Erfahrung nach; und da wir Alle mehr oder weniger Zweifler sind, so bald von dieser überaus dunklen Wissenschaft die Rede ist, so sehen wir diese Empiriker nicht ungerne, die ihre wunderbaren Heilungen so gut, wie Andre anführen können.

Der Empiriker wird stets der Arzt des Armen, des Dürftigen bleiben. Derienige, der keine Zeit zu verliehren hat, geht zum ungelehrten Esculap und fragt ihn mit einer befehlenden Stimme: wollt ihr mich heilen, ich habe keine Zeit, krank zu seyn. Ja, antwortet der Esculap mit Zuversichtlichkeit, ich will sie heilen. Hätte er auch nichts, als diesen festen, zuversichtlichen Ton, der auf den Kranken Eindruck macht, so wäre das schon große Wohlthat. Er ist es, der der Seele die erstre Stärkung giebt, und der Arzt der Fakultät gießt, mit seinem ungewissen Ausspruch und seinem Befühlen weder Muth, noch den stärkenden Balsam der Hoffnung in die Seele ein. Er ist kalt, da es euch der Andre, warm und heftig, mit einer starken, über-

zeugenden Stimme sagt: nehmen sie und werden sie gesund.

Dieser beredte Ton giebt dem Kranken Leben und Stärkung, verscheucht die Furcht und fängt vielleicht die Heilung an. Man darf ia nicht diese den Empirikern gewöhnliche Kraft der Einbildungskraft vor nichts rechnen, mit welcher sie zu den herumschleichenden Skeleten sagen: ich habe noch viele Andre geheilt; sie verdauen nicht, wohlan in vierzehn Tagen sollen sie einen Rindbraten mit mir essen.

Ein bleicher Arzt mit einer schwachen Stimme, einem bedenklichen Auge, befühlt euch weichlich den Puls, bringt einige von diesen eleganten Redensarten vor, deren Leere man aber fühlt. Er scheint mit der Krankheit hinziehen, einen Gegenstand der Neugierde aus derselben machen zu wollen. Sein sanfter, honigsüsser Ton hat die vaporeuse Constitution der Frauens und Eleganten unsres Zeitalters. Der Empiriker hingegen hat eine dreiste Sprache, ein zuversichtliches Auge, läßt seinen Kranken herumgehen, schlägt ihm auf die Achsel, bemächtigt sich seiner Einbildungskraft und hat schon mit dem bloßen Glückswunsche, daß er ihn gerufen hat, die Lage seines Geistes verändert.

Das Volk findet also, daß die Aerzte nicht das Talent der Sprache haben; es nimmt also-

nach seiner Weise zu denken, seine Zuflucht zu den Empirikern, die den Volkston haben, die Sterbenden mit der dargethanen Versicherung, daß sie sich im kurzen wohl befinden werden, zum Lachen bringen, und ihren herzstärkenden Denkspruch und die Bouteille für vier und zwanzig Sous verkaufen.

Man sage es Einem dieser Männer: der und der hat gesagt, daß sie ein Empiriker wären. Er heißt mich, antwortet er, ohne aus der Fassung zu kommen und mit Dreistigkeit, einen Empiriker und ich heiße ihn einen Arzt. Er weiß meinen Namen nicht recht. Gott sey Dank, ich bin kein Arzt, ich bin ein Gesundheitsgeber. Und das dieser starken Stimme, diesem entschlossenen Auge, dieser festen Geberde gehorsame Volk wiederholt es: er ist ein Gesundheitsgeber. Und da er auf seine Genesung Rechnung macht, so ist er schon halb genesen.

Alle diejenigen, welche Arzeneymittel austheilen, werden bey der Policey eingeschrieben. Sie werden geduldet, wenn sie das Geheimnis ihrer Zusammensetzung dem erstern königlichen Arzte anvertraut haben. Man ist viele Arzeneyen, von welchen man in der Medicin Gebrauch macht, ursprünglich den Empirikern schuldig. Und könnte man nicht ein in allen Umständen dem menschlichen Körper heilsames Arzeneymittel

finden? Sehen wir izt nicht, daß die ganze Apotheke unter den Händen wahrer Kunstverständigen auf die Brechmittel, die Jalappe, die China, dem Corsischen Muskus herabgesezt wird; dieses sind die Mittel, die das Leben retten. Ein gutes in einer Menge Krankheiten anwendliches Arzeneymittel kann sich also noch unter den Händen eines Empirikers finden, und ein nicht allgemeines, aber fast in allen Zufällen wohlthätiges Mittel ist keine so eingebildete Sache, als man es wohl sagen möchte.

Es sey dem, wie ihm wolle, das Volk, das gerade nicht mehr Lust zu sterben hat, wie die Grossen auch, läuft zu den Empirikern, traut den Empirikern und wird den Empirikern nicht entsagen, denn es kann sie mahnen, sie schelten. Der Kranke zankt, klagt, murrt — was er mit dem unbeugsamen Arzte nicht thun darf.

Das Resultat ist, daß die Empiriker heilen und nicht mehr Leute tödten, als die Aerzte in ihrer Facultätskleidung auch.

Gewiße Aerzte sagen, daß es zweytausend Krankheiten gebe, so wie die Casuisten, daß es fünfmal hundert tausend Sünden gebe. Die Aerzte sind das im Phisischen, was die Casuisten im moralischen sind. Sie kennen die Natur der Krankheiten, ihre Crisen besser, als die Alten; aber die Arzeney? Hier die Brücke, die Brücke,

wird man sagen; Was ist dabey zu sagen? Ich will die Erklärung geben.

Es war ein Strom, der einen Weg unterbrach. Es kamen Ingenieurs und forschten die Schnelligkeit des Laufs, die Tiefe des Stroms, die ganze Masse des Wassers, die Höhe der Ufer aus. Kurz, alles wurde mit einer strengen Genauigkeit geometrisch ausgemessen; aber der Weg bleibt unterbrochen, und die Brücke verband die entgegengesezten Flüsse nicht mit einander. Ein Maurer kam, der weder Baumeister noch Landmesser war und sagte: ich bekümmere mich wenig um die Höhe, um die Schnelligkeit des Stroms, um das Bette, das er einnimmt, das er durchschlängelt, das er zernagt; aber ich will euch eine Brücke machen, und ihr werdet darüber hingehen. Das konnten diese Herren nicht thun, die es euch am verständlichsten von der Welt sagen, warum euch der Strom über den Weg zu gehen, verhindere.

Und ohne die Stärke und die Breite des Stroms weder zu berechnen noch auszumessen, machte er einen haltbaren Schwibbogen. Die Brücke war gebaut und man gieng darüber hin. Die Landmesser wußten sehr gut, was ein Strom war, und der Maurer wußte, daß, wenn ein Strom da wäre, die Hauptsache sey, eine Brücke darüber zu machen.

Die Aerzte sind die Visirer des Stroms; der Gesundheitsgeber ist der Maurer.

Sechshundert und sechzigstes Kapitel.

Ventilatar in den Schauspielhäusern.

Die Chymisten haben uns gelernt, daß dreierley Luft in einem Schauspielhause herrsche. In dem unteren Theile eine schwere, mephitische, überaus gefährliche, in der Höhe eine leichtere und weniger schädliche Luft.

Jede eingeathmete Luft hört auf, zum Athmen tauglich zu seyn. Die kleinen Logen sind Alle in der Höhe und Tiefe des Hauses, und das die Ursache, warum sich unsere delikaten Frauzimmer, ihre Nerven vergiften und verderben.

Bey der Erbauung des einstweiligen Opernhauses hatte man uns einen Ventilator versprochen. Dieser Ventilator würde hundert Thaler gekostet haben, und es war Keiner in der franzözischen, Keiner in der so genandten italienischen Komoedie; diese Ehre war dem Audinot, dem Nicollet, den Varietés amûsantes vorbehalten.

Indessen ist doch nichts einfacher, als dieser Ventilator, so wie ihn der Aufseher der Gesundheitsmittel, Herr Cadet de Vaux vorgeschlagen hatte, der sich mit Standhaftigkeit und Nachdruck mit allem dem beschäftiget, was die Ge-

sundheit und Erhaltung seiner Mitbürger interessiren kann.

Dieser Ventilator besteht in einer Schornsteinröhre, die den Dienst eines Reverberirofens thut, und durch einen Rost abgetheilt ist, auf welchem man in dem Augenblike des Schauspiels gereinigten Torf angezündet haben würde. In dem Heerde würde man Röhren nach den verschiedenen Ecken des Schauspielhauses hin angelegt haben, damit das Feuer durch diese Oefnungen die mephitische Luft an sich gezogen und gereiniget hätte.

Die eingeathmete Luft unsrer Schauspielhäuser ist eine immerwährende Quelle der Krankheiten. Die übertriebene Hitze, die man daselbst aussteht, wird die Ursache, daß man seine Gesundheit verdirbt, da man doch seinen Geschmack bilden will. Die Polizey, die dafür sorgt, die sittenverderblichen Wörter aus den Stücken zu verbannen, sollte sich damit beschäftigen die eingeathmete Luft, die nicht zum Einathmen tauglich ist, aus den Schauspielhäusern zu iagen.

Sechshundert ein und sechzigstes Kapitel.

Sonderbare Heyrath.

Ein Generalpächter, der Pariser Coquetten und aller dieser gezierten Mädgens, die man Ei-

ne nach der Andern für das höchste Geboth anbiethet, müde, faßte den Vorsatz, auf ein Gerathewohl eine Frau aus der Provinz zu hohlen.

Er geht auf die Post, läßt Pferde vor seine Chaise legen, wohin, sagt der Postillon? Wohin du willst, liegt nichts daran, fahr zu. Aber, Monsieur — — — Gerade vor dich hin; Der Postillion fährt ihn nach Saint-Denis. Zu Saint-Denis derselbige Befehl an den Postillion, wo du hinwillst, gerade vor dich hin! Von Post zu Post kommt er auf die Grenze nach * * *. Er hält stille, geht in eine Kirche, sieht sich zur rechten und linken herum. Man hielt gerade Betstunde mit der Aussetzung des Allerheiligsten. Er sieht eine Frau hereinkommen, vor welcher eine Tochter von achtzehn Jahren hergieng.

Er geht aus der Kirche hin zur Dame: ich komme sagte er, um ihre Tochter anzuhalten. — — Ey, wer hat sie hierher geführt, mein Herr? Die Postillions, Madame. Ich bin Generalpächter, lassen sie den Direkteur kommen, er wird meine Unterschrift erkennen. Der Direkteur kommt, und wirft sich diesem Finanzprinzen zu Füssen. Man dinirt; nach der Mahlzeit sagt der Generalpächter der Mutter: ich habe hundert tausend Livres Leibrenten, ich biethe die Helfte derselben ihrer Tochter zum Gegenguthe an. Die Dame, die mit ihrer Tochter von ei-

nem mäßigen Einkommen lebte, schlug sie einem reichen Manne nicht ab, und einige Tage nachher führten dieselbigen Postpferde die Mutter, die Tochter und den Gemahl im Triumph wieder nach Paris zurük.

Die Demoiselles in der Provinz, die unaufhörlich von der Hauptstadt träumen, mögen also nicht verzweifeln, eines Tages dahin zu kommen. Mehr als ein reicher Mann wird vielleicht das Beispiel ergreifen, das ich eben erzehlet habe. Sie mögen sich also an den angenehmen Gedanken gewöhnen, Männer mit der Post ankommen zu sehen, um ihnen ein ihrer Reitze würdiges Vermögen zu Füssen zu legen, und, weil diese Erwartung Paris in ihren Augen verschönern muß, die Talente, die sie vernachläßigen, desto mehr bearbeiten. Dieser Gedanke wird den doppelten Nutzen haben, die Ausgaben ihrer Verwandten nicht unnütz zu machen, und die zu eigenthümliche Trunkenheit der kleinen Provenzalen zu bändigen, die sie belagern und eine Selbstgenügsamkeit auskramen, die sich allein auf den Wahn gründet, daß sie sich als die Einzigen in der Welt gedenken, die sich als Liebhaber und als Gemahle vorstellen könnten.

Sechshundert zwey u. sechzigstes Kapitel.

Ländliche Feste zur Ehre der Tugend.

Diese Feste sind in denen um Paris herum liegenden Gegenden eingeführt worden. Salency hat dem ganzen übrigen Königreiche das Beispiel gegeben.

Es ist was Rührendes, die verborgenen Tugenden der Landleute jährlich zu krönen. Es ist wahr, daß sie nicht daran denken, daß sie den Namen tugendhafter Menschen verdienen, und daß sie das Gute aus Empfindung thun, ohne auf das Auge der Bewunderung und die Hand der Belohnung zu warten.

Das Menschengeschlecht ist von Schriftstellern verläumdet worden, die nur den obersten Gipfel der Pyramide und nie den Basin sehen wollten. Und doch ist es das Strohdach, das die edelmüthigsten, heroischesten Menschen verbirgt. Nur der verdorbene Mann kann sich über diese unter denen Ständen, welche der Stolz verachtet, gangbare und gemeine Züge des Edelmuths und der Größe sehr verwundern.

Nur der Stand der Reichen ist es, unter welchem man gefühllose Seelen, undankbare oder unverschämte Söhne antrift, die ihren Vater verkennen, ihre Mutter verlassen. Unter den Armen werden die Bande der Natur mehr gefühlt,

mehr geehrt. Es ist ohne Zweifel allemal gut, diese ruhigen, ländlichen Tugenden zu belohnen; aber in der Länge könnte ihnen die Belohnung den Gedanken geben, daß ein großes Verdienst in dem läge, was sie thun, und es ein Wunder sey, tugendhaft zu seyn — ein Gedanke, den sie zu argwohnen weit entfernet sind.

Aber nach dem Guten, das im Geheimen und Verborgenen geschieht, sich ohne Ruhmsucht über die Menge der Unglücklichen ausbreitet, das die tiefgefühlte Liebe der Menschheit einflößt, und sich nur dem Auge Gottes offenbahrt, ist nichts besseres in der Welt, als das Gute, das öffentlich geschieht; es ist allemal das Gute, der Bewegungsgrund sey auch zuweilen, gesehen zu werden. Wir wollen mit den menschlichen Tugenden Friede machen, und, wenn wir das Gute sehen, nicht über die Triebfeder vernünfteln.

Sechshundert drey u. sechzigstes Kapitel

Misanthrop.

Er ist selten, aber die Rolle desselben wird gemein. Nichts leichtrer zu spielen, als diese Rolle! Auch der mittelmäßige Kopf nimmt sie an; der Wunderliche, der Milzsüchtige, der Langeweilefühlende alle geben sich für Misanthropen aus.

Ueber alles, was geschieht, misvergnügt zu scheinen, gegen alle Menschen überhaupt zu deklamiren, weil in der That die Tugend und die Rechtschaffenheit nicht das Eigenthum aller Menschen sind, sich nicht die Mühe zu geben, das zu untersuchen, was zur Rechtfertigung der verschiedenen Stände des Lebens dient, und sich eine angreifende, unaufhörliche Satyre zu erlauben, ohne das mit dem Bösen vermischte Gute erkennen zu wollen; allenthalben nichts, als Unordnungen zu sehen, und mehr die Lasterhaften, als das Laster selbst anzugreifen zu scheinen; das ist der Ton, den gewisse Menschen erzwingen, die den andern niemals die Nachsicht zuzugestehen wissen, die sie doch selbst nöthig haben.

Wie weit vernünftiger ist derienige, der mit allen Menschen zu gehen, zwischen ihren Lastern und Fehlern, wie auf einem Fußsteige zwischen den Dornenhecken behutsam hindurchzuschleichen weiß, der nicht die Menschheit lästert, aber ihr dient und sie beklagt, der die Blumen des geselligen Lebens auffsammlet, statt die Farben zu schwärzen, die unter einem dunklen, traurigen Anblick erscheinen. Sein Leben ist nicht eine unaufhörliche Deklamation, nicht ein lang anhaltender Anfall von Wuth, nicht eine unnütze Ereiferung.

Sechshundert vier u. sechzigstes Kapitel.

Zu leicht gestatteter Zugang.

Man überläßt sich diesen unbestimmten Verbindungen, die nichts als die Oberfläche des Menschen sehen lassen, nur zu leichtsinnig.

Es ist eine große Schwachheit der Einwohner der Hauptstadt, sich auf der Stelle und ohne Ueberlegung dem Erstern, dem Besten anzuvertrauen, mit einem ganz fremden Gesichte von allen Dingen zu sprechen, die Hand eines Mannes zu drucken, den man nicht kennt, Jemanden Diensterweisungen anzubiethen, den man zum erstrenmale gesehen hat.

Ist es nicht ein ausgemachter Mangel von Empfindung und Delikatesse, diese Ueberlassung der Seele an Jedem, es stosse uns auf, wer da wolle, die in die Luft verschwendeten Ausdrücke der Ergebenheit und Freundschaft? Vierzig Personen seine Freunde nennen heißt das nicht erklären, daß man schon eines einzigen Freundes unwürdig sey?

Ist dieser Saal, der so oft geöfnet wird, ein öffentlicher Ort? Ist es eine Comödie, die man spielt? Was sind dieses Zuvorkommen, diese Verbeugungen, diese liebreichen Complimente, die keine Person triegen? Der Einfaltspinsel und der witzige Kopf, der rechtschaffene Mann, und

der Schurke bekommen alle denselbigen gefälligen Blick; um etwa die Langeweile zu verbannen? Aber muß nicht diese Langeweile unter einem Haufen so vieler Menschen aufkeimen, die man nicht liebt, die sich gleichsam nur versammlen, um Einer dem Andern seine Figur zu borgen?

In diesem Wirbel zu leben, heißt seine Seele verderben. Wie viele Zeit verdirbt nicht diese Sucht nach vorübergehenden Verbindungen, welche die wahre Freundschaft tödten, und sie gänzlich verschwinden lassen? Wie eine Wahl machen, oder sich einen zärtlichen, zuverläßigen Freund wählen, wenn man sich alle Tage flieht, und sich selbst nicht einmal sucht?

Nichts bezeichnet die Leere der Seele mehr, als dieses Freundschaftsfieber, dieses blos wie eine Comödie hingespielte Leben und doch ist es diese flüchtige Erfahrung, nach welcher man die Personen beurtheilen will. Man zeichnet das Portrait eines Mannes, den man nur ein einzigesmal gesehen hat, unverschämt in den Tag hinein. Der Maler würde nicht einmal die Zeit gehabt haben, das Profil seines Gesichts aufzufassen, und man will doch über seine moralische Eigenschaften entscheiden.

Dieser zu leicht gestattete Zugang ist das große Gebrechen der menschlichen Geselschaft. Eine Frau wird der Mittelpunkt dreißig verschiedener

Männer. Man wird sehr schlecht beurtheilt, und beurtheilt noch schlechter. Man muß sprechen, wenn man nichts fühlt; der Mann, der spricht, sucht unter denen, die ihn anhören, hervorzustechen. Das ist allemal der erstre Auftritt der Gekkerey. Habt ihr eine Meinung, so sieht sie sich bald in den Meinungen des Andern ersäuft; es bleibt keine Untterredung mehr, sondern wird umherschweifende, kalte Unterhaltung ohne allem Ausdruck.

So wie eine gewählte und nicht so ehrbringende Geselschaft die Quelle lebhafter, schmackhafter und mannichfaltiger Verguügungen wird, so gleichen diese dem Menschengedränge, das immer neu abwechselt, offene Säle den Koffeehäusern und biethen nichts als ein einförmiges, ermüdendes Leben dar. Unter der Maske der gespielten Person stekt die vollkommenste Gleichgültigkeit, man ahndet sie und alles, was man sich von der einen und andern Seite sagt, schmekt darnach.

Eben dieser zu leicht gestattete Zugang hat diese gebettelten, mit einer so gefährlichen Leichtigkeit erhaltenen Empfehlungsschreiben erzeugt, in welchen die Pralerey das mehrestemal der Niederträchtigkeit dient, und in welchen man von dem Charakter eines Mannes zu reden die Dreistigkeit hat, den man gar nicht studieret hat, und

auf dem bloßen Bericht eines Andern empfiehlt. Man würde sich diesen Leichtsinn nicht verstatten, wenn von einem Pferde die Rede wäre; und man schikt einen Mann, der unser Zutrauen haben soll, auf ein bloßes Ohngefähr zu, als wenn man sich nur eines zudränglichen Menschen entledigen wollte.

Der Minister ist gezwungen, vielen Personen einen freyen Zugang zu gestatten; er beklagt sich über diesen Zwang. Warum legen sich ihn aber Personen, denen es ihr Stand gar nicht zur Pflicht macht, mit Willen auf? Aus Aefferey. Eine Frau ist nicht eher zufrieden, als bis sie die ganze Stadt bey sich aufgenommen hat. Sieht sie viele Besuche, so sagt sie zu ihrer Nachbarin: mein Saal ist gut möblirt.

Sechshundert fünf u. sechzigstes Kapitel.

Anstalt zu Vaugirard.

Der Erwachsene ertrage die Strafe seiner Ausschweifung oder Unvorsichtigkeit; man beklaget ihn. Er kannte indessen die Gefahr; die Vernunft und die Moral hielten ihn nicht am Rande des Abgrundes auf. Aber erstgebohrne Kinder vom venerischen Gifte angegriffen, und diese nagende Pest ihrer schwachen Kindheit ankleben sehen, wer würde da nicht Thränen des

Mitleidens vergießen, welcher Anblick in der Welt gebiethet das Erbarmen, den Jammer mächtiger!

Diese aus einer giftigen Quelle entsprungenen Kinder, würden darzu verurtheilt seyn, bis in das Alter der Mannbarkeit die Quaalen zu empfinden, die das Laster bestrafen, um dann in der Blüthe ihres Alters abzusterben, wenn nicht die aufgeklärte Menschenliebe zu ihrem Beistand herbeieilte.

Das ist wenig, Ihr unschuldiger Mund würde dieses feine Gift in die Brust der Amme ergießen, die sie säugen sollte, und zur Belohnung ihrer Wohlthaten würden ihnen die Säuglinge die lange Marter eines schmerzlichen Todes geben, die auch ihren Mann ergreifen, und sich bis auf die Nachkommenschaft fortpflanzen könnte. — — — Solche Unglüksfälle würden nicht glaubbar seyn, wenn sie ach! die Erfahrung nicht bestätigt hätte. O bis auf die Kinder, grausamer Arimanes!

Es war also wirklich wichtig, der Pest Einhalt zu thun, die, in unschuldigen Geschöpfen verborgen nur desto fürchterlicher wurde. Diese kindlichen Lippen schließen nichtsdestoweniger Gift und Tod in sich, und der heiligste Beruf würde durch die rechtmäßige Furcht und den gerechtesten Abscheu unterbrochen werden.

Man hat zu Vaugirard ein Hospital errichtet, in welchem alle von venerischen Gifte angegriffenen Kinder mit ihren Müttern geheilet werden, wenn das unglückliche Geschenk, das sie ihrer Frucht als ein Erbtheil mitgetheilt haben, hier die Ehverbindung nicht schwächt, den dieser heilige Name einflößt.

Die betrogenen Ammen, die zur Belohnung eines mütterlichen Todes, den Todesanfang in ihren Adern bekommen haben, haben ein Recht auf den Beistand dieser frommen Menschenliebe, und es schien ihnen der Staat in der That eine Entschädigung schuldig zu seyn.

Man rettet den dritten Theil der Kinder, die bey ihrem Eingang in das Leben das schändliche Siegel der Ausschweifung ihrer Väter an sich tragen, und dieser dritte Theil, der gerettet wird, ist ein wahres Wunder. Denn im Findelhause rettet man von denen, die ohne Krankheiten gebohren werden, nicht so Viele; aber hier sind die Sorgen delikat und zahlreich.

Diese Anstalt, die den Namen ihres Stifters allein verewigen könnte, ist man der vorsichtigen Administration des Herrn le Noir schuldig.

O zu zahlreiche in einer großen Stadt zusammengepfropfte Bevölkerung wenn du den Anblick der Künste und die maiestätischen Werke des Genies gewährst, welches Verderbnis entspringt

aus dieser Zusammenmischung von Individuen und welcher Anblick, diese traurigen Wiegen, in welche eine aufkeimende Generation diese Schandflecken hinbringt! Schon das Bild, das dieses Hospital aufstellt, wird ein wahres und ziemlich schauderhaftes Phoenomen auch für die angränzenden Länder seyn, die weder ein Meisterwerk dieser Art aufzuzeigen, noch scheusliche Wunden dieser Art zu verdecken haben.

Sechshundert sechs u. sechzigstes Kapitel.

Gute Werke.

Man thut sie, und ohne ihnen würde Paris gar nicht bestehen. Die Schriften, welche die Wohlthätigkeit anempfohlen, und sie zur Grundlage der übrigen Tugenden gemacht haben, sind nicht unfruchtbar gewesen. Man ist vieles dem Worte Menschenliebe schuldig, das die Schriftsteller unermüdet unter allen seinen Gestalten wieder vorgebracht haben. Unter dem Worte Wohlthätigkeit verstand man nichts, als das Allmosen allein. Durch Menschenliebe gehen die Pflichten weiter, und die Begriffe der Wohlthätigkeit haben sich erweitert.

Man thut viele gute Werke, und es ist nicht mehr der Partheigeist, der die Unterstützung ausbreitet. Der Janseniste erkundigt sich nicht

mehr, ob der Arme, dem er beisteht, so denke, wie Er; der Protestant wird von den Khatoliken unterstüzt. Man ist freigebig, ohne fanatisch zu seyn.

Man thut viele gute Werke. Man kann es behaupten, daß sie die Hand der Verzweiflung oft zurükhalten, und das ist es, was die Hauptstadt mit noch zahlreicheren Verbrechen verschont. Die Regierung ist denenienigen Männern einige Erkenntlichkeit schuldig, die in den Büchern und auf der Bühne die Menschenliebe bis zum Verdrusse der Journalisten empfohlen haben, aber diese edelempfindenden Schriftsteller wußten das, was sie thaten; sie wollten lieber gegen den Geschmack, als gegen die Moral anstossen

Man thut viele gute Werke. Alles untersucht, man muß sie bekandt machen. Das Gute geschieht heut zu Tage durch die Mittheilung. Ich hab, es allemal bemerkt, daß ein öffentlich bekandt gemacht gutes Werk ein zweites erzeuge. Wir tragen alle einen guten Keim in uns, der nur die Entwickelung verlangt. Die Erzehlung einer grosmüthigen Handlung rühret uns. Mit einemmale in Bewegung gesezt, wollen wir dem Geschöpf ähnlich seyn, dem unsre Hochachtung, unsre Bewunderung zu entziehen, uns ohnmöglich ist!

Möchte doch das Journal von Paris, möch-

ten doch alle Journale die Handlungen der Wohlthätigkeit und Grosmuth bekandt machen, die unter der Masse der Laster verborgenen Tugenden erheben! möchten sie doch dem Publikum anzeigen und jeder von diesem edlen und rührenden durch den Contrast mit noch mehr Leben beseelten Bildern aus der Tiefe seines Herzeus ausrufen: und auch ich bin Mensch, uud will gute Handlungen thun.

Das Beispiel wirkt mehr als die schönste Predigt; das Beispiel — wir wollen es nicht unterdrücken, so gar ganze Nationen thun das Gute nur durch das Beispiel. Jede nützliche Anstalt ist mehr oder weniger nachgeahmt worden, und der tugendhafte Mann kann zu sich selbst sagen: das Gute, was ich hier thun werde, wird sich noch weiter ausbreiten. Wir wollen allen Handlungen der Tugend die lauteste Kundbarkeit geben, damit die menschliche Natur nicht mehr verläumdet werde!

Man muß anch der Administration Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie wacht mehr als jemals darüber, daß man nicht mehr sage: zu Paris wird Alles für die Grossen und Nichts für die Geringen gethan. Man sucht wirklich Bequemlichkeiten zum Vortheile des Publikums zu erbauen. Unsre Kinder werden das geniessen,

was uns zu besitzen nicht erlaubet war. Ist dieses nicht wenigstens eine tröstende Aussicht?

Die Administration sucht das Gute zu thun, aber unglüklicherweise irrt sie aus Mangel freimüthiger und öffentlicher Rathgeber in den Mitteln. Die verschmiztesten oder wachsamsten Köpfe bestimmen oder zwingen sie und das gute und weise Vorhaben bringt nach der Vollziehung Schaden hervor.

Aber alle Administratoren beschäftigen sich mit Gegenständen für das öffentliche Beßte, an die man vor vierzig Jahren gar nicht dachte. Man hat einen Aufseher der Gesundheitsmittel ernandt, ein ruhmwürdiger Titel für einen Mitbürger; aber da er ertheilt ist, so wird Er ein Bekenntnis, daß man das Auge nicht einen Augenblik von dem öffentlichen Beßten abwenden werde. Er ist eine feierliche mit der Hauptstadt geschlossene Verbindlichkeit und der Mann, der diese edle Bedienung als der Erstre verwaltet, kommt ihr mit einem aufgeklärten Eifer nach.

Alles ist durch unmerkliche Glieder verbunden, und alles nimmt heut zu tage neue Gestalten an. Da eine eiserne Brücke von einem einzigen Schwibbogen in der Oefnung von vierhundert Fuß, die man dem Platze des Ludwigs XV gerade gegen über anlegen will! Dieser ungeheure Schwibbogen sagt er es euch nicht, daß man nichts Eingeschränktes in keiner Art mehr machen

werde? daß alle Ideen nach einer Einförmigkeit sich formen, daß die zusammengezogenen und uns zusammenziehenden Gedanken nicht mehr statt finden, daß man eben so große Begriffe der Administration haben werde, wie diese Schwibbögen sind? — denn eine Brücke erweitern und einen patriotischen Plan ins Enge zusammenziehen, würde ein wahrer Widerspruch seyn.

Die Minister werden wie die Ingenieursbaumeister seyn, und die Brücke von vierhundert Fuß in der Oefnung ist sichtbar ein Vorspiel von meinem geliebten Jahre 2240. Einen so schönen Schwibbogen, und an der Seite desselben elende, kärgliche Geländer zu haben, das wird nicht möglich seyn.

Willkommen der Schwibbogen von vierhundert Fuß in der Oefnung! Er sagt es mir an, daß man Alles in Frankreich in der Folge ins Grosse behandeln werde. Nichts von diesen Commis-Lumpereien, keine dumme Pfeiler mehr. Ein großer fest zusammenhangender Schwibbogen, der die Brücke auf immer maiestätisch und haltbar macht!

Sechshundert sieben u. sechzigstes Kapitel.

Coulissen.

Ihr seht das Trauerspiel, die Zaire, den zärtlichen, eifersüchtigen Orosmann, die schöne

Christin, den edlen Nerestan und diesen ehrwürdigen unter der Last der Jahre gekrümmten Lusignan. Ihr seht die Iphigenie, die man opfern will; der Gott des Tages und der Dichtkunst steigt, von den neun Musen umgeben, in einem funkelnden Wagen von dem Olympe herab. Schauspieler, Dekorationen, Spiel, wie schön, edel, wie schimmernd in seinem Gesichtspunkte das Alles ist! Es ist ein Ganzes, das dem Auge, so gar der Ueberlegung gefällt.

Aber die Perspective der Bühne ist Alles. Wenn ihr geniessen wollt, geht nicht in die Coulissen! Mit der Verlassung der Logen ist aller Reiz verschwunden. Orosmau hat roth angestrichene Backen und erreget Furcht; Zaire ist mit Klinkklank behangen und spricht mit ihrem Perrükier; Iphigenie kann dem tödtenden Messer keine Brust entgegenhalten, denn sie hat keine; Apollo ist trocken und dumm und seine Leyer ein Stück Holz; Lusignan, mit einem gegypsetem Gesichte trägt eine Perrüke von weissen aus einem Pferdeschwanz herausgerissenen Haaren. Die Lampen, die Theateraufwärter, das Maschienenwerk, der Hintertheil der Dekorationen, das aufgeschmierte Roth der Schauspielerinnen, alles das ist traurig, unangenehm, scheuslich. Es ist weder Form noch Proportion mehr da. Der unter dem Geräusche des Händeklatschens hinter die Coulisse zurükgehende Schauspieler ist so ver-

unstaltet, daß man sich gar nicht überreden kann, daß man ihm eben zugeklatschet hat.

Es ist nichts, was so gegen die Kunst Eckel erwekt, als das, was man in den Coulissen sieht. Die Einbildungskraft wird entzaubert. Dieses Räderwerk, diese Rollen, dieses Flittergold, dieses Geschmiere, diese dampfenden Lampen, diese eckelhaften Theateraufwärter zu sehen, ist gerade so viel, als ein schönes Marmorbild zu zerbrechen, um das Innere des Steins zu betrachten. Wie schön die dramatische Kunst ist, wenn man im Parterre steht! Wie scheuslich hingegen, wenn man sie an der Seite der Maschienen beurtheilt, die sie in Bewegung sezt! Der Verfasser und der Schauspieler, weil sie den Triebfedern zu nahe sind, haben nicht mehr die Freuden, die sie mittheilen. Man muß die Coulissen aus dem Gesichte verliehren, sie so gar vergessen, wenn man ein neues Stück bearbeiten will.

Es enthalte sich also derjenige, der die Kunst liebt und die fürtrefliche Empfindung derselben nicht verliehren will, das anatomische Spiel unsrer Schauspiele anzusehen; der unerschrokkendeste Verehrer der Melpomene und Thalie kann mit demselben geheilet werden. Diese Göttinnen haben bey dem Dampfe der Lampen ihre Reize verlohren, und alle diese Theaterhelden haben nichs mehr an sich, als Physionomien, die euch eben so sehr zurükstossen, als sie euch

von dem glüklichen Standpunkte aus bezauberten.

Man darf ihn also nicht verlassen, wenn man will, daß die Täuschung bestehen soll, und das beste Mittel, einen von der Theaterliebhaberey zu sehr angesteckten jungen Mann zu bekehren würde, glaube ich dieses seyn, daß man ihn einige Monate hinter den Coulissen herumwandeln ließe. Da ist es, wo sich das Hirngespinnst des litterarischen Ruhms mit einemmale in seine Bestandtheile zerlegt, wo ein starker Kopf erfordert wird, um den Anblick auszuhalten. Er schrekt, zehrt, stumpft meinen Pinsel ab.

Es ist besser, sich in der Entfernung zu halten, und sich seiner Einbildungskraft anzuvertrauen, als der Kunst Schritt vor Schritt in ihrem Räderwerk folgen zu wollen, wo die groben Farben auf dem Leinewand und auf den Gesichtern liegen.

Durch die Coulissen hindurch höre ich auch alle die Proben, welche ein Theaterschriftsteller durchgehen muß. Vorstellung des Stüks, Vorlesung, Wiederhohlung, Vereinbarung der Schauspieler, Anordnung des Auftritts, welche heroische Geduld, welche Standhaftigkeit für einen Schriftsteller, um diese lästigen, elenden Details zu überwinden!

Man erzehlt die Geschichte eines inngen in eine schöne Frau unsterblich verliebten Mannes, eid ihm ihre Gunstbezeugungen versagte. Er

folgte ihr treu ihrem Schritte nach, warf sich zu ihren Füssen hin, umarmte ihre Knie, dekte mit ungeduldiger von Begierde angefeuerter Hand ihre Reitze auf. Die schöne Frau hatte den Krebs an ihrer Brust. Der geheilte Verliebte weicht zurük und flieht. So dekt mehr als ein Verehrer der Melpomene und Thalie, nachdem er ihren Reitzen auf dem Fusse nachgegangen, und ihnen eine Art von Gewalt angethan hat, noch eines Tages das geheime Geschwür auf, das ihn die Flucht ergreifen läßt.

Ihr, die ihr der Kunst geniessen, und ihre süssen Täuschungen erhalten wollt, bleibt ihr im Parterre und geht von da nicht hinweg. Geht nicht einmal in das Theaterzimmer hinein, und laßt die Schriftsteller, die Martyrer eurer Ergötzungen in den Coulissen herumirren.

Sechshundert acht u. sechzigstes Kapitel.

Freundschaft der Frauens.

Paris ist der Ort, wo ein vernünftiger Mann in einer Frau eine Freundin suchen muß; da ist es, wo man eine große Anzahl derselben findet, die sich, frühzeitig zum Nachdenken gewöhnt, freimüthiger und aufgeklärter, als anderswo, über Vorurtheile hinübersetzen und mit der Empfindsamkeit ihres Geschlechts die starke Seele eines Mannes haben.

In alle Geschäfte eingeflochten haben hier die Frauens tausend Kleinigkeiten abgeschworen, sie erheben sich, weil sie das Vermögen darzu in sich fühlen, beobachten die Männer aufmerksam. Die kleinsten Nüancen entwischen ihnen nicht; sie kennen sie und weil sie ein feines untrügliches Gefühl haben, so können sie die beßten Rathschläge geben.

Ist erst die Täuschung ihrer erstern Leidenschaften vorüber, so vervollkommet sich ihre Vernunft. Eine Frau von dreißig Jahren wird eine fürtrefliche Freundin, bleibt einem Manne ergeben, den sie hochachtet, leistet ihm tausend Dienste, schenkt ihm ihr Vertrauen und erhält dagegen das seinige. Sie hat die Ehre ihres Freundes am Herzen, vertheidiget sie, schont seine Schwachheiten, bemerkt alles, und theilt ihm alles mit, was sie erfährt, dient ihm in wichtigen Gelegenheiten nachdrüklich, spart weder Mühe noch Gänge und der von dem Glücke und den Grossen verstossene Unglükliche findet alles das, was er verlohren hat in der Freundschaft einer Frau wieder.

Die Freundschaft der Frauens hat einen süssern Reitz, als die Freundschaft der Männer, sie ist thätig, wachsam, ist zärtlich ist tugendhaft und, was mehr als alles dieses ist standhaft. Die Frauens lieben wenigstens ihre alten Freunde zärtlicher, zuverläßiger, als ihre iungen Lieb-

haber. Sie hintergehen den Liebhaber zuweilen, den Freund nie; er ist ein geheiligtes Wesen für sie.

Wir wollen mit J. J. Rousseau schließen, der mit Strenge von den Frauens gesprochen hat, weil er sie liebte. Ich würde nie, sagt er, meine Frau, noch weniger meine Maitresse zu Paris genommen haben; aber ich würde mir gern eine Freundin daselbst zugeeignet haben und dieser Schatz hätte mich vielleicht dafür getröstet, daß ich die beiden andern nicht daselbst gefunden hätte.

Sechshundert neun u. sechzigst. Kapitel.

Eingeschlossene Thiere.

Je ärmer die Leute zu Paris sind, desto mehr Hunde, Katzen, Vögel 2c. halten sie, alle in einem kleinen Zimmer untereinander. Man riecht sie, noch ehe man in das Zimmer kommt. Der grösseste Theil zieht eine Menge Caninchen in seinen Löchern auf, die sie mit von der Straße zusammengelesenen Kohlblättern ernähren. Sie essen dann diese Caninchen und diese Nahrung macht sie bleich und gelb. Sie leben mit den stinkenden Ratten, die sie ganz mit Willen für ihren Tisch einwurzeln lassen. Von dem Kasten, in welchem diese Caninchen eingeschlossen sind, bis zum Bratspieß, der sie braten soll, ist nur eine Entfernung von vier Fuß. Die Kinder

athmen in dieser ansteckenden Luft und das Elend ist es, das den Dürftigen diese scheusliche Nahrungsquelle zu erdenken gezwungen hat. Wenn der Einnehmer der Kopfsteuer ankommt und sich die Nase zuhält, so biethet man ihm ein Caninchen zur Bezahlung an. Wer sollte es sagen, daß die Caninchen zu Paris unter die Dachziegeln kämen, das Caninchen, dieses unterirrdische Thier.

Die Schneider, die Schuster, die Sammetschneider, die Seidenstücker, die Nätherinnen, alle sitzende Gewerbe halten immer ein Thier in einem Kesicht eingeschlossen, um gleichsam die Langeweile ihrer Sklaverey mit ihm zu theilen. Es ist eine in einem kleinen Kesicht eingeschlossene Elster, und das arme Thier bringt sein ganzes Leben damit zu, vom Morgen bis in den Abend zu springen und zu flattern, um seine Befreyung zu suchen. Der Schneider sieht der gefangenen Elster zu und will, daß sie ihm ewig Geselschaft komme.

Alle Frauens vom gemeinen Volke, vorzüglich die alten Junfern, haben Hunde, die ihren Unrath auf die Treppe hinlegen, und man übersieht sich diese eckelhafte Unreinigkeit Einer dem Andern, weil man zu Paris lieber Hunde als reine Treppen haben will.

Und seht ihr nicht die kleinen geschminkten,

und gut gekleideten Gebietherinnen ihre kleinen Hunde auf dem Spaziergange tragen und ihre Kinder der Magd überlaßen?

Wenn sich der arme Mann nicht von seinem Hunde, entweder aus Furcht, ihn zu verliehren, oder weil er zu weit weggeht, begleiten läßt, so schließt er ihn ein; das Thier heult kläglich, bis sein Herr wieder zurükgekommen ist. Die Ruhe der Nachbarshäuser wird gestört und der Hund eines Bettlers wird sich, wenn auch sein Herr unbekannt ist, vor allen Hunden eines ganzen Quartiers kenntlich machen.

Ein Andrer hängt einen Papagey in sein Fenster. Der Nachbar, der die Geschichte, die Arzeneykunst oder die Tonkunst studieret, muß das langweilige und wiederhohlte Geschwätz dieses Thieres immer vor seinen Ohren haben.

Alle diese Thiere tragen in zu großer Anzahl weder zur Gesundheit noch zur Ruhe der Stadt etwas bey. Der grösseste Theil der Zimmer ist mit ihrem Gestank angefüllt. Aber das Kläglichste ist dieses, daß sie das den Kindern des Armen bestimmte Brod theilen, der sie nach dem Maase seiner grösseren Last angenommen und vermehrt zu haben scheint.

Sechshundert und siebenzigstes Kapitel.

Grabschrift.

Ich habe viele Grabschriften auf den Grabmälern unsrer Großen gelesen. Ich bin böse, nicht eine einzige der Grabschrift, die man zu London sieht, ähnliche Grabschrift in unsern Kirchen gefunden zu haben. Hier ist sie:

Hier ruht der Doktor Fothergill, der zweymalhunderttausend Guineen für die Unterstützung der Unglücklichen verschwendete.

Dieser wohlthätige Mann hatte das Projekt gemacht, den Zucker, den er für ein Gesundheitsmittel hielt, in einen allgemeinen Gebrauch zu bringen, und also den Preiß dieser Waare bis zum Vermögen des Aermsten herabfallen zu lassen. Die Freymachung der Negern gehörte in diesen Plan, der es verdienen würde, von einer dieser großen Seelen wieder hervorgenommen oder befolgt zu werden, welche die Vorsehung der Erde zuweilen zugesteht, um sie zu trösten oder um die Würde des Menschengeschlechts zu erhöhen.

Sechshundert ein u. siebenzigstes Kapitel.

Abgeklärtes Seinewasser.

Was macht man nicht in dieser ausserordentlichen Stadt zur Waare? Eine Gesellschaft

tritt auf, um uns das Wasser der Seine zu verkaufen. Die Compagnie macht eine Art abgezogenen Wassers daraus, dessen Reinigung sie mit dreißigtausend gedruckten Zetteln anpreißt, die sie austheilt. Sie stützt sich auf Dekrete der medicinischen Fakultät, auf Certificate der Akademie der Wissenschaften, und es fehlen ihr nichts, als die Patente. Sie setzt Inspektoren, Kärner, die dieses in seiner Art einzige Wasser herumfahren, ein Büreau, Commis nieder. Worauf fällt man doch nicht, um in diesem Zauberorte Geld zu machen, weil man uns sogar mit dem ganzen Pomp und dem Schimmer einer bewundrungswürdigen Unternehmung das Seinewasser verkauft.

Was beweiset diese Anstalt? daß das Wasser der Seine drey Viertheile des Jahres schlammicht ist, und man, aller Pralerey der Regie, ihrer Büreaux und Inspektoren ohngeachtet, das Seinewasser in seinem eignen Hause aufklären muß, wenn man es leicht und gesund trinken will.

Man trank vor zwanzig Jahren das Wasser, ohne viele Aufmerksamkeit darauf zu haben; aber seitdem die Familie der Gaz, das Geschlecht der Säuren und Salze unmittelbar nach den Pantins und Silhouetten auf dem Horizonte erschienen sind, so hat man über die Warnungen der Chymisten nachgedacht. Man hat bemerkt, daß

alle Bäche und unterirrdische Gossen geradezu in diesen Fluß laufen; da bewafnete man sich von allen Seiten gegen den Mephytismus. Dieses neue Wort erschallte wie eine fürchterliche Sturmglocke. Man sah allenthalben schädliche Gaz, und die Geruchsnerven wurden bis zum Erstaunen empfindsam.

Das machte Kurzweil; gut. Aber es ist nichts Wirklicheres, als unsre Unwissenheit über die schädlichen oder gesunden Eigenschaften der Körper, die wir hinterschlucken oder einathmen. Man wird vor Ueberraschung und Erstaunen bestürzt, wenn man die neuen Erfahrungen der Chymie über die Auflösungen der Luft lieset.

Man hat also mit der Auflösung des Wassers den Anfang gemacht und wird jetzt nachdenkend, wenn man ein Glas davon trinkt, was unsre sorglosen Vorfahren nicht thaten. Man hat auch darauf die Luft aufgelöset, die man ehedem an jedem Orte einathmete, ohne nach dem Uebrigen zu fragen.

Wir werden sehen, was zuletzt der thierische Magnetismus werden wird, und ob uns Mesmer und Deslon haben mistifiren wollen.

Wir werden auch, ich hoffe es, in einigen Jahren das wissen, was wir itzt nicht wissen, und das, worüber wir bis dahin mit unsrer gewöhnlichen Klugheit spotten. Wir werden vielleicht

erfahren, daß die Gesundheit von gewissen Aufmerksamkeiten abhängt, die man vor überflüßig hielt; aber bis zur Zeit dieser Reform und allgemeinen Gesundheit wird sich der parisische Leichtsinn damit belustigen, die Chymisten, wie Taschenspieler, die Luft abzapfen zu sehen, und dann ihre Geruchsnerven an die mephytisirten Fernglåser zu halten.

Man weiß, daß der Pariser einen Unterricht mit Belachen anfangen muß, um dann desto besser von demselben zu nutzen. Die Scherze haben nichts desto weniger sowohl den amerikanischen Krieg als die Entdeckung der Gaz in einen glücklichen Hafen gebracht. Möchte sich doch der thierische Magnetismus eben so der ganzen Welt, wie dem Herrn Deslon, offenbahren, damit dieser Doktor, der sich aufgeopfert hat, in den Kreiß der von diesem Magnetismus wider ihren Willen überzeugten medicinischen Facultät wieder eintrete. Vor hundert Jahren hatte die medicinische Fakultät das frischgebackene Brod gänzlich verbothen. Heut zu Tage kein Doktor, der nicht ein kleines frisches Brod zum Frühstück esse. Was ist ein Jahrhundert für die Wahrheit!

Man denkt itzt an nichts, als ans Einstürzen. Man reißt von allen Seiten den Tempel des Vorurtheils, den man den Tempel des Irrthums nennt, nieder. Man stürzt die Physik, die Chy-

mie, die Naturgeschichte, das Newtonische System, die Politik, und was hundertmal abgeschmackter und verwegener ist, die geheiligte Form des französischen Trauerspiels um. O Corneille! o Newton! o Stahl! o Becker! werdet ihr alle in ein und dasselbe Glas eingeschüttet werden, damit alle eure Gedanken aufs neue umgeschmolzen werden? Ich fürchte es wirklich.

Sechshundert zwey u. siebenzigst. Kapitel.

Montreuil.

Zu Montreuil, einem nahen Dorfe der Hauptstadt, gewinnt ein Privatmann mit drey Acker Landes zwanzigtausend Livres Einkünfte. Er baut Pfirsiche, die schönsten, die auf dem Erdboden sind; die Pfirsiche gelten in gewissen Zeiten das Stück sechs Livres. Wenn ein Prinz ein etwas glänzendes Festin giebt, so ißt man derselben für dreyhundert Louisd'or.

Der Acker wird daselbst für sechshundert Franken gepachtet, und man zahlt dem Könige sechzig davon für die Abgabe. Montreuil ist der schönste Garten, dessen sich Pomone rühmen kann. Nirgends hat die Indüstrie die Zucht der Fruchtbäume, und besonders des Pfirsichbaums, weiter getrieben. Man zankt sich in Isle-de-France um einen Gärtner aus Montreuil. Es ist ein

sehr kleiner Bezirk. Man findet alle diese mehr oder weniger schmackhafte Früchte im Ueberfluß da, die das Auge ergötzen, und, wenn sie mit den Fleischarten auf unsern Tafeln da stehen, aus diesem Naturinstinkt, der es uns sagt, die Früchte und Erdgewächse dem Wild- und andern Flügelwerke vorzuziehen, über den ausgesuchtesten Speisen den Vorzug behalten.

Diese geschickten Gärtner haben sich zu Herren der Natur gemacht, daß sie den Schnitt und die Zucht der Bäume vervollkommet haben. Was giebt nicht die Erde, wenn man sie auszuforschen weiß?

Es ist ein interessanter Anblick, diese mit den schönsten Früchten tapezirten Mauern, und unter den Espaliers die Erdbeeren, die Erbsen, die Zugemüse aller Art! Die Hauptstadt ist dem bewunderungswürdigen Fleiße dieser Gärtner einigen Dank schuldig, welche die Marktplätze mit diesen herrlichen Früchten bereichern, die dem Geschmack gefallen und die Gesundheit unterhalten. Anderswo lassen der Mangel an Wetteifer, an Einsicht, der abgeschmackte Schlendrian die Gärtnerey in einem Zustande der Verschlimmerung und schändlichen Barbarey. Dieses und jenes Land wird pariser Mützen kommen lassen, und eine gute Frucht weder fortzupflanzen noch anzubauem wissen. Die Fortschritte der Gärtne-

rey sind in kleinen Städten nichts, wo man die Modecoeffüren und die komische Oper angenommen hat. Würde es mehr kosten, einen Kern in die Erde zu pflanzen, als einen Pouf auf seinen Kopf zu stecken, oder eine Ariette zu verhunzen?

Sechshundert drey u. siebenzigst. Kapitel.

Historiograph von Frankreich.

Es ist wirklich ein Historiograph von Frankreich da, das ist, ein die Geschichte des Reichs zu schreiben verpflichteter und also darzu besoldeter Mann. Wer sollte glauben, daß so eine Stelle existirte? Sie ist ein Schöpfungswerk Ludwigs des XIV. der zwey Dichter mit zu Felde nahm, die seine Siege pünktlich besingen sollten. Herr Marmontel, der Verfasser der niedlichen Erzählungen, ist Historiograph von Frankreich. Er folgte dem Dûclos, der nichts als eine Vorrede hinterlassen hat. Wird Herr Marmontel, der Erzählungen gemacht hat und itzt Opern flickt, die Geschichte schreiben?

Es ist noch ein andrer Historiograph von Frankreich; aber er hat drucken lassen, und wo? In der königlichen Buchdruckerey. Es ist Herr Moreau; man kennt seine Grundsätze in der Politik und weiß sie zu schätzen.

Boileau und Racine, darzu verpflichtet, die

Geschichte Ludwigs des XIV. der Nachkommenschaft zu übergeben, klagten, daß sie ihre Schreibart nie bis zu der Majestät, der Größe, der Würde des Gegenstandes erheben könnten. Indem sie ihr ganzes Leben darüber nachdachten, so steckten sie ihre Honorarien in die Tasche, und zum Glücke für ihren Ruhm und für uns haben sie nichts geschrieben.

Welcher fürchterliche Beruf, die Geschichte zu schreiben! Die Jahrhunderte rücken heran, und in kurzer Zeit werden alle die gleichzeitigen Thatsachen unter der Feder des Geschichtschreibers, oder unter dem Pinsel des dramatischen Dichters wieder aufleben. Man wird die gegenwärtige Generation malen, wird sehen, wer gelogen, geschmeichelt, geopfert hat. Wer ist der Niederträchtige, der seine Seele und sein Talent für ein bisgen Gold verkauft haben wollte? Glücklich der Mann, der sagen können wird: ich bin ein Mann ohne Jahrgehalt, ohne Bedienung, der ich mich mit der Dürftigkeit und Freiheit in einen einsamen Schutzort eingeschlossen habe. Wird er sich nicht schmeicheln können, nicht so oft als ein Andrer geirrt zu haben?

Die Administratoren der Staaten, die die verkäufliche Schmeicheley umgiebt, die sich von den verführerischen Vapeurs ihrer Machtgewalt trunken machen ließen, um ihre gefährliche Lage zu

bezwingen, dürften nur das lesen, was von ihren Vorgängern gesagt worden ist. Sie würden die ewige Subordination der politischen Dinge plötzlich vor sich sehen. Sie würden von der Philosophie lernen, zu gebiethen und sich liebenswürdig zu machen; aber sie sagt dieses große Geheimnis ihren Lieblingsfreunden nur in das Ohr.

Sechshundert vier u. siebenzigst. Kapitel.

Aussicht der Alpen.

Ich habe Paris verlassen, um es besser zeichnen zu können. Von dem Gegenstande meiner Reißfeder entfernt umspannt ihn meine Einbildungskraft, stellt sich ihn ganz vor. Ich betrachte ihn mit mehr Geistessammlung. Es war an dem Aufenthalte des Friedens und der Ruhe, wo ich das lermende Geräusche, die Unruhe und die Laster der Hauptstadt beschrieb.

Das prächtige Amphitheater der Alpen ist unter meinem Blicke, und mein Gedanke verliert sich in dem Kothe seiner stinkenden Bäche und seiner Sitten. Indessen daß ich dieses zu lange und zu kurze Buch schreibe, so sehe ich Menschen um mich herum, die nicht den mindesten Begriff von dem Bilde haben, von welchem ich die Farben hernehme.

Glücklicher Bewohner der Alpen, auf einem Felsen zwischen Himmel und Erde erzogen! Er athmet eine reine Luft ein, sieht die Sonne in ihrer ganzen Pracht, besitzt Mäßigkeit, ist zufrieden, und hält sich vor reich, weil er weder das Unglück noch die Thorheiten des Reichthums empfunden hat.

Der Aberglaube dringt nicht bis zu ihm; der Aberglaube ist allemal bey armen unglücklichen Völkern zu Hause, die unter den Gewaltthätigkeiten eines verwüstenden Fiscus seufzen. Hier ist sogar sein Name unbekannt. Die harten Formalitäten der druckenden Zölle um einer elenden Abgabe willen erschrecken eine freye Indûstrie nicht. Diese kleinen Völkerschaften, die, ohne zu theilen, die Güther der Erde genießen, sind bey einem gewissen Ueberflusse von diesen Sorgen für die Zukunft frey, die den Pariser quälen. Der Kummer ist sein Element; er sieht seine Nahrung so an, als wenn sie ihm den andern Tag entwischen könnte.

Hier eignet sich der Bewohner der Gebürge mit ein wenig Arbeit die einfachen Reichthümer zu, die ihn umgeben; er kennt nichts von diesen Convulsionen der Seele, welche die zu lebhaften Begierden und die getäuschten Hoffnungen gebähren. Und da alles mit einander zusammenhängt, da das Moralische von dem Physischen

abhängt, so mahlt sich die Ruhe des Landes auf seinem ruhigen Gesichte ab. Die schändlichen Laster nähern sich seiner ländlichen Hütte nicht; die Milch seiner Heerde scheint die Unschuld seiner Töchter zu bewahren; die Kräfte seines Geistes scheinen sichtbar mit den Kräften seines Körpers in Verbindung zu stehen. Er hat nicht das Feuer des Genies; ist aber auch keinen verächtlichen Irrthümern unterworfen. Er verkennt die schimmernden Künste; aber die schädlichen Vorurtheile halten ihn auch nicht gefesselt. Er kennt nicht die rauschenden Freuden, tritt aber auch jeden ausschweifenden Gedanken mit Füßen.

O wie dieser Anblick die Ideen verändert, die man in der Hauptstadt gefaßt hat! Wie gut ist es, wie nützlich, seine Seele in diese Atmosphäre der Freiheit und Simplicität hingegeben, dem kühnen Auge der unruhigen Politik unbemerkliche Völker gesehen zu haben, die nicht Ankläger gegen ihre Administratoren werden, die sie verehren, sie wie Freunde des Vaterlandes ansehen.*)

*) In dem Canton Solothurn wurde den 2ten Jun. 1783 eine feierliche Malzeit gegeben — ein jährliches von der Gegenwart der Gelehrten und aufgeklärten Männer Deutschlands und der Schweitz geheiligtes Fest zum Andenken der erfochtenen helvetischen Freiheit. Alle Gäste tranken aus einem ausgeschnizten Gefäße, das den Wilhelm Tell und seinen Sohn mit dem Apfel abbildete und tranken Wein aus demselben, der auf dem bekandten, izt zu einem Weinberg umgepflanzten Kirch.

O auf diesem einsamen Felsen ist es, wo man die Unruhen der großen Städte betrachten, denen gegen einander zu stoßen begierigen Leidenschaften zusehen muß, wie die Großen den Geringen auch das Wenige, was sie besitzen, entreißen, und die Geringen sich durch heimlichen Haß und concentrirte Verwünschungen rächen wollen. Hier ist es, wo man die Wahrheit sagen, sie mit einem Tone, der Aufmerksamkeit gebiethen würde, sagen, sie mit Stärke, mit Heftigkeit, mit Würde wiederholen könnte. Wenn man im Angesichte dieser Gebirge schreibt, so hindert der königliche Censor nicht, der Censor der lasterhaften Administratoren zu seyn, und die Feinde der Menschheit oder der öffentlichen Freiheit an der Stirne zu brandmarken.

Ist es nicht hier, wo euch der Prophet in das Ohr zu rufen scheint? Schreye aus vollem Halse, schone dich nicht; erhebe deine Stimme, wie die Stimme einer Posaune; quäle den, der nicht hören will; stimme die Kraft des Prophetentons nicht herab, nimm das ehrwürdigste Amt über dich. Tadle nicht die Misbräuche einer Stadt, sondern die Misbräuche, deren Reform die ganze Menschheit intereßiren würde. Schreibe auf die-

hof, auf welchem die Schlacht zwischen Ludwig dem XI. und einer Handvoll Schweitzer vorgefallen ist, gewachsen war.

sem Felsen, der über das ganze Europa emporragt, für die ganze Welt!

Aber dieser Augenblick des Enthusiasmus, der die Seele des Mannes auf eine Zeitlang erhitzt, ist zu stürmend, zu gewaltsam, als daß er lange Zeit in der Brust eines schwachen, eingeschränkten Wesens zurückgehalten werden könnte. Der Mann, dem Himmel näher, hat den göttlichen Funken gefühlt, der seine Seele in Feuer setzte; vor dieser Majestät des Himmels war es, wo er die Thorheiten, das Elend der Erde mit mehr Stärke erkannte; aber weil er sie so stark fühlt, so ist das, was er am tiefsten fühlt, seine Schwäche, seine Kleinheit, sein Unvermögen. Er sieht die politischen Uebel mit der physischen, zermalmenden Kraft unüberwindlich verbunden.

Sie schwebt über seinem Haupte. Dieser mit dem Geräusche des Donners herabrollende Schneeklumpen will den Beobachter, den Reformator und seine edelsten Plane verschlingen. Schwach und klein, wird ihn das moralische Böse mehr erschüttern, als das physische? In einem so warm in Bewegung wallendem Herzen, welche Stärke, welches Hülfsmittel wird er da finden? Wer ist er? was will er? was kann er?

Da er bald bemerkt, daß ein Glied an der ungeheuren Kette festgebunden ist und nichts über diese vermag, so kommt er aus seiner frommen

Raserey, behält nichts von ihr, als das sanfte Gefühl, als eine für die menschliche Seele merkwürdige und gute Bewegung zurück, und sein Herz fühlt sich von nichts mehr, als einem Seufzer des Mitleidens, gedrängt.

Er wollte die Menschen bessern, und weiß nichts mehr, als die Natur zu bewundern. Die Natur um ihn herum scheint es ihm zuzurufen: ich bin groß und du bist klein, dieser Horizont ist unermeßlich und deine Fassungskraft eingeschränkt. Dieser Felsen hat die erstern Tage des Erdbodens gesehen; könnte er reden, so würde er dich beschämen. Stille also vor diesen ungeheuren Massen!

Ja, hier ist es, wo diese Menge von Misbräuchen, die die Menschheit überschwemmen, an den Menschen festgebunden scheint, der in den tiefliegenden Ebenen kriecht. Wie der Maulwurf, der seine Wohnung in die Erde eingegraben hat, hat er sich von der himmlischen Religion entfernt; er hat nicht den Gipfel der Gebirge zu erklettern gewußt, um diese stärkende Luft daselbst einzuathmen, welche die Seele zum Tone der Tugend stimmt. Der Mensch würde ohne Zweifel diese niedrigen Leidenschaften ablegen, wenn er zu einem erhabenen Aufenthalte emporkletterte. Alle eine Gedanken sind vielleicht nur darum niedrig sind irrdisch, weil er sich in Häuser vergraben

hat, die der Dreck und der Koth umgeben. Der Mensch steige auf die Höhen; sein Gedanke wird sich mit ihm erheben, und er alle diese kleinen kriechenden und einförmigen Begriffe, wie die Erde, auf welcher er wandelte, verlieren. Hier ist es, wo der Mensch stärker, wo er besser ist. Die Natur scheint unter der ungestalteten, dummen und harten Gestalt das Gepräge einer erhabenen, schöpferischen Hand sichtbarer an sich zu tragen. Hier werfen die schwarzen Tannenwälder ihren feierlichen Schatten von sich. Da rollt der Strom mit Gebrülle hin, der den Berg von der Spitze bis zu seinem Fuße durchschnitten hat, und in einen Schlund ohne Grund und Boden hinabzustürzen scheint. Man bewundert, tritt vor Erstaunen zurück; das Auge kömmt zurück, um den Abgrund auszumessen; der Fuß zittert und die Seele ist in Entzücken.

Ein weitausgebreitetes Amphitheater von ewig liegendem Eis, eine majestätische Landschaft, Seen, welche die unregelmäßigen Gipfel, die sie umzingeln, im Widerschein darstellen; Pyramiden, deren Grundboden die Grundlage des Weltballs zu seyn scheint, ungeheure und prächtige Ruinen, Bilder und Ueberbleibsel des Chaos, als wenn ein Planet auf unsre Erdkugel herabgefallen, und die Knochen oder die zerstreuten Glieder einer zerstörten Welt in seinem Falle ungleich ausgesäet

hätte; *) an einem Abgrund herabhängende Felsenspitzen, auf welche der Mensch seine Hütte hingepflanzt hat, wo er mitten unter diesen majestätischen Schreckbildern frey und glücklich lebt; das die großen Gegenstände, welche die Seele ganz an sich festhalten und sie anfüllen, ohne sie abzuschrecken.

Der Naturkündiger und der Dichter finden da reichhaltigen Unterricht und neue Bilder. Der Erdball stellt da dem Auge seine nackten Eingeweide so wie das unterirrdische Arbeiten der sich herausgearbeiteten Flüsse dar, die aus ihren Seiten heraustreten müssen, um die Königreiche zu benetzen und ihren Reichthum zu nähren.

Da ist es, wo der Mensch vollkommen frey ist, wo er niemals unterjocht werden wird. Der Donner schießt seine Feuerpfeile unter den Füssen dieser glücklichen Republikaner hin. Und wenn Europa in Feuer ist, so bemerken sie den Rauch dieser Gefechte nur von weitem. Die blutige Zwietracht der Staaten ist an dem Fusse dieser Gebirge erstorben, welche der wahre Aufenthalt des Weisen und des Beobachters zu seyn scheinen.

*) Ein Gedanke, der mir auffiel, als ich den Pilatusberg sah. Es war meiner Einbildungskraft ohnmöglich, nicht auch ein System zu machen.

Inhalt
des achten Theils.

604	Kapitel	Bicetre	S. 3
5	—	Von der Heilung venerischer Krankheiten im Bicetre	17
6	—	Der St. Louis-Tag	23
7	—	Triumph des Voltäre, Jeannot.	29
8	—	Jockeis	37
9	—	Diamanten	40
10	—	Kleine Mädchens-Carricaturen	44
11	—	Journale, der wahre Journaliste	49
12	—	Comedianten-Buden in den Boulevards	54
13	—	Egoisten	59
14	—	Von der Schreibart	65
15	—	Vieharzneyschule	73
16	—	Wucherer	75
17	—	Egoismus ganzer Gesellschaften	78
18	—	Sybariten	87
19	—	Elyseische Felder	84
20	—	Journal von Paris	85
21	—	Von einer zweyten französischen Schaubühne	91
22	—	Dreyßig Schriftsteller in Frankreich und nicht darüber	96
23	—	Carrabas, Cammertöpfe	103
24	—	Seltenheiten	109
25	—	Kollegium der Wundarzneykunst	113
26	—	Grisetten	119
27	—	Verkäuflichkeit	124
28	—	Vierzigjährige Frauens	126
29	—	Periodische Blätter	131
30	—	Austheilung der Almosen	133
31	—	Beckereyschule	139
32	—	d'Argenson	146
32	—	Magister der freyen Künste	157
33	—	Vom litterarischen Jahrhundert Ludwigs XIV.	159
34	—	Originalität	168

635 Kap. Gebäude S. 170
36 — Bauleute 175
37 — Maurer 178
38 — Zimmerleute 183
39 — Geschworne Taxirer 185
40 — Vom Militairton 187
41 — Zweykampf 190
42 — Tribunal der Marschälle von Frankreich 195
43 — Weine 199
44 — Zu Fuße gehen 202
45 — Abhandlungen der königl. Akademie der Arzneykunst 207
46 — Fragen 209
47 — Regierung 218
48 — Paillasse 229
49 — Adel 233
50 — Küsse. Umarmungen 239
51 — Hagestolze 242
52 — Verzweiflung 246
53 — Lyrische Gedichte 248
54 — Ballets 250
55 — Reim 253
56 — Verwundete Leute 259
57 — Wunderwerke 262
58 — Bücher 264
59 — Empiricker 267
60 — Ventilator in den Schauspielhäusern 273
61 — Sonderbare Heyrath 274
62 — Ländliche Feste zur Ehre der Tugend 277
63 — Misanthrop 278
64 — Zu leicht gestatteter Zugang 280
65 — Anstalt zu Vaugiraed 283
66 — Gute Werke 286
67 — Coulissen 290
68 — Freundschaft der Frauens 294
69 — Eingeschlossene Thiere 296
70 — Grabschrift 299
71 — Abgeklärtes Seinewasser 299
72 — Montrevil 303
73 — Historiograph von Frankreich 305
74 — Aussicht der Alpen 307

S
Mercier
8

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mercier, Louis Sébastien,

Paris ein Gemälde

Bd.: 8

Leipzig (1784)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 1068 -8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11278584-7
VD18 80281052-001